UNIVERSAL
LIBRARY
OU_220843
UNIVERSAL
LIBRARY

OSMANIA UNIVERSITY LIBRARY

Call No. 909 Accession No. [redacted] 35388

Author R19W
Ranke, L. von

Title Weltgeschichte. 1922. Vol 6

This book should be returned on or before the date last marked below.

Leopold von Ranke

Weltgeschichte

Sechster Band



Fünfte Auflage

*

1922

Verlag von Duncker & Humblot
München und Leipzig

Alle Rechte,
insbesondere die der Übersetzung,
vorbehalten.

Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Inhaltsverzeichnis
zum sechsten Bande.

II. Zersetzung des karolingischen, Begründung des Deutschen Reiches.
Fortsetzung.

Zehntes Kapitel. Seite
Macedonische Dynastie in Byzanz 3
Elftes Kapitel.
Fatimiden und Omaijaden 12
Zwölftes Kapitel.
Dänen in England. Normannen im westlichen Frankreich 26
Dreizehntes Kapitel.
Einbrüche der Ungarn im Occident. Das karolingische Königtum in Deutschland unter Ludwig dem Kinde und Konrad I. 39
Vierzehntes Kapitel.
Übergang des Königtums auf das sächsische Haus 55
Fünfzehntes Kapitel.
Otto der Große 77

III. Höhe und Niedergang des deutschen Kaisertums.
Die Hierarchie unter Gregor VII.

Vorwort 147
Eingang 149
Erstes Kapitel.
Regierung Ottos II. 153
Zweites Kapitel.
Unruhen im deutschen Reiche und vormundschaftliche Regierung Theophanos 164
Drittes Kapitel.
Anfänge der kapetingischen Dynastie und ihre Kirchenpolitik; Cluny 170
Viertes Kapitel.
Kaisertum und Papsttum vereinigt: Otto III. Begründung der Königreiche Polen und Ungarn 177
Fünftes Kapitel.
Behauptung und Begrenzung des deutschen Reiches durch Heinrich II. 193
Sechstes Kapitel.
Übergang des Kaisertums auf das salische Haus. Regierung Konrads II. 216
Siebentes Kapitel.
Englische Hierarchie und nordisches Königtum 236
Achtes Kapitel.
Das Kaisertum unter Heinrich III. 249
Neuntes Kapitel.
Anfänge der Emancipation des Papsttums 259
Zehntes Kapitel.
Erste Regierungszeit Heinrichs IV. 267
Elftes Kapitel.
Die Normannen in England und in Unteritalien 275
Zwölftes Kapitel.
Erste Konflikte Gregors VII. mit Heinrich IV. 282
Dreizehntes Kapitel.
Canossa 292
Vierzehntes Kapitel.
Gegenkönigtum und innere Kriege in Deutschland 301
Fünfzehntes Kapitel.
Offener Kampf zwischen Gregor VII. und Heinrich IV. 306
Sechzehntes Kapitel.
Behauptung des Kaisertums trotz der Exkommunikation 315
Siebzehntes Kapitel.
Anfänge Heinrichs V. Ausgang Heinrichs IV. 323

II.

Zerſetzung des karolingiſchen, Begründung des deutſchen Reiches.

Fortſetzung.

Zehntes Kapitel.

Macedonische Dynastie in Byzanz.

Den Verwirrungen des occidentalischen Kaisertums gegenüber macht es doppelten Eindruck, daß das orientalische wieder zu einer kompakten Einheit gelangte und mit den andringenden Völkerschaften in neue Verbindungen trat, welche durch die Ausbreitung der Religion universalhistorisch wichtig geworden sind. Wir haben der macedonischen Dynastie, unter der dies geschah, und ihres Stifters ein paarmal gedacht. Anders ist es nicht, als daß die welthistorische Betrachtung das eine vorauszunehmen, das andere nachzuholen hat. In diesem Falle sind wir hier. Wir wenden dem macedonischen Kaisertume, das wieder einen besonderen Mittelpunkt für das Balkanland, den Norden von Europa, Ostasien und das Mittelmeer bildete, und bald mit den Deutschen, bald mit den Normannen in Kontakt geriet, eine eingehendere Aufmerksamkeit zu.

Es giebt genealogische Notizen, nach welchen die Abkunft des Basilius von den armenischen Arsaciden hergeleitet wird, das Geschlecht seiner Mutter von dem großen Konstantin; man hat ihn an Alexander den Großen angeknüpft. Die Wahrheit ist eine ganz entgegengesetzte. In Basilius gelangte wieder ein Mann auf den Stuhl der Imperatoren, welcher wie Justin und Leo der Isaurier von originaler Kraft und Eigenart in die Reihe der Imperatoren mehr eindrang, als sie fortsetzte. Die in Macedonien ansässige Familie, aus welcher Basilius stammte, war von den Bulgaren gefangen fortgeführt worden. Dort unter einem kriegerischen, barbarischen Volk war Basilius aufgewachsen; nicht ohne Vorwissen und Teilnahme der griechischen Regierung gelang es den Weggeführten, nach einiger Zeit in ihre Heimat zurückzukehren. Basilius begab sich dann nach Konstantinopel, wo er zerlumpt und müde ankam und in einem Kloster Nachtquartier fand.

In der Gefangenschaft hatte er seine gewaltige Körperkraft ausgebildet, und sich derselben auf das geschickteste zu bedienen gelernt; er warf die bulgarischen Kämpfer nieder, die kein anderer bezwingen konnte.

Damit verband er eine Versatilität seines Geistes, wie sie wohl bei dem Emporstreben aus dem untersten Stande erworben wird. Er fand den Weg in die Marställe der Großen, den Marstall des Kaisers selbst, dessen Gunst er erwarb; Michael III. machte ihn zu seinem Oberstallmeister und später zum Patricius und Oberkammerherrn. Hier ist er dann in die Parteiungen gezogen worden, die den Hof zersetzten. Der Cäsar Bardas, der den Oberkammerherrn, mit dem er zerfallen war, gestürzt hatte, brachte Basilius an dessen Stelle; er hoffte an ihm eine feste Stütze zu haben. Dann aber regte sich, wie so oft, zwischen dem Cäsar und dem Augustus Eifersucht. Zwischen Bardas und Michael waltete noch ein anderes Mißverständnis ob, das nicht

nur persönlicher Natur war. Bardas und seine Familie nahmen eine so einflußreiche Stellung in der Armee ein, daß der Kaiser ihn zu fürchten anfing und den Plan faßte, sich seiner zu entledigen. In diesem Konflikt schloß sich aber der neue Oberkammerherr an den Kaiser an: von ihm wurde Bardas gestürzt und umgebracht, und da der Kaiser nicht allein zu regieren vermochte, so wurde Basilius selbst zum Cäsar ernannt. Nicht lange jedoch bestand ein gutes Verständnis zwischen ihm und dem Kaiser. Der Urenkel des Basilius, Constantinus Porphyrogenitus, versichert, daß nur die Gewaltsamkeiten und die Ausschweifung Michaels daran schuld gehabt hätten; die meist angenommene Erzählung ist, dem Kaiser sei auch Basilius beschwerlich geworden: er habe denselben auf einer Jagd umbringen zu lassen gedacht, aber der Anschlag sei mißlungen und hierauf habe Basilius veranstaltet, daß Michael selbst ermordet wurde. Unleugbar scheint es zu sein, daß sich das allgemeine Vertrauen auf Basilius wandte; man hat es sogar für wahrscheinlich gehalten, daß der Senat selbst ihm bei seinem Vorhaben beigestimmt habe. Genug: der den Bulgaren vor noch nicht zwanzig Jahren entronnene Sklave gelangte zum Besitz des Purpurs in Konstantinopel. Dem griechischen Volke war das nicht unangenehm; es wünschte Menschen von geringer Herkunft, denen die Lage der unteren Klassen bekannt sei, zu den höheren Stellen, ja zu dem Throne selbst aufsteigen zu sehen.

Vor den occidentalischen Imperatoren hatten die orientalischen den Vorzug, daß sie weit größeren Einfluß auf die geistlichen Angelegenheiten ausübten. Auf den Thron gestiegen, hat Basilius in die von Photius erregten Streitigkeiten eingegriffen. Da Photius ein Freund des Bardas war, so begreift man, daß Basilius, welcher diesen gestürzt hatte, sich auch von Photius abwandte. Er suchte seine Stütze zuerst bei den Anhängern des Ignatius, den er wiederherstellte, und dem römischen Stuhle selbst. Im Gegensatz zu Photius berief er ein Konzil, welches jedoch mit größerem Rechte als das photianische als ein ökumenisches bezeichnet werden konnte; es ist das achte in der Reihe. Es ist das Konzil, in welchem der Gegensatz zwischen Morgenland und Abendland wieder zurücktritt. Der Kaiser nahm selbst daran Anteil; er scheint auf ein Einverständnis mit demselben auch in politischer Hinsicht vielen Wert gelegt zu haben: er ließ seinem Sohne Leo ein Erbrecht auf die Thronfolge votieren. Die Versuche, Photius zur Nachgiebigkeit zu vermögen, blieben jedoch vergeblich. Photius weigerte sich, den Anklagen Rede zu stehen; er hat damals das ehrenwerte Wort ausgesprochen: „indem ich schweige, hört Gott meine Stimme." In der Schlußsitzung wurden die Dekrete der beiden Päpste Nikolaus und Hadrian zu strengster Befolgung anempfohlen. Von dem römischen Patriarchat, welches die erste Stelle unbestritten behauptete, wurde das konstantinopolitanische als zweites anerkannt.

An das Diöcesanverhältnis derselben aber knüpfte sich doch gleich eine neue Streitigkeit, welche nicht sowohl dogmatisch ist, als gleichsam geographisch-historisch. Der bulgarische König Bogoris fragte an, zu welchem der beiden

Patriarchate sein Reich gehöre. Wenn die Römer den Besitz dieses Gebietes aus dem Grunde behaupteten, weil es im alten Illyrikum inbegriffen sei, das immer von Rom abgehangen, so wandten die Griechen dagegen ein, durch die Verbindung mit den Franken habe der Papst alle Diöcesanrechte in einer griechischen Provinz verloren. Sonderbar, daß die Verhältnisse zwischen dem Occident und Orient des alten Imperiums hier zu einer kirchlichen Bedeutung gelangen.

Es war also recht eigentlich ein griechisches Interesse, wenn Photius nach der Hand wieder emporkam und Basilius das gute Einvernehmen mit Rom wieder auflöste. Auch in der Zeit seiner Entzweiung mit dem Kaiser war Photius sehr mächtig; nach dem Tode des Ignatius wurde er ohne Bedenken als dessen Nachfolger anerkannt. Man kann es mit zu den Unfällen rechnen, durch welche Papst Johann VIII. beim Tode Kaiser Karls II. überhaupt betroffen wurde. Er hat aber auch in dieser Angelegenheit keine nachhaltige Festigkeit gezeigt. Er dispensierte Photius von den ihm in jener Synode auferlegten Beschränkungen und verlangte nur, daß derselbe keine Jurisdiktion in Bulgarien ausüben solle.

Photius wird beschuldigt, den Erklärungen des Papstes, die in seine Hände fielen, eine noch bei weitem entschiedenere Form zu seinen Gunsten gegeben zu haben. Bei allem, was von diesen Transaktionen verlautet, bemerkt man immer den Nachteil der Verhandlung in zwei verschiedenen Sprachen. Die Legaten waren meist des Griechischen unkundig, von ihnen konnte niemand der Begründung der Behauptungen des Photius nachforschen, man mußte seinen Mitteilungen über dieselben Folge leisten. Von Kaiser Basilius ließ sich nicht erwarten, daß er zum Nachteil der ihm jetzt wieder ganz ergebenen griechischen Kirche einschreiten würde. Wir wissen schon, daß er die Verbindung mit Rom zwar eine Zeitlang festhielt, dann aber wieder von derselben zurücktrat. Ich denke, das beruhte auf der kirchlich-politischen Stellung der beiden Patriarchate überhaupt.

Eine fernere Differenz der beiden Kirchen brach in Pannonien aus. Methodius hatte die slavische Messe in Mähren eingeführt zum Ärgernis seiner deutschen Nachbarn, die nur die lateinische hören wollten. Durch Hadrian II. war Methodius im Jahre 869 zum Erzbischof von Mähren und Pannonien erhoben und geweiht worden. Trotz aller Widerrede des Erzbischofs von Salzburg hielt auch Johann VIII. an dieser Erhebung des Griechen fest, obwohl es unzweifelhaft ist, daß Methodius das Wort „filioque“, das unterscheidende Kennzeichen des lateinischen Glaubens, nicht gebrauchte. Aber man hielt es damals in Rom noch nicht für unbedingt notwendig. Johann VIII. gestattete selbst den Gebrauch der slavischen Liturgie, weil Gott in allen Sprachen gefeiert werden solle; nur müsse die lateinische Messe immer vorangehen.

Die Entscheidung des Papstes für Methodius war auch insofern zweifelhaft, als ihm derselbe einen Deutschen, Wiching, an die Seite stellte, der

dem Erzbischofe Widerspruch erweckte. Bald nachher, am 6. April 885, ist Methodius verschieden. Zu Tage liegt, daß er weder der einen noch der anderen Kirchengemeinschaft recht angehörte. Er behielt das griechische Glaubensbekenntnis bei, aber unter der Konvenienz des Papsttums, das nichts mehr wünschte, als ihn in seiner Diöcese aufrecht zu erhalten. Das beste ist, ihn in seiner Besonderheit zu verehren; er ist dadurch unvergeßlich, daß er durch seinen Gebrauch der slavischen Sprache eine ganze Litteratur begründet hat.

Die Verbindung des politischen Gedankens mit dem religiösen tritt auch hier zurück. Wiching behauptete in Mähren den Platz. Clemens, ein Schüler des Methodius, wurde Bischof von Bulgarien. Die Mähren in ihrem Gegensatz zu dem ostfrankischen Reiche forderten einen neuen Bischof für Pannonien, was Papst Johann VIII. insofern bewilligte, als er einen Erzbischof und einige Prälaten schickte, welche das verwüstete Land neu organisieren sollten, wogegen dann die bayrischen Bischöfe Einsprache erhoben. Die Aufrichtung einer unmittelbar römischen Diöcese in Pannonien fand bei den Deutschen, in Bulgarien bei den Griechen Widerstand.

Kommen wir auf Photius zurück. Der Mann, der noch heute auf die Studien einwirkt, ein Encyklopädist der klassischen Gelehrsamkeit ist, muß, wenn ich nicht irre, zugleich als derjenige betrachtet werden, welcher der griechischen Kirche ihre exklusive Gestalt gegeben hat. Es kann zweifelhaft sein, ob er den Kaiser Basilius mehr auf seine Seite zog oder ob er von diesem beherrscht wurde. Seine Angriffe auf Nikolaus I. und die lateinische Kirche prallten wirkungslos ab; aber der Behauptung des Papstes, der universale Patriarch zu sein, setzte er sich mit großem Erfolg entgegen. Im Jahre 879 hatte er eine neue Synode versammelt, gleichsam als Gegenstück der achten, sogenannten ökumenischen. Die photianische war dreimal stärker besucht und in ihr bekamen die griechischen Ideen vollkommen die Oberhand. Photius trat als ökumenischer Patriarch auf. Er stützte sich dabei auf die Einwilligung der anderen Patriarchen, der gesamten griechischen Kirche und des Kaisers Basilius. Die Zugehörigkeit der Bulgarei zur griechischen Kirche wurde mit dem Recht ihres Kaisers auf dies Land bewiesen, das einst zu seiner Herrschaft gehört habe und wohl bald wieder zu ihr gehören werde.

In die letzten unglücklichen Tage von Papst Johann VIII. gehört es noch, daß er die Kunde hievon erhielt; er zögerte nicht, die Verdammung des Photius auszusprechen, ehe er starb. Mit dem Evangelienbuch in der Hand vom Ambo herab bedrohte er alle mit dem Bann, welche nicht zugestehen wollten, daß Photius durch ein göttliches Gericht verdammt worden sei. Photius behauptete seinen Sitz bis zum Tode des Basilius, er unterstützte denselben bei seiner Legislation. In einem der Gesetzbücher des Basilius, der Epanagoge, finden sich Stellen, die wir anderwärts als von Photius herrührend bezeichnet finden.

Für das griechische Reich war es von eminenter Wichtigkeit, daß Basilius die Paulicianer, eine Sekte, die sich aus einer Kombination des Parsismus mit dem Christentum entwickelt hatte und für ihren fanatischen Glauben die Waffen ergriff, eliminierte. Sie waren dem orthodoxen Kaisertum unerträglich. Vor seinen Verfolgungen wichen sie nach Armenien, wo sie sich mit den Saracenen verbanden. Sie streiften bis nach Ephesus, Nicaea, Nikomedien, sie beunruhigten selbst das thracische Thema. Ihr Anführer erklärte dem Kaiser Basilius unumwunden seine Absicht, ihn aus dem orientalischen Reiche zu vertreiben. Basilius unternahm einen Feldzug gegen sie und schloß sie in der von ihnen gegründeten Stadt Tephrika ein; diese selbst vermochte er nicht zu nehmen. Im nächsten Jahre wandte er sich gegen ihre Bundesgenossen, die Saracenen; er rückte vor Samosata und zerstörte die Stadt; auch das jenseit des Euphrat gelegene Gebiet wurde von Streifabteilungen des griechischen Heeres verwüstet. Bei seiner Rückkehr empfing ihn die Bevölkerung von Konstantinopel im Triumph. Gegen die Paulicianer bedurfte es noch eines zweiten Feldzuges, der von einem Domesticus Scholarum ausgeführt wurde. In den Truppen erwachte ein Wetteifer mit den Paulicianern, diese wurden überwunden, ihr Ansehen fiel, das Kreuz hatte gesiegt; später erscheinen die Paulicianer unter den Truppen des Kaisers.

Besonders rühmlich war der Krieg, den Basilius gegen die Saracenen in Syrien führte. Im Jahre 877 gewann er das feste Lulua, ein Bergschloß in der Nähe von Tarsus, von dessen Höhe man die Bewegungen der Saracenen zu beobachten und im voraus die Einwohner durch Feuerzeichen auf dieselben aufmerksam zu machen pflegte. Basilius fiel im Jahre 878 in Cappadocien ein und eroberte Cäsarea am Argäus, die vornehmste Stadt der Landschaft; er überschritt den Sarus und drang bis Germanicia vor. Er überstieg den Taurus; in den Gebirgsengen, die er passieren mußte, schritt er selbst zu Fuß vor seinen Truppen einher. Abermals hielt er bei seiner Rückkehr einen triumphierenden Einzug in die Hauptstadt, das Volk war dem Retter des Reiches und der Religion tief ergeben und verpflichtet.

Der religiöse Antagonismus erscheint auch in diesen asiatischen Kämpfen. Der Emir von Tarsus fordert die Griechen einmal gleichsam zur Probe heraus, ob Maria und ihr Sohn sie schützen werden. Das Schreiben wird dann bei dem Bilde der Mutter Gottes mit ihrem Kinde niedergelegt, worauf die Griechen siegen.

Besonderen Wert hatte es für die Verteidigung des Reiches, daß dem Kaiser eine wohlbewaffnete Flotte zu Gebote stand. Bald von Syrien, bald von Kreta, einmal auch von Afrika erschienen zahlreiche saracenische Fahrzeuge in den griechischen Gewässern; sie plünderten die Inseln des Ägäischen Meeres; sie sind sogar bis Prokonnesus gekommen. Basilius erwarb sich durch den Eifer und die Geschicklichkeit, mit welcher er diese Versuche zurückwies, den allgemeinen Dank. Sein vornehmster Nauarch, Nicetas Oryphas, hat einmal die Kühnheit gehabt, eine Anzahl von Schiffen über den Isthmus zu trans-

portieren, sodaß es ihm möglich wurde, die Feinde zu überfallen und ihren Verwüstungen ein Ende zu machen. Auf diese Weise gelang es den Griechen auch, ihre unteritalienischen Besitzungen gegen die Angriffe der Aglabiten zu behaupten.

In der Sinnesweise des Basilius lag es nicht, daß er die Interessen der gesamten Christenheit im Abendlande, sowie im Morgenlande ernstlich in Schutz genommen hätte. Dagegen muß man anerkennen, daß er dem griechischen Reich eine gesicherte Weltstellung verschaffte. Er unterwarf sich Dalmatien wieder, er eroberte Cappadocien und faßte fester in Syrien Fuß.

Der Enkel rühmt den Großvater hauptsächlich deshalb, weil er die der Vernunft widerstrebenden Begierden seiner Seele gedämpft hat. Zu diesem Zweck habe er die Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Männer studiert und sich mit denen in Verbindung gesetzt, die noch lebten; er habe sie nicht zu sich beschieden, sondern sie in ihren Wohnungen aufgesucht; er wollte mehr Herr über sich selbst als Gebieter seiner Unterthanen sein. Vor allem darauf nahm er Bedacht, daß den Geringeren kein Unrecht von den Mächtigeren zugefügt werde, die einen sollten die anderen nicht hassen; er wollte als der allgemeine Vater aller erscheinen. In diesem Sinne ist jene Legislation, an der Photius einen gewissen Anteil gehabt hat, durchgeführt worden. Basilius erwarb sich dadurch ein großes Verdienst, daß er die justinianischen Gesetze vereinfachte und kritisierte. Das Veraltete wurde ausgeschieden, das Brauchbare beibehalten. Da die in lateinischer Sprache abgefaßten Originale nicht mehr verstanden wurden, so sorgte er dafür, daß ein Handbuch zu stande kam, welches die am häufigsten in Anwendung kommenden gesetzlichen Bestimmungen enthielt. Basilius gehört zu den Männern, welche das große Produkt des alten Lebens, die römische Gesetzgebung in das moderne Leben hinüberführten. In einer Sammlung, die er Reinigung der alten Gesetze nannte, wurde eine umfassende, gelehrte Arbeit unternommen, an der auch sein Nachfolger fortgearbeitet hat. Jenes Handbuch, das Prochiron, hat bis in die letzten Zeiten des byzantinischen Reiches Geltung gehabt: auch auf die Völkerschaften, die sich zu den griechischen Bekenntnissen hielten, ist es von großem Einfluß gewesen, denn die kirchliche Legislation hing mit der weltlichen auf das genaueste zusammen. In beiden zusammen ist der Charakter des Byzantinismus noch bei weitem stärker ausgeprägt als bisher. Ich fürchte nicht zu weit zu gehen, wenn ich die Behauptung wage, daß der Gegensatz der Auffassung des Primats unter Nikolaus I. zu der Ausbildung der griechischen Kirche und des griechischen Lebens wesentlich beigetragen hat.

Das griechische Reich warf die Formen, die es aus dem Altertum überkommen hatte, z. B. die Städteverfassung, die Senatskonsulte, vollends ab; sie seien unter den veränderten Verhältnissen unnütz und unpassend geworden. Aber es erhielt sich doch als ein Land ausgebildeter Kultur, als deren Träger das Kaisertum erscheint; es bildete zugleich einen Mittelpunkt für den allgemeinen Welthandel und die Ausbreitung der Religion.

Sich auf diesem Standpunkte zu behaupten, war das vornehmste Verdienst des Sohnes und Nachfolgers des ersten Macedoniers, des Taktikers Leo. Derselbe hatte sich anfangs aus Haß gegen Photius dem römischen Stuhle genähert, dann aber bei Gelegenheit der Nachfolge im Reiche von dem Wahrspruche desselben entfernt und sich ihm entgegengesetzt.

Von großer historischer Wichtigkeit ist diese Nachfolge geworden; so verworren auch die Zustände nach Leo wurden, so hat sich doch zuerst seine Gemahlin Zoe in der Autorität behauptet und ist nach einiger Zeit, obgleich unter heftigen Konvulsionen, sein Sohn Constantinus Porphyrogenitus in Besitz derselben gelangt. Es ist dieselbe Dynastie, an welche die deutschen Kaiser anknüpften. Wir werden diese Ereignisse zu ihrer Zeit erwähnen. Hier sei nur der religiösen Propaganda gedacht, der sich Leo angenommen hat.

Noch hatten die Chazaren, die wir oben als Verbündete Justinians II. kennen gelernt haben, die größte Bedeutung unter den benachbarten Stämmen. In Bezug auf die Religion hat sich nie ein Volk receptiver gezeigt als diese. Sie vereinigten Juden, Christen, Mohammedaner. Ein König wird genannt, der ein Jude war. Sie dominierten den Handel nach Osten und Norden und ließen sich von ihren Nachbarn Tribut zahlen, beherrschten sie aber gleichwohl nicht. Da ist es nun geschehen, ohne daß man in Konstantinopel viel davon erfahren hätte, daß einige Völkerstämme slavischer, tschudischer, finnischer Herkunft unter die Hegemonie eines germanischen Stammes gerieten, der Normannen in Schweden, die sich nach Osten wendeten, wie ihre Stammesgenossen, die Norweger und Dänen nach Westen. Die allbekannte Sage ist: uneinig untereinander seien die Nowgoroden, Slaven, Kriwitschen, Tschuden im Westen des heutigen Rußland auf den Gedanken geraten, die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten einem Waräger, namens Rurik, und dessen Brüdern anzuvertrauen, die sich dann in Nowgorod festsetzten. Möglich, daß dabei doch eine Rücksicht mitwirkte, die sich auf Konstantinopel bezog. Hier gab es eine Leibwache normannischen Ursprungs, die den Namen Waranger führte.

Eben der Handel, den man trieb, ging nach Konstantinopel, was dann den Anwohnern des Warägischen Meeres, d. h. den östlichen Normannen, ein größeres Ansehen verschaffte. Eine Vereinigung mehrerer Völkerschaften verschiedenen Stammes wurde gegründet, an deren Spitze Normannen standen, welche doch mit Konstantinopel entfernte Beziehungen unterhielten. An der schwedischen Küste hat man große Münzfunde gemacht, die einen regen Verkehr der Normannen am Warangischen Meer mit Konstantinopel außer Zweifel setzen.

Das erste, was diese Waräger vollbrachten, war die Abstellung des bisher den Chazaren geleisteten Tributs; sie gewannen hierdurch eine sehr bebedeutende Stellung. Wahrscheinlich ist es doch, daß sie auf dem Wege nach Konstantinopel, mit welchem sie in unmittelbare Verbindung zu treten die Absicht faßten, Kiew am Dnjepr erreichten und sich daselbst festsetzten. Auch

diese Stadt wurde von dem Tribut befreit, den sie den Chazaren zahlte. Nowgorod und Kiew sind die Grundlagen des russischen Reiches. Selbst der Name hat eine Beziehung auf die Waräger. Die Schweden heißen bei den Finnen Ruotsi. Von den rätselhaften Rhos, die mit einer griechischen Gesandtschaft im Jahre 839 zu Ludwig dem Frommen kamen, um sich eine sichere Rückkehr in ihre Heimat zu verschaffen, erfuhr der Kaiser bei näherer Erkundigung, daß sie zu dem Volke der Schweden gehörten, und man dürfte urteilen, daß sie die Vorläufer jener Unternehmung der Waräger bildeten, deren Absicht eben dahin ging, mit Miklagard oder Tzargard, wie sie Konstantinopel nannten, in Verbindung zu treten. Die chazarische Völkervereinigung machte die unmittelbare Verbindung des Nordens mit der großen Handelsmetropole unmöglich.

Einen Teil dieser Völkergemeinschaft der Chazaren bilden die Ungarn. Die angeblichen Wanderungen des Stammes, welcher in der Geschichte als der magyarische erscheint, erforschen zu wollen, würde uns über den Charakter der Geschichte hinaus in die Altertümer des asiatischen und europäischen Nordens führen. Ein Streiflicht wirft es auf die Geschichte des Nordens, wenn man bemerkt, wie die Finnen, die vor den Germanen gewichen waren, doch nach einer anderen Seite große Ausbreitung gewannen. Die Türken sind stammverwandt mit ihnen; die Ungarn gehören ihnen wesentlich an. Noch ist man über die elementare Zusammensetzung der Sprachen nicht einverstanden. Die einen sehen in den Magyaren einen finnisch-ungarischen Stamm, der, an den Grenzen des Völkergebietes desselben angesessen, in stetem Kontakt mit den türkisch-tartarischen Völkern dem Einfluß derselben Eingang und Raum gewährt habe. Andere betrachten die Ungarn als einen türkischen Stamm, welcher, an den Marken des türkisch-tartarischen Völkersystems angesiedelt, in stetem Verkehr mit den finnisch-ungarischen Völkern viele Bestandteile der Sprache derselben aufgenommen habe. Als ein Mischvolk in Beziehung auf die Sprache erscheinen die Magyaren schon bei Constantinus Porphyrogenitus, der sie Türken nennt. Der erste Moment, in welchem sie historisch hervortraten, ist der folgende.

Wenn Basilius so viel Wert darauf gelegt hatte, den ursprünglichen Besitz Bulgariens dem griechischen Kaisertum zu vindizieren, so war es für seinen Nachfolger um so widerwärtiger, daß er mit diesen kriegsgeübten Nachbarn, an deren Spitze damals Symeon stand, in Kampf geriet. Man hat immer angenommen, daß eine Verlegung des bulgarischen Marktes von Konstantinopel nach Thessalonich die Ursache davon gewesen sei. Andere versichern, das habe dem bulgarischen König nur den Anlaß gegeben; schon ohne dies habe ihn nach einer Erneuerung des Krieges mit Byzanz verlangt. Indem nun Leo rüstete, um ihm zu begegnen, nahm er auch Chazaren in sein Heer auf. Symeon behielt die Oberhand und vergriff sich dann aufs gewaltsamste an den Chazaren, die er gefangen nahm; er schickte sie mit abgeschnittenen

Nasen nach Konstantinopel zurück. Der politischen, vielleicht merkantilen Entzweiung zwischen Symeon und Leo gesellte sich nun der barbarische Stammeshaß zwischen Chazaren und Bulgaren zu. Indem sich der Kaiser entschloß, den bulgarischen Krieg mit verdoppelter Kraft zu unternehmen, zugleich mit seiner Seemacht, welche die Donau hereinschiffte, und einem wohlgerüsteten Landheer, schickte er an die Chazaren, um ihre Hülfe nachzusuchen. Sein Gesandter, der reichlich mit Geld und Gaben versehen war, wandte sich an die chazarischen Stämme, welche man Türken und der originalen Nachricht zufolge Ugren nannte. Wir finden eine Notiz, nach der die Chazaren bei den Slaven überhaupt als Ugri bezeichnet wurden, die Magyaren als die schwarzen Ugri.

Die Ugren wurden bestimmt, dem Kaiser die Hülfe zu versprechen, deren derselbe unverzüglich bedurfte. Daß wir es hier mit wirklichen Ungarn zu thun haben, erhellt aus dem Namen des Führers; es ist Arpad, Sohn des Salmutzes (Almus). Sicher einer Unterstützung von jenseit der Donau rückten nun die Byzantiner ins Feld, ebenso der bulgarische König. Noch war es jedoch zwischen ihnen zu keinem Kampfe gekommen, als ein Schwarm der Ungarn durch die Byzantiner über die Donau gesetzt wurde und das bulgarische Gebiet wüste legte. Symeon verfehlte nicht, sich gegen sie zu wenden. Es kam zu einer förmlichen Schlacht zwischen beiden Völkern, in welcher die kecken Ungarn die Oberhand behielten, was den Griechen zunächst eine nicht geringe Erleichterung verschaffte. Als die Ungarn sich zurückzogen, gerieten die Griechen in Nachteil. Symeon war doch der stärkere und schlug sie. Auch die Ungarn hatten viele Bulgaren zu Gefangenen gemacht. Der Kaiser kaufte sie ihnen ab. Ihre Zurücksendung war die Bedingung, unter welcher Symeon seinen Frieden mit Byzanz einging. Geradezu entscheidend für Byzanz traten die Ungarn hier noch nicht auf, aber die Diversion, die sie machten, gereichte doch den Griechen zum größten Vorteil. Nicht auf Bulgarien aber war die Absicht der Ungarn gerichtet, sondern auf Pannonien, wo sie dann mit den Deutschen zusammenstießen.

Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich der persönlichen Gesinnung des friedlichen Leo einen großen Anteil an dieser Völkerbewegung zuschreibe. Er war durch und durch ein orthodoxer Christ. Er sieht ein göttliches Geschick darin, daß die Ungarn herbeikommen mußten, um die Bulgaren zu besiegen, damit nicht die Griechen in die Notwendigkeit versetzt würden, das Schwert mit christlichem Blut zu beflecken; er verabscheute das Heidentum der Ungarn noch mehr als die Unabhängigkeitsgelüste der Bulgaren; er war sehr zufrieden damit, daß diese sich den Ungarn nicht völlig unterwarfen und so die Herrschaft des Christentums an der unteren Donau aufrecht erhielten. Er erblickte in den Ungarn Instrumente Gottes, um die Bulgaren den Griechen zu unterwerfen. Ohne Zweifel sah er es gern, wenn sie den Boden des östlichen Reiches verließen und sich nach Pannonien wandten. Augenscheinlich ist, daß

Arnulf, der sie in dem Kampfe gegen die Großmähren an sich zog, dabei eben nur dem Beispiele Leos folgte. Wie dem östlichen Reiche gegen die Bulgaren, so sollten sie dem Westen gegen die Großmähren dienen.

Noch nach einer anderen Seite hin, in Italien, geriet Ostrom mit dem Occident in Berührung; ihren vornehmsten Mittelpunkt hatten diese Bewegungen in dem Emporkommen einer neuen mohammedanischen Dynastie an den Küsten des Mittelmeeres.

Elftes Kapitel.

Fatimiden und Omajjaden.

1. Aglabiten und Fatimiden.

Als ein Weltereignis muß es betrachtet werden, daß die Aglabiten in Afrika zu Grunde gingen und die Fatimiden an ihre Stelle traten. Alle Reiche und Landschaften am Mittelmeer, das griechische, Spanien, Italien, wurden davon betroffen. Ihre Geschichte wird nur dadurch verständlich, wenn wir diese Beziehungen hervorheben.

Die Aglabiten waren von Afrika her Siciliens Meister geworden und hatten Italien bisher schon immer in Schrecken gehalten. Niemals war das mehr der Fall, als in den letzten Jahren des 9. und in den beiden ersten des 10. Jahrhunderts. In Sicilien war eine Empörung gegen die Aglabiten ausgebrochen, außer anderen Städten war besonders Palermo dabei beteiligt. Jene schrieben den Aufstand den Griechen zu und erhoben sich mit gewohnter Energie, um denselben nicht allein niederzuschlagen, sondern an denen zu rächen, die daran Anteil gehabt hatten. Der aglabitische Emir Ibrahim schickte seinen Sohn Abul Abbas mit einer starken Truppenschar nach Sicilien, dem es dann auch gelang, die Empörer großenteils niederzuschlagen und Palermo zu erobern. Ohne sich jedoch dort aufzuhalten, wandte sich Abul Abbas nach Reggio, das damals in griechischen Händen war, und überwältigte die Griechen, die sich aus Calabrien dahin zogen. Von Reggio aus verübte er Einbrüche in die benachbarten italienischen Landschaften, bei denen er wilde Gewaltsamkeiten ausübte. Aber es kam ihm doch mehr auf Brandschatzungen und die Anzahl von Gefangenen an, die er machte; sie mußten sich mit Geld auslösen. Er brachte damit einen großen Schatz von Geld und Kostbarkeiten aller Art zusammen, den er dann seinem Vater anbot. Diesem aber war damit noch nicht genug geschehen; Ibrahim mißbilligte die Gefangennehmungen; er sah darin eine Schonung von Feinden Gottes, welche notwendig hätten vertilgt werden müssen.

Sowie der Sohn auf seinen Befehl oder infolge einer Täuschung dazu vermocht, nach Afrika zurückgekommen war, sammelte der Vater ein neues Heer, um das zu vollbringen, was jener unterlassen hatte. In dem alten Sinn des Islam versprach er den Gläubigen, die ihn begleiteten, das Paradies. So zog er zuerst nach Sicilien, wo er dann die noch nicht bezwungenen Empörer heimsuchte. Er eroberte den vornehmsten Sitz des Aufruhrs, Tauromenium, und verhängte Hinrichtungen in Masse. Die Grausamkeiten, die er beging, überboten die seines Sohnes bei weitem. Da er keinen Widerstand fand, so hoben sich seine Gedanken zu dem stolzesten Vorhaben, das je von den Kalifen gehegt worden war. Die Botschafter aus Italien, die ihn um Gnade bitten wollten, hörte er nicht einmal an. Man versichert, daß er die Griechen in Rom und Konstantinopel aufzusuchen beabsichtigt habe; weder Griechen noch Franken sollten ihn daran verhindern. Genug, mit der Wiedereroberung von Sicilien war eine sehr ernstliche Bedrohung von Unteritalien verbunden, gleichviel, ob es sich zu den Griechen oder Lateinern hielt. Mit einer Macht, die für unwiderstehlich galt, erschien Ibrahim vor Cosenza, das er umlagerte.

In Italien suchte man die verborgensten Reliquien der Märtyrer auf; man kannte keine anderen als die religiösen Waffen und betrachtete es als ein Wunder Gottes, daß der blutschnaubende Emir vor Cosenza plötzlich umkam. Und nicht mit Unrecht: denn wie hätte Italien in dem Zustande, in welchen es nach dem Abzuge Arnulfs geraten war, einen nachhaltigen Widerstand leisten können? Aber durch den Tod Ibrahims zerstreute sich die ganze Gefahr, zumal da die Dynastie in eine Lage geriet, in der sie an keine auswärtigen Unternehmungen denken konnte.

In ihrer unmittelbaren Nähe war der Verkündiger abweichender Glaubensmeinungen erschienen; El-Schii trat als Prophet einer Sekte auf, die sich in Irak an die Schiiten anschloß, mit den Doktrinen derselben aber persische und selbst mazdakidische Tendenzen vereinigte. El-Schii hatte bei dem Pilgerfest in Mekka mit Angehörigen des Berberstammes Kitama Bekanntschaft gemacht; man weiß nicht, ob sie selbst ihm den Antrag machten, mit ihnen zu gehen, oder ob er sie bewog, ihn auf der Rückreise mit sich nach Afrika zu nehmen. Hier angekommen, ergriff er die Gelegenheit, seine Doktrinen unter ihnen auszubreiten und ihnen einen Mahdi anzukündigen, der dieselben bestätigen werde; sie bedurften eines Oberhauptes, um sich gegen die Übermacht der Aglabiten zu schützen. Ibrahim hatte sich wenig um sie bekümmert. Mit den Nachkommen desselben aber, Abul Abbas und dessen Sohne Ziadat-Allah, gerieten sie in einen Kampf auf Leben und Tod, in welchem El-Schii zuletzt die Oberhand gewann und Kairwan in seine Hände brachte. Der letzte Aglabite, Ziadat-Allah, verschwindet auf einer Pilgerfahrt nach Jerusalem. Dann erst erschien der angekündigte Mahdi, Obeidallah. Es war ein angeblicher Nachkomme Alis und Fatimes, ein begüterter Mann aus Salamia bei Tripolis. Im Geleite einer Karawane gelangte er nach Afrika; von den

Aglabiten gefangen gesetzt, wurde er von El-Schii befreit und nahm nun die Stellung ein, die dieser vorbereitet hatte. Bei seinem Einzuge in Kairwan haben die Einwohner eine gewisse Besorgnis vor den extremen schiitischen Lehren, wie sie El-Schii verkündigte, kundgegeben. Dennoch wurde Obeidallahs Herrschaft anerkannt, sein Name in das Kanzelgebet aufgenommen; er erschien als Mahdi und nahm den Titel Emir Al-Mumenin an, so daß er sich zwischen den beiden Kalifaten von Cordova und Bagdad unabhängig aufstellte.

Wenn aber El-Schii und dessen Anhänger gehofft hatten, die Gewalt mit ihm zu teilen und alsdann eine mazdakitische Reform zu beginnen, so wurden sie bald inne, daß Obeidallah weder zu diesen Plänen die Hand bieten, noch die Gewalt überhaupt mit ihnen teilen wollte. Eine Zwietracht brach aus, die nicht mehr verheimlicht werden konnte. Der Mahdi aber wußte sich seiner Feinde zu entledigen; als sie sich zu ihm verfügten, um seine Gäste zu sein, ließ er sie ermorden. Das war überhaupt seine Sinnesweise; man hat ihn einmal aufgefordert, wenn er Mahdi sei, seine Abkunft durch ein Wunder zu beweisen; er antwortete mit dem Befehl, dem unbequemen Fragesteller den Kopf abzuschlagen. Es kam ihm nur auf den Besitz der Gewalt an, auf die ausschweifenden Doktrinen, die ihm dazu den Weg gebahnt hatten, leistete er Verzicht.

Als in Kairwan Gewaltsamkeiten vorkamen, durch welche der öffentliche Verkehr gestört und die Stadt selbst gefährdet wurde, gab er den Einwohnern Zusagen für die Sicherheit ihres Eigentums, mit denen er bisher zurückgehalten hatte.

Mit den Berberstämmen selbst geriet er in offenen Krieg, der noch einmal sehr gefährlich wurde, da diese einen neuen Mahdi aufstellten. Obeidallah hat sie besonders durch seinen Sohn Abul-Casim überwältigt. Um vor den unerwarteten Angriffen der Stämme sicher zu sein, legte er sich eine neue Residenz an der Seeküste, El-Mahdia, an; denn sein Sinn mußte notwendig dahin gehen, die an diese Küsten von alters her geknüpfte Seeherrschaft wieder in Besitz zu nehmen. Ein geistreicher Chronist des 10. Jahrhunderts bezeichnet die fatimidischen Moslimen als Punier, was in Bezug auf das westliche Mittelmeer einen gewissen Sinn hat. Doch hatte Obeidallah die Hände nicht so frei wie die Aglabiten. Bei der ersten Ausbreitung der Herrschaft geriet er mit den Omajjaden in Spanien in Kontakt; als er Nakur eroberte, nahmen die Söhne des Fürsten, der hiebei umkam, ihre Zuflucht zu Abderrahman.

Noch bedeutungsvoller für die Christenheit tritt das Verhältnis hervor, das sich in Sicilien herausstellte. Die Sicilianer hielten an der aglabitischen Succession der Emire fest; aber der fatimidische Gewalthaber war nicht gemeint, Statthalter in Sicilien zu dulden, welche der gestürzten Faktion angehörten. Er setzte den Sicilianern Emire seiner Wahl aus seinen eigenen

Anhängern. Man konnte das nicht anders erwarten, da die Differenz zugleich eine religiöse, von tief eingreifender Natur war.

Nicht so leicht aber wollten die Sicilianer zur Partei der Fatimiden übergehen; sie verweigerten dem von Obeidallah gesandten Statthalter den Gehorsam und stellten einen Emir aus ihrer eigenen Mitte, Ahmed Ibn Korhob, auf, der eine sehr eigenartige Haltung einnahm; er schloß sich an den Kalifen von Bagdad, damals Muktadir Billahi, an und ließ ihn wissen, daß er Sicilien nur in seinem Namen und als sein Unterthan verwaltete; er empfing die abbasidischen Abzeichen und suchte Sicilien unter der schwarzen Fahne wieder von Afrika loszureißen. Auf der anderen Seite trat er nach und nach mit dem griechischen Reiche in ein freundliches Verhältnis.

Hier war damals eine große Veränderung dadurch eingetreten, daß Leo VI., der Sohn des Basilius, am 11. Mai 912 mit Tode abging. Wir haben des friedliebenden, orthodoxen, gelehrten Imperators, der sich das Verdienst erwarb, die Bulgaren zu pacifizieren, soeben gedacht. Weltberühmt sind die Worte, die er kurz vor seinem Tode in Gegenwart des Senates aussprach. „Ich habe Euch," sagt er, „mit Wohlwollen und Sanftmut regiert; mögt Ihr das meiner Frau und meinem Sohne gedenken." In der Regierung trat dadurch kein Intervall ein, daß der Bruder Leos, Alexander, der ihn überlebte, sein unmittelbarer Nachfolger wurde.

Nach dessen Tode gelangte die Witwe Leos, Zoe, im Namen ihres minderjährigen Sohnes Constantinus VII. Porphyrogenitus zur Regierung. Und nicht ohne Bedeutung für das Abendland, namentlich für Italien, ist ihre Regierung geblieben. Sie war mit dem sicilianischen Emir Ahmed verbündet, der selbst viel zu viel beschäftigt war, um ernstlich an Italien zu denken. Sie bewilligte ihm eine ansehnliche Geldsumme, die wohl als Tribut bezeichnet wird, wogegen er ihr zusagte, die griechischen Besitzungen in Unteritalien nicht zu behelligen.

Augenscheinlich ist es, wie sehr der Abgang der Aglabiten, die Erhebung der Fatimiden zur Sicherung von Italien beitrug. Man hatte hier den vollen Ruin fürchten müssen; jetzt fühlte man sich stark, eine Unternehmung ins Werk zu setzen, an welcher Italien und dem Abendlande überhaupt unendlich viel gelegen war.

2. Papst Johann X. am Garigliano.

In den Verwirrungen, die noch unter Johann VIII. eintraten, hatten die afrikanischen Saracenen eine Art von Kolonie zu Raub und Angriff am Garigliano angelegt. Es war, wie man erzählt, dadurch veranlaßt, daß Johann VIII. die Stadt Gaeta nötigen wollte, sich dem Grafen von Capua, Pandulf, der sich damals dem Papsttum angeschlossen hatte, zu unterwerfen.

Um ihre Selbständigkeit zu behaupten, hatten die Magistrate jener Stadt die an der Küste herumschweifenden Saracenen zu Hülfe gerufen und ihnen zuletzt eine Hügellandschaft am unteren Garigliano eingeräumt, wo sich diese befestigten und eine Position einnahmen, durch welche alle benachbarten Regionen ihren Räubereien ausgesetzt und in ihrem Bestand gefährdet wurden. An den Konfinien des unteren und mittleren Italiens hatten die unversöhnlichen Feinde der Religion und der Fürstentümer eine Stellung inne, aus der sie bisher nicht hatten wieder verjagt werden können. Sie sind oft in den Fall gekommen, an die Aglabiten in Afrika zu rekurrieren. Wahrscheinlich hing der Schutz, den sie fanden, mit den erwähnten Umsturzabsichten des Emir Ibrahim zusammen, der auch deshalb keinen Widerstand besorgte, weil die moslimische Macht am Garigliano schon gut vertreten war. Nach dem plötzlichen Untergange Ibrahims stellten sich die Saracenen am Garigliano, die Verstärkungen aus seinem Heere herangezogen hatten, als unabhängige Macht auf und wurden um so furchtbarer; es war eine Lebensbedingung für das südliche Italien, daß es sich von dieser Geißel nunmehr befreite.

Dazu schon bot Leo VI. seine Hülfe an; erst Zoe aber kam in den Stand, eine solche zu leisten. Sie verband sich mit den unteritalienischen Fürsten. Die Herzöge von Neapel und Gaeta, die sich den Saracenen angeschlossen hatten, wurden durch byzantinische Würden aufs neue verpflichtet; Landulf von Capua erscheint als Anthypatus und Patricius. Ein griechisches Heer unter dem Patricius Nikolaus Picingli, den schon Leo dazu bestimmt hatte, erschien im Feld. Und diesmal fand nun zwischen Konstantinopel und Rom das beste Verständnis statt; durch eine besondere Verflechtung der Umstände war das Papsttum selbst fähig, zu jener wichtigen Waffenthat die Hand zu bieten.

Der römische Stuhl war nach dem Tode des Formosus in die schwersten Verwickelungen geraten. Wenn dessen Andenken von den einen verflucht, von den anderen gesegnet wurde, so hatte sich in diesen Verwirrungen selbst eine Kombination erhoben, in welcher drei unzüchtige und ehrgeizige Frauen, eine Mutter und ihre beiden Töchter, eine große Rolle spielten. Aus den Überlieferungen kann man wenigstens soviel entnehmen, daß die Mutter das Regiment in der Stadt errang und festhielt und daß infolge dieses Zustandes Papst Johann X. im Mai 914 den römischen Stuhl bestieg. Dieser Papst hatte eine ähnliche Stellung, wie die, welche man dem Formosus zum Verbrechen machte; er hatte schon eine hohe kirchliche Würde, das Erzbistum Ravenna, inne, als er das Papsttum erlangte.

Man muß ihm aber zugestehen, daß er nicht ohne Gefühl für die Unabhängigkeit von Italien war. Nachdem vor einigen Jahren der Sohn Bosos in Italien die Oberhand gewonnen und selbst das Kaisertum eine Zeit lang besessen hatte, war er doch gezwungen worden, vor Berengar von Friaul zu weichen; den aber berief Johann nach Rom. Die panegyristische Vita Berengars, in welcher die Idee der Unabhängigkeit Italiens das lebendige

Moment bildet, sieht in dieser Wahl die Bestätigung derselben; der Papst habe Berengar berufen, um den Römern ihr Recht angedeihen zu lassen; er habe ihnen beim Einzuge Berengars zugerufen, der König komme aus den ausonischen Landen, d. h. er sei kein Fremder.

Da trat nun jenes Unternehmen am Garigliano in den Gesichtskreis. Der Papst hat nicht etwa den neuen Kaiser veranlaßt, sich dahin zu begeben. Dessen Anwesenheit in dem oberen Italien war unentbehrlich; er hatte ganz andere Feinde, deren wir bald gedenken werden, zu bekämpfen. Papst Johann selbst aber erhob sich nach dem Garigliano: er hatte den Ehrgeiz, an dem Kampfe gegen die Ungläubigen persönlich Teil nehmen zu wollen. Mit ihm erschien der Markgraf von Camerino, Herzog von Spoleto, der tapfere Kriegsmann Alberich im Felde.

So vereinigten sich lateinische und griechische, mittelitalienische und unteritalienische Streitkräfte gegen die militärische Kolonie der Saracenen am Garigliano, welche ihrerseits vollkommen isoliert waren; denn die Aglabiten waren vernichtet, von den Fatimiden hatten sie keine Hülfe zu erwarten, zumal da diese noch mit der Besitznahme von Afrika beschäftigt waren und Sicilien sich ihrer Herrschaft entzogen hatte. In ihren Befestigungen, wo sie drei Monate lang belagert worden waren, wollten sich die Saracenen nicht überwältigen lassen; unter dem Einfluß ihrer früheren Verbündeten von Neapel und Gaeta versuchten sie sich durch die Flucht zu retten. Aber sie gelangten nur bis in das nächste Waldgebirge; hier sind sie von den Belagerern erreicht und vollkommen vernichtet worden.

Italien konnte wieder aufatmen, da es von dieser gräßlichen Geißel befreit war.

3. Kaiserin Zoe und ihr Sturz.

Nicht so glücklich war Zoe im Kriege gegen ihre eigenen nächsten Nachbarn, die Bulgaren, die an ihre Verträge mit Leo nach dem Tode desselben nicht mehr gebunden zu sein glaubten. Die Politik der Zoe ist insofern eine eigentümliche, als sie außer jener Abkunft in Sicilien mit dem Emir, der sich an die Abbasiden hielt, auch mit diesen selbst einen Vertrag schloß, der ihr, da von allen Seiten die Grenzen gesichert waren, den Mut einflößte, den Kampf mit den Bulgaren mit aller Kraft zu unternehmen.

Mit einem gewissen Pomp wurde der Krieg eingeleitet; Leo Phokas, der das Landheer befehligte, sollte einen unmittelbaren Angriff unternehmen, dabei aber von Romanus, der den Auftrag erhielt, mit einer Flotte die Petschenegen gegen die Bulgaren herüber zu führen, unterstützt werden. Allein so weit reichte der persönliche Einfluß der Zoe doch nicht, daß sie die beiden auseinanderstrebenden Anführer in einer Direktion hätte zusammenhalten können. Leo Phokas wurde von den Bulgaren besiegt, was man den Häsita-

tionen des Romanus zuschrieb, der nicht zur rechten Zeit erschienen war, um die Petschenegen hinüberzubringen. Die Bulgaren erschienen siegreich und drohend vor Konstantinopel.

Mit diesem äußeren Unglück hing nun eine innere Entzweiung gefährlichster Art zusammen. Romanus wurde zur Verantwortung gezogen und hatte die schwersten Strafen zu erwarten. Leo Phokas, durch den Oberkammerherrn und die Eunuchen des Hofes unterstützt, schien die höchste Gewalt an sich reißen zu wollen, um den Gegner zu bestrafen. Dagegen hat sich nun, wenn wir recht unterrichtet sind, die nächste Umgebung des jungen Konstantin VII. Porphyrogenitus unter Führung seines Lehrers Theodorus geregt; durch Zuschriften, welche von dem kaiserlichen Knaben selbst unterzeichnet worden waren, wurde Romanus vermocht, den Oberkammerherrn, der zur Zahlung der herkömmlichen Geldgeschenke auf die Flotte kam, festzunehmen und auf einer seiner Triremen gefangen zu halten.

Als Zoe, von diesem Lärm unterrichtet, dagegen einschreiten wollte, wurde sie selbst bedeutet, daß sie nichts mehr zu sagen habe, denn ihr Sohn entziehe ihr die Befugnis als Regentin. Romanus wurde hierauf Meister der Stadt. Leo Phokas konnte nichts gegen ihn ausrichten, da die Truppen, durch eigenhändige Befehle des jungen Kaisers veranlaßt, sich von ihm lossagten. Zoe wurde aus der Hauptstadt entfernt, Romanus trat als Cäsar ein und wurde bald darauf als Augustus dem Constantinus VII. Porphyrogenitus an die Seite gestellt, der sich mit seiner Tochter vermählte.

Die Politik der Zoe, die mit den Abbasiden verbunden gewesen war, konnte schon deshalb nicht fortgesetzt werden, weil der Emir Ahmed in Sicilien der fatimidischen Macht zur See erlegen und zu Grunde gerichtet war. Im Jahre 917 fand ein fatimidischer Emir dort wieder Gehorsam und Romanus selbst hatte den triftigsten Grund, mit den Fatimiden Frieden und Freundschaft zu halten. Der König der Bulgaren war nämlich auf den Gedanken gekommen, sich mit diesen gegen Konstantinopel zu vereinigen; der Landmacht der Bulgaren, verbunden mit der Seemacht der Fatimiden, so meinte er, würde Konstantinopel nicht widerstehen können. Aber Romanus wußte die Fatimiden selbst für sich zu gewinnen, die in ihren eigenen Angelegenheiten eher der Hülfe von Konstantinopel bedurften, als daß sie es hätten zerstören mögen.

Sie gerieten mit den Potenzen, in deren Mitte sie sich befanden, in die beschwerlichsten Feindseligkeiten, mit den Omajjaden in Italien selbst. Wiewohl sie mit den Griechen in Verbindung getreten waren, so unterließen sie doch nicht, die Unternehmungen der Aglabiten in dem lateinischen Italien wieder aufzunehmen. Sie griffen, wie einst die Karthager, Ligurien an, einige Jahre später haben sie Genua in Besitz genommen.

Zugleich wurde Italien von omajjadischen Saracenen, die schon in früheren Jahren fortwährend Feindseligkeiten ausgeübt hatten, zur See be-

drängt. Sie hatten auch ihrerseits eine Kolonie in der Provence gegründet, die unter dem Namen Fraxinetum (la Garde-Frainet) den lateinischen Chronisten bekannt geworden ist. Wenn man die geographische Lage des Platzes in Betracht zieht, zwischen Nizza und Marseille unfern von Frejus, durch welche Gallien und Italien zugleich bedroht werden kann, so sollte man kaum glauben, daß ein bloßer Zufall, durch welchen zwanzig Saracenen an die Küste verschlagen wurden, wie Liutprand erzählt, diese Gründung veranlaßt habe. Die Befestigungen am Garigliano und die Gründung von Fraxinetum sind die beiden gefährlichsten Positionen, welche die Moslimen in dem Innern der lateinischen Welt genommen haben. Von Fraxinetum aus haben sich die Saracenen eines der wichtigsten Übergänge über die Alpen bemächtigt; sie sind nach Piemont vorgedrungen.

Es war mehr eine Art Eifersucht des Raubes und der Feindseligkeit, wenn die beiden moslimischen Potenzen, die Fatimiden und Omajjaden, gegen die Christen vordrangen; aber zugleich waren sie in Afrika in einen Kampf geraten, der über die Herrschaft zu Land und See entscheiden sollte und ihre politischen Verhältnisse nach allen Seiten hin beherrschte.

4. Omajjaden in Spanien.

Wie die Unterbrechung der kaiserlichen Autorität den unmittelbaren Anlaß zur Festsetzung der Saracenen in Italien gegeben hat, so tragen die Parteiungen in dem westfränkischen Reiche die meiste Schuld daran, daß die Omajjaden in Spanien die Herrschaft über die Eingeborenen behaupteten und den christlichen Königreichen das Gleichgewicht hielten. Was hätte daraus werden können, wenn Ludwig der Fromme und seine Söhne den spanischen Christen bei ihrem Aufstand gegen die Moslimen zu Hülfe gekommen wären und sie von dieser Knechtschaft befreit hätten? Aber durch das Widerstreben der Söhne gegen den Vater geschah es, daß die fränkischen Streitkräfte in der spanischen Mark nicht verstärkt wurden und Abderrahman II. in den Stand kam, seine Truppen gegen Merida zu wenden. Er hat es damals infolge einer Entzweiung der verschiedenen Klassen von Einwohnern vermittelst einer Art von Verräterei wieder eingenommen. Bald nachher erhob sich die alte Hauptstadt Toledo, in welcher die Christen noch sehr mächtig waren. Den Empörten gesellte sich Merida aufs neue bei. Da Alfonso II. von Asturien mit ihnen zusammenhielt, so würde eine fränkische Hülfeleistung große Erfolge haben herbeiführen können. Aber indessen hatten die Entzweiungen in dem Frankenreich solche Dimensionen angenommen, daß der Krieg jenseit der Pyrenäen in den Hintergrund trat.

Wohl schien Bernhard von Septimanien zu einer Hülfeleistung fähig zu sein: er nahm in der That eine internationale Stellung ein; er hatte sich bei den Entscheidungen im Frankenreiche unabhängig zu erhalten gewußt,

und es gewann das Ansehen, als beabsichtige er dieser Unabhängigkeit einen staatsrechtlichen Ausdruck zu verschaffen. Aber im fränkischen Reiche wollte man eine solche nicht aufkommen lassen; derselbe karolingische Fürst, für den Bernhard ursprünglich das meiste gewagt und gethan, war jetzt gegen ihn; Karl der Kahle meinte Aquitanien nicht vollkommen in Besitz nehmen zu können, so lange Bernhard von Barcelona her Einfluß auf das Land ausübte; er ließ ihn nach seinem Hoflager zu Toulouse vor sich bescheiden; als aber Bernhard eintraf, wurde er vor ein Gericht der Franken gestellt, das ihn zum Tode verurteilte.

Das Ereignis, dessen Gründe man sagenhaft mehr verunstaltet als erläutert hat, konnte nicht anders als Abderrahman zu statten kommen. Vom Sohne Bernhards, Wilhelm, erfährt man mit Bestimmtheit, daß er sich mit dem moslimischen Fürsten verbündet und die gewohnten Straßen der Pyrenäen für die Franken unwegsam gemacht habe. Der von Karl dem Kahlen eingesetzte Markgraf konnte Barcelona nicht lange behaupten; die Stadt fiel in Wilhelms Hand. Dieser selbst kam jedoch in den hierdurch hervorgerufenen Unordnungen um. Er war sehr listig, sagt eine Chronik, aber seine Gegner waren noch listiger.

Das Wesentliche ist, daß Abderrahman II. dadurch Meister der Grenzen wurde; er soll selbst Barcelona eingenommen und, wenn auch nur kurze Zeit, besessen haben; überdies aber landete seine Flotte an den südfranzösischen Küsten in der Nähe von Marseille und plünderte die Vorstädte dieser Stadt. Aber sich hier zu behaupten, war Abderrahman doch nicht stark genug. Wir finden nach einiger Zeit wieder einen fränkischen Grafen des Namens Udalrich in der Mark Barcelona. In Spanien war Abderrahman II. in der Mitte des 9. Jahrhunderts wieder sehr mächtig geworden und gewann alle Tage an Bedeutung. Er nahm selbst an den Verwickelungen in Italien Teil. Hiebei sind die aglabitischen und omajjadischen Moslimen in jenen Gegensatz geraten, dessen wir oben gedachten. Durch die omajjadischen Moslimen wurde sogar Rom bedroht. Papst Leo und Kaiser Ludwig II. hatten mit ihnen zu kämpfen.

Nun aber geschah, daß der Kalif von Cordova auch seinerseits in innere Unruhen verwickelt wurde, die seine Macht und sein Ansehen schwächten. Er hielt es für seine Pflicht, die Mozaraber, das heißt die Christen, die in seinem Gebiete lebten, niederzuhalten. Diese fühlten sich noch immer nicht dem Islam eigentlich unterworfen; sie verstiegen sich oft zu Schmähungen gegen den Propheten, Abderrahman II. aber reprimierte sie mit äußerster Grausamkeit: er ließ die Widerstrebenden verbrennen; die Märtyrer, die er machte, sollten nicht gegen ihn zeugen. Doch behaupteten sich die Christen noch in der Verwaltung und im Heere; erst unter seinem Nachfolger Mohammed I. wurden sie daraus ausgestoßen.

Neuerungen solcher Art aber veranlaßten wieder gewaltsame Oppo-

sitionen unter den Anhängern der Kalifen selbst. Von diesen ist besonders Musa im Gedächtnis geblieben, der einem gotischen Geschlechte angehörte, welches in seiner Gesamtheit zum Islam übergetreten war; er hatte sich zum Wali von Saragossa aufgeschwungen, wo er Akte der Unabhängigkeit ausübte.

Wie sehr alle Verhältnisse verändert waren, sieht man daraus, daß dieser Musa einen Einfall in Aquitanien machte und sich große Geldsummen erzwang. Wie wenig konnten da die christlichen Königreiche auf fränkische Hülfe rechnen. Musa, der den Anspruch erhob, der dritte König von Spanien zu sein, geriet mit dem Könige von Asturien, Ordoño I., in offenen Kampf. Dieser hat ihn in einer großen Schlacht besiegt und ihm die Schätze abgenommen, die er aus Westfrancien mitgebracht hatte.

Hierauf gewannen die asturischen Könige eine eigentümliche Selbständigkeit. Ordoña I. erwarb sich auch dadurch Verdienst um die Reste der abendländischen Kultur, daß er die Normannen, die einen Einfall in Gallicien versuchten, zurückwies.

Ein noch größeres Ansehen erlangte sein Sohn Alfonso III. (866—910), der einen gefeierten Namen hinterlassen hat. Er verdankte seinen Thron nicht allein seinem Erbrecht, sondern der Wahl. Er hatte zuerst eine Empörung zu bekämpfen, ehe er allgemein anerkannt wurde. Durch seine Vermählung mit der Tochter des Grafen von Navarra trat er mit diesem Hause in eine Familienverbindung, die zugleich eine politische war. An den Grenzen legte er viele Burgen gegen die Saracenen an; im Innern hat er eine gute Anzahl Kirchen gebaut. Da einer seiner Brüder, der sich empört hatte, zu den Saracenen geflohen war, so unternahm Alfonso einen Zug gegen dieselben, der ihn bis in die Sierra Morena führte. Er hätte diesen glücklichen Streifzug nicht ausführen können, wenn nicht das omajjadische Reich durch innere Unruhen zerrüttet gewesen wäre.

Mohammed mußte, um den Rebellen Abu Abdallah in Saragossa niederwerfen zu können, um Frieden bei Alfonso nachsuchen.

Noch gefährlicher für das Kalifat war der Aufstand des Omar Ibn Hafsun gegen Abdallah, den Nachfolger Mohammeds. Den bisher allgemein angenommenen Überlieferungen zufolge hat er sich in Saragossa erhoben und Mozaraber und Muwallads an sich gezogen; er besaß das ganze Land nördlich vom Ebro. Er machte sich sogar anheischig, den Franken Barcelona zu entwinden. Allein durch seine Grausamkeit regte er die Araber zur Rachsucht auf; er mußte seine Zuflucht zu den christlichen Königen nehmen, die ihm aber keine ausgiebige Hülfe leisten konnten, weil sie nicht Moslimen werden wollten, wie er ihnen vorgeschlagen hatte. So wenigstens lautet die von Conde aufgestellte und dann von deutschen und spanischen Schriftstellern wiederholte Erzählung von diesem Empörer, gegen welche aber auf Grund der Studien zuverlässiger arabischer Autoren mannigfache Einwendungen erhoben worden sind. Diesen zufolge bestand ein fortwährender lebhafter

Gegensatz zwischen den alten echten Moslimen arabischer Herkunft und den zum Islam übergetretenen Völkerschaften Spaniens. Die Parteiung zwischen den ersteren untereinander, die wieder emporkam, gab den letzteren — sie erscheinen unter dem Namen Muwallads — Raum, sich ihrerseits zu behaupten; sie hatten den größten Teil der Staatsverwaltung in Händen. Man hat die Stellen der Walis nach den Umständen bald der einen bald der anderen Partei übertragen. Auf diesen Widerstreit gründete sich die Macht und das Ansehen des Omar Ibn Hafsun, der, von den Inhabern der Gewalt beleidigt, in der Serrania eine unabhängige Stellung nahm, von der aus er die vornehmsten Häupter der Eingeborenen unterstützte und aufrecht hielt; er selbst war erst in der dritten Generation Moslim. Er nahm zuweilen christliche Grafen in seinen Dienst und hat einmal die Fatimiden anerkannt. Im Jahre 891 bedrohte er Cordova; dabei wurde er vom Kalifen Abdallah II. besiegt und zurückgedrängt. Auf seiner Feste Bobastro hat er sich aber immer behauptet und von seinem Bergschloß die Halbinsel in Aufregung erhalten. Mit den christlichen Königen stand er in Verbindung, ohne sie jedoch zu sich herüberziehen zu können. Denn der Gegensatz der Religion sprengte doch immer wieder die Verbindung zwischen Arabern und Christen auseinander. Es entspann sich ein unaufhörlicher Kampf in der Halbinsel, der nicht viel bedeutete, so lange Alfonso III. seinen Ruhm aufrecht erhielt. Im Jahre 910 aber erlag er einer Empörung seiner Söhne. Man weiß nicht anders, als daß seine Gemahlin, vereinigt mit dem Grafen von Castilien, Muño Fernandez, dem Schwiegervater ihres ältesten Sohnes Garcias, dazu den nächsten Anlaß gab; sie wollten diesen auf den Thron setzen. Alfonso bemerkte das Vorhaben, als er gerade gegen die Saracenen zu Felde lag; er eilte zurück und brachte seinen Sohn in sicheren Gewahrsam. Aber damit erweckte er Feindseligkeiten, die er nicht mehr bewältigen konnte. Er wurde geradezu genötigt, abzudanken und seinen Sohn Garcias an seine Stelle zu setzen. Die alten Chronisten berichten, er habe dann noch gleichsam zu seinem Troste, bewaffnete Scharen erbeten, mit denen er das saracenische Gebiet angriff; mit vieler Beute kehrte er zurück. Bald darauf ist er gestorben. Sein Sohn Garcias, der sich ebenfalls in dem Kampfe mit den Saracenen Ruhm erwarb, starb schon nach drei Jahren, ohne männliche Nachkommenschaft, im Jahre 914. An seine Stelle trat sein Bruder Ordoño, der von dem Vater bereits die Provinz Gallicien erhalten hatte.

Der Erwähnung wert ist die Art und Weise, wie er den Thron bestieg. Er wurde zuerst in seiner Provinz durch Acclamation zum König erhoben. Dann begab er sich nach Leon, welches Garcias zum Mittelpunkte seines Königreiches gemacht hatte. Hier wurde er in aller Form von den zwölf Bischöfen des Landes gesalbt und gekrönt. Diese Formen waren damals die allgemeinen im Abendlande. Man sieht, daß auch jenseit der Pyrenäen die Ideen eindrangen, die sich im westlichen Frankenreich durchsetzten. In der Teilnahme der Bischöfe sah man die Manifestation des göttlichen Willens

Der Thronwechsel in Cordova, der damals eintrat, bot ebenfalls einige Zweifel dar. Der Kalif Abdallah hatte zwei Söhne, von denen der eine ihm widerstrebte, aber dabei unterging — man bezeichnete ihn als den Ermordeten — der andere, der diesen besiegt und niedergeworfen hatte, erhielt den Beinamen des Siegreichen.

Bei dem Tode Abdallahs hätte es nun natürlich erscheinen können und nach dem Herkommen wäre es nicht unangemessen gewesen, wenn der Verfechter der väterlichen Rechte den Thron bestiegen hätte. Aber dieser war nicht der Meinung; er trat freiwillig vor dem Sohne seines älteren Bruders, des Ermordeten, zurück; er war der erste, der demselben seine Stimme gab und ihm huldigte; denn er liebte ihn wie seinen eigenen Sohn. So gelangte Abderrahman III. zu dem Emirat oder Kalifat von Cordova, nicht durch Wahl oder Intervention der religiösen Körperschaft, sondern durch ein Einverständnis des Meistberechtigten selbst.

Er war liebenswürdig von Person, wohlwollend; er hatte Eigenschaften, denen man sich gerne unterwirft. Daß sein Vater das Oberhaupt einer großen Partei gewesen war, die noch immer bestand, kam ihm zu statten. Wetteifernd versammelte sich um ihn die bewaffnete Bevölkerung zum Kampfe gegen die Rebellen. Man schlug zu wiederholten Malen, bald im Norden, bald im Süden. Ein Ereignis von Bedeutung war es, daß Omar Ibn Hassun, bereits auf seine Bergfeste eingeschränkt, im Jahre 917 mit Tode abging. Endlich sammelte sich die Kraft des Widerstandes in der Burg Al-Hama. Abderrahman überwältigte diese Festung. Man lernt dabei die damalige Poliorketik kennen: Die Mauern wurden unterminiert und die Holzblöcke, auf die man sie einstweilen gestützt hatte, angezündet. Der vornehmste der Rebellenhäuptlinge, Asomor, büßte mit dem Leben. Das seit vielen Jahren rebellische Toledo wurde dadurch gezähmt, daß das Land umher einige Jahre hindurch wüste gelegt worden war; die Einwohner wandten sich selbst gegen die Empörer, durch welche sie hatten verteidigt werden sollen. Abderrahman erschien gleichsam als Befreier und wurde mit Jubel empfangen. Er vermied alle rückwirkenden Verdächtigungen und Strafen. Die übrigen Rebellen zogen sich unter den Schutz der christlichen Reiche zurück.

Mit dem Jahre 927 durfte Abderrahman III. als Herr und Meister der moslimischen Lande angesehen werden. Noch aber konnte er die vereinigten Kräfte nicht gegen die christlichen Königreiche wenden; seine ganze Thätigkeit wurde durch die Ereignisse, die sich seit dem Emporkommen der Fatimiden in Afrika begeben hatten, herausgefordert und beschäftigt.

Besonders an den Edrisiden im westlichen Afrika hatte Obeidallah Widerstand gefunden. Zuerst waren sie nur genötigt worden, ihn anzuerkennen und ihm Tribut zu zahlen; bei einem neuen Ausbruch der Feindseligkeiten nahmen die Fatimiden Fezz, die Kapitale der Edrisiden, in Besitz. Noch aber waren viele Stammeshäupter übrig, die nun ihre Zuflucht zu Abderrahman nahmen; schon von einigen anderen Feinden der Fatimiden war dies früher

geschehen. Abderrahman gewann zugleich die Berberstämme für sich, welche von Obeidallah noch nicht bezwungen worden waren. Manche besaßen feste Burgen im Gebirge; sie erkannten Abderrahman als ihren Fürsten an. Am bemerkenswertesten ist hiebei das Verhältnis, in das sich ein Häuptling Namens Abu Jezid zu den beiden Dynastien stellte; in ihm kamen noch einmal die mazdakidischen Ideen zum Vorschein; wie er denn Gemeinschaft der Güter und der Weiber lehrte; es gelang ihm, sich Kairwans zu bemächtigen. Aber er suchte auch noch eine andere Anlehnung und wandte sich an den Kalifen von Cordova. Unterstützt durch diese Empörungen, nahm Abderrahman Ceuta in Besitz, nach und nach das innere Maghrib überhaupt und erneuerte die Verbindungen mit den Berbern, von denen die Herrschaft der Moslimen in Spanien ehedem ausgegangen war. Aber Obeidallah leistete nach allen Seiten hin kräftigen Widerstand; erst nach dem Tode desselben ist Abderrahman III. zu einem Übergewicht gelangt, welches dem Kalifat von Cordova eine größere Stellung verschaffte, als es jemals besessen hatte.

Erst durch seine glücklichen Erfolge in Afrika kam Abderrahman in den Stand, sich gegen die christlichen Königreiche in Spanien zu wenden, die sich indes, eben durch diese Zwischenfälle veranlaßt, gewaltig geregt hatten.

Der König Ramiro von Leon hatte durch unaufhörliche Streifzüge die moslimischen Gebiete bedrängt, im Jahre 933 Madrid angegriffen; die Mohammedaner, die zur Rache dafür in sein Königreich eindrangen, hatte er zurückgewiesen. Nun aber, durch die glücklichen Erfolge in Afrika ermutigt und verstärkt, wendete Abderrahman seine Streitkräfte gegen den König von Leon. Er hatte sich ein Kriegsheer geschaffen, in dessen Reihen auch die Afrikaner wie vor Zeiten in erheblicher Zahl erschienen. Im Jahre 939 nahm er persönlich den alten Kampf mit Entschiedenheit auf. Noch besaß er aber keine eigentliche Überlegenheit. Die beiden Heere trafen bei Simankas zusammen. Aus den sehr ausführlichen Berichten der arabischen Autoren entnimmt man wenigstens so viel, daß Ramiro mit seiner zahlreichen und wohlbewaffneten Reiterei die Truppen Abderrahmans zurückwarf und die Ehre des Tages davontrug. Er hatte den Vorteil, daß ein moslimischer Führer, Omajja Ibn Ishak, dessen Bruder mit den Fatimiden in Verbindung getreten und deshalb von Abderrahman mit dem Tode bestraft war, sich zu ihm flüchtete und ihm wesentliche Dienste leistete. Der Kampf versetzte sich hauptsächlich an den Duero, an welchem die christlichen Könige Burgen und andere befestigte Positionen angelegt hatten. Zamora war, wie man erzählt, mit einer siebenfachen Umwallung umgeben; einen großen Teil derselben hatte Abderrahman bereits eingenommen, als er durch einen unerwarteten Anfall genötigt wurde, sich zurückzuziehen. Er erlitt dann bei Alhandega eine Niederlage. Nur durch eilige Flucht konnte er sich retten. Die Schlacht hat in der Welt das größte Aufsehen gemacht. In Fostat wurde sie von Masudi erzählt, die Sankt Galler Annalen gedenken ihrer und schreiben den Sieg der Königin Tota von Navarra zu; auch von Liutprand wird sie erwähnt.

War nun aber Abderrahman weit davon entfernt, in dem Waffengange Meister geblieben zu sein, so verschafften ihm die Entzweiungen unter den kleinen christlichen Königreichen nicht allein Sicherheit, sondern eine gewisse politische Überlegenheit. Die Grafen von Castilien, Fernando Gonzales und Diego Muñoz zerfielen mit dem König von Leon. Sie hatten hiebei den Adel ihrer Provinz auf ihrer Seite. Als die Moslimen wieder heranrückten, wurden sie von einem Teil der Castilianer als Freunde bewillkommt. Bereits im Jahre 940 erfocht Abdallah ben Coreischi einen Sieg über Ramiro. Dieser wurde dadurch bewogen, einen Waffenstillstand einzugehen, der im Jahre 944 geschlossen wurde und fünf Jahre dauern sollte. Sowie derselbe abgelaufen war, eröffnete Ramiro den Krieg aufs neue; denn er war indes mit dem Grafen von Castilien ausgesöhnt worden und mit ihm in die engste Familienverbindung getreten; auch ist er bei seinem Zuge ziemlich glücklich gewesen. Gleich darauf aber starb er, und bei seinem Tode brachen die Entzweiungen, die er gedämpft zu haben glaubte, stärker als jemals hervor.

In diesem Verlauf bildete sich nun ein gegen früher sehr verändertes Verhältnis zwischen den Christen und den Moslimen auf der pyrenäischen Halbinsel.

Abderrahman hatte durch die Vernichtung der Rebellion, die Ausdehnung seiner Macht in Afrika eine Stellung gewonnen, welche ihm die vorwaltende Autorität auf der Halbinsel sicherte und für die südliche Welt von großer Bedeutung wurde.

In dieser Lage, in welcher er mit den großen christlichen Potenzen in mannigfaltige Berührung geriet, beschied er sich wohl Frieden und Freundschaft mit ihnen zu suchen, jedoch nicht ohne dabei an den Ansprüchen des Islam festzuhalten, wie er einst in Gegenwart der byzantinischen Gesandten, die ihm ein Schreiben auf blauem Pergament in griechischer Sprache überreichten, in welchem die damaligen Kaiser sich als Verehrer des Messias bekannten, nicht versäumte, ihnen durch eine Rede antworten zu lassen, in welcher Gott gepriesen wurde, daß er seine heilige Religion, den Islam, aufrecht erhalte und dessen Feinde erniedrige. Es ist derselbe Geist, den die Unterhandlung atmet, mit der er später zu Kaiser Otto in Beziehung getreten ist. Dem Übergewicht, welches sich Abderrahman auf der pyrenäischen Halbinsel und in Afrika erwarb, entsprach es, daß die Fatimiden die Seeherrschaft behaupteten. Moslimen wollten die Omajjaden und Fatimiden bleiben, aber ein Krieg gegen die Christen lag ihnen fern. Doch waren die räuberischen Feindseligkeiten, wie sie von Fraxinetum aus an der Küste von Ligurien ausgeübt wurden, sehr empfindlich.

Zwölftes Kapitel.

Dänen in England. Normannen im westlichen Frankenreich.

Obwohl untereinander entzweit, beherrschten doch die moslimischen Potenzen, Fatimiden und Omajjaden, das westliche Becken des Mittelmeeres und bedrängten die subalpinen Küstenlande.

Tiefer eingreifende Feindseligkeiten hatten aber England und das westliche Frankenreich von den alten, echten Heiden, den Dänen und Normannen, zu bestehen. Einmal haben diese Weltverhältnisse sogar zusammengegriffen. Durch die Abwehr der Saracenen von Rom wurden die Angelsachsen in stand gesetzt, ihre Beziehungen zu der Metropole der Christenheit wieder zu erneuern. Papst Leo IV., der mit Unterstützung des Kaisers Lothar St. Peter mit der leoninischen Mauer schützte, hat dann noch auf die Erhebung des angelsächsischen Königs Alfred, der dazu bestimmt war, den Angriffen der Nordmänner in England Einhalt zu thun, den wesentlichsten Einfluß ausgeübt. Wir werden sogleich auf Alfred zurückkommen, werfen aber zunächst einen Blick auf die Verhältnisse der Angelsachsen und des Nordens überhaupt.

Die angelsächsischen Königreiche gehörten der Gesamtheit des Abendlandes durch ihre Verbindung mit Rom an. Zwischen ihnen und dem karolingischen Reiche gab es eine unverkennbare Solidarität der Interessen in dem ethnographischen Widerstreit gegen die alte britische Nationalität und in der propagandistischen Tendenz gegen den Norden.

Der Sohn jenes Königs Oswin, der die Entscheidung zu Gunsten der römischen Kirchenform und des Anschlusses an Rom gegeben hatte, Ecfrid, errichtete das Bistum Lindisfarne, von wo die Fahne des Christentums gegen die Pikten getragen wurde. Auch die Irländer drangen durch Anachoreten und Priesterschaften nach Norden vor; wir wissen bereits, welchen Antrieb diese religiösen Unternehmungen zu den Kriegszügen der Wikinger gegeben haben.

Diese schienen sich anfangs auf Besitznahme fester Plätze, Wegführung von Gefangenen, Zerstörung der Macht der einheimischen Könige zu beschränken. Man hatte sich wohl gefreut, daß trotzdem der Chor der Mönche seine Psalmen singe und ein christlicher Bischof in Armagh residiere; allein bald war jenes Kloster zerstört, im Jahre 832 war auch Armagh eingenommen worden: die Odhinsreligion herrschte auf der Insel. Da wurden denn auch die Anfälle der Dänen gegen England wieder aufgenommen. Egbert, der die Heptarchie in England in eine Monarchie verwandelte, war ein natürlicher Verbündeter Karls des Großen in Bezug auf die Ausbreitung der Religion, sowie im Kampfe gegen die Eingeborenen. Darin war er von demselben verschieden, daß er das alte Königsgeschlecht der Kerdikiden aufrecht erhielt, während der Vater Karls die Merowinger vernichtet hatte.

Und da nun Egbert die Gegner, mit denen er kämpfte, keineswegs vollkommen übermannte — denn Ostanglien und Northumbrien vermochte er nicht zu vertilgen und auch anderen Teilen seines kleinen Reiches gestattete er eine gewisse Selbständigkeit — so fanden die Einfälle der Dänen einen für Erfolge sehr vorbereiteten Boden; die noch nicht unterworfenen Walliser dienten ihnen als Führer und Bundesgenossen. Es war das letzte Verdienst Egberts, daß er im Jahre 838 die beiden Heerhaufen beim Hengistbügel in einer großen Schlacht niederwarf. Dagegen erlag sein Sohn Äthelwulf im Jahre 844 bei Charmouth dem Anfall einer nicht gerade zahlreichen Flotte, die aber vortrefflich bemannt war.

Äthelwulf suchte seine Rettung in der engsten Verbindung mit dem Kontinente. Er erneuerte das alte Verhältnis zu Rom, unter anderem dadurch, daß er das Institut der angelsächsischen Schule in Rom, die Schola Saxonum, zugleich ein Hospital, welches vor mehr als einem Jahrhundert gegründet, damals aber verfallen war, wieder erneuerte und reichlich ausstattete, was dann auch zur Folge hatte, daß Papst Leo IV. die Anrechte seines jüngsten Sohnes Alfred auf den Thron anerkannte.

Noch in vorgerückten Jahren verheiratete sich Äthelwulf mit einer dreizehnjährigen Tochter Karls des Kahlen; er schien selbst ein Karolinger werden zu wollen. Aber dadurch vermehrte er nur die Feindseligkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte. Es ist keine Vermutung, sondern eine Thatsache, daß die Unternehmungen der Dänen gegen das westfränkische und lotharingische Reich einerseits und gegen England andererseits in naher Beziehung stehen, aber wir wissen, die beiden kontinentalen Reiche erwehren sich ihrer noch einmal; in England dagegen fassen sie festen Fuß. Es schien eine völlige Besitznahme der Dänen anzukündigen, als sie in den Jahren 866—867 die Ostanglier und Northumbrier dahin brachten, Frieden mit ihnen zu schließen, bei dem sie sogar einzelne angelsächsische Bezirksvorstände ernannten. Auch Mercia überfluteten sie; eine Zeitlang war die Hauptstadt Nottingham in ihrer Hand. Im Jahre 870 warfen sie, aus ihren Winterquartieren hervorbrechend, den König der Ostangeln, Eadmund, der ihnen entgegen ging, in einer offenen Feldschlacht nieder; sie behaupteten den Platz, wo er erschlagen worden war, und beherrschten das ganze Gebiet.

In diesem Moment, wo es zweifelhaft scheinen konnte, ob die Zukunft von England auf seiten der Dänen oder des westsächsischen Königshauses liegen würde, erhob sich dies unter den Königen Äthelred und Alfred nochmals zum Kampfe.

Charakteristisch ist das erste Zusammentreffen der beiden Elemente im Jahre 871. Beim Kampfe mit den Dänen, dessen Andenken an einer kleinen Esche auf dem Schlachtfelde haftet, hat der jüngere Bruder Alfred die Entscheidung herbeigeführt. Wie das Dänenheer, war auch das angelsächsische in zwei Abteilungen aufgestellt; von Äthelred, der die eine anführen sollte, hören wir, daß er die Zeit, den Dänen zu begegnen, versäumte, indem er es

für geboten hielt, der Feier der Messe bis zu ihrer Beendigung beizuwohnen, ungefähr wie jener fromme Kurfürst von Sachsen bei Mühlberg. Alfred aber ließ sich durch keine Rücksicht abhalten, auf die feindlichen Scharen unverzüglich einzudringen, wie sein Biograph Asserius sagt, wie ein Eber, unter göttlichem Impuls und von Gott geschützt; er erfocht den Sieg.

Äthelred starb bald nachher. Alfred, dessen durch die Salbung des Papstes begründete Autorität durch eine große Waffenthat bestätigt worden war, bestieg im Jahre 871 den Thron; er schien aber den Dänen unterliegen zu müssen.

Im Jahre 872 überwinterten dieselben in London, 873 in Northumberland, 874 in Mercia. Sie verjagten den dortigen Fürsten; Ceolwulf, den sie an dessen Stelle setzten, versprach ihnen, das Land auf Begehr wieder einzuräumen. 873 ward Northumbrien von einem Teile ihres Heeres völlig unterworfen. Dann griffen sie 876 Wessex an, welches sie zugleich durch einen Anfall zur See bedrängten.

Alfred glaubte sich durch einen Vertrag zu retten, der unter den feierlichsten Formen vollzogen wurde. Die Dänen schwuren zugleich auf christliche und heidnische Heiligtümer und auf ihre mit dem Blute der Opfertiere bestrichenen Halsbänder. Aber die Verehrer Odhins fühlten sich durch diesen Eid wenig gebunden. Sie überfielen sogleich die Reiter des Königs und machten sie nieder; dann erneuerten sie ihre Raubzüge durch das Land, welchen um so weniger Widerstand geleistet werden konnte, weil die Dänen durch neue Zuzüge ansehnlich verstärkt worden waren. Sie ergossen sich über die westlichen Gaue von Wessex und nahmen die königliche Burg Chippenham am Avon in Besitz. Hier und da fanden sie Widerstand, wie in Cynwith, aber sie schienen von Wessex eben so gut Besitz nehmen zu wollen, wie von Mercia.

König Alfred sah sich genötigt, seine Zuflucht in die Landschaft der Sumorsaeten zu nehmen, eine Gegend, die durch Sümpfe, Büsche und Wälder unwegsam war. Denn noch hatte England große Waldungen. In diesem Aufenthalt in der Wildnis, der später mit manchen Sagen ausgeschmückt ist, wie sie sich an das Exil großer Fürsten knüpfen, fand er doch Gelegenheit, eine Burg zur Gegenwehr aufzurichten, hochberühmt unter dem Namen Äthelinggaeige (Aethelney). Er war aber mit bloßer Verteidigung nicht zufrieden. Er unternahm, wie man bei Asserius liest, Streifzüge, bei denen seine Unterthanen erst inne wurden, daß er am Leben sei. Die Bewohner von Somerset, Wiltshire und Hampton sammelten sich um ihn bei Egbertstan. Unverzüglich führte er sie gegen die Hauptfeste, von der das Land in Knechtschaft gehalten wurde, Chippenham. Die Normannen säumten nicht, sich entgegenzusetzen.

Bei Ethandun (Edington bei Westbury) kam es zur Schlacht, welche als die entscheidende betrachtet werden muß. Die Angelsachsen bestanden diesmal den Angriff der Normannen durch wohl vorbereitete Gegenwehr. Daraus aber entwickelte sich nun ihr vollständiger Sieg. Chippenham selbst konnte

belagert werden; die Eingeschlossenen, die keine Lebensmittel besaßen und das Land verloren hatten, mußten sich jetzt selbst bequemen, um Vertrag zu bitten.

Aber bei der Verschiedenheit der Religion, die man bekannte, war auf keine dauernde Abkunft zu rechnen. Es kann kein Zweifel sein, daß eben bei dieser Gelegenheit der Dänenkönig Guthorm zum Christentum übertrat. Ein Moment von der größten Wichtigkeit. Denn wenn die Angelsachsen nicht ganz unterdrückt werden konnten, so bot er die einzig mögliche Auskunft zu einem friedlichen Beisammenleben der beiden Nationalitäten. Ganz neu war diese Auskunft nicht; ähnliche Vereinbarungen hatten schon Kaiser Ludwig I. und Lothar versucht. Guthorm räumte Wessex, aber er behielt Ostanglien und einen Teil von Mercia, die Grenze bildete die Watlingstraße.

Was oben absichtlich vermieden worden ist, dem Zusammenhang der normannischen Unternehmungen gegen England und die Küsten des Frankenreiches nachzuforschen, kann nicht ganz unterlassen werden: die Geschicke von England hingen größtenteils davon ab. So lange die Normannen in dem westlichen Francien zu kämpfen hatten, waren die Engländer von weniger gefährlichen Angriffen heimgesucht worden. Nachdem Karl der Kahle im Jahre 864 das Glück gehabt hatte, die Dänen zum Abzuge aus seinem Reiche zu verpflichten, warfen sich deren Anfälle mit erneuter Heftigkeit auf die angelsächsischen Gebiete. Es traten Zeiten ein, in welchen sie sich die Herrschaft über England versprechen konnten. Der mannhafte Widerstand Alfreds zwang sie, diese Hoffnung aufzugeben; aber sie behielten Ostanglien in Händen. Die Heftigkeit ihrer Angriffe wandten sie seitdem auf das Frankenreich zurück, wohin sie durch die inneren Entzweiungen der karolingischen Fürsten und Reiche eingeladen wurden. Die oben erwähnten Unternehmungen gegen Ludwig den Jüngeren und die Söhne Ludwigs des Stammlers scheinen dadurch veranlaßt worden zu sein. Die englischen Chronisten erwähnen die Winterquartiere des großen Heeres der Dänen in Flandern, das Karl III. mit aller Anstrengung bekämpfte, aber nicht abzuwehren vermochte; sie identifizieren dabei Dänen und Normannen und ein Versuch, beide Elemente zu unterscheiden, würde vergeblich sein. Dem König gelang es 882, vier Kriegsfahrzeuge der Dänen zu überwältigen; nachdem er zwei genommen, ließ er die Bemannung umbringen, worauf die Führer der beiden anderen sich ihm unterwarfen. Mit diesem Anfang eigener Seerüstung konnte er aber nicht verhindern, daß die Normannen aus dem Frankenreiche sich von Zeit zu Zeit nach England wandten. Im Jahre 884 hatten sie von dort Pferde mitgebracht, durch welche ihre Einbrüche sehr gefährlich hätten werden müssen; allein gleich bei ihrer Landung fanden sie einen nachhaltigen Widerstand an den Einwohnern von Rochester, das sie belagerten, und dann an dem herbeieilenden König Alfred. Die Pferde, Gefangenen und Kriegsvorräte der Dänen fielen den Angelsachsen in die Hände. Die Dänen flohen nach ihren Schiffen und suchten — so versichert Asserius — ihr Heil in einer Rückkehr nach Frankreich. So ist es ge-

schehen, daß die zu Lande gegen Paris heranziehenden Dänen Hülfe von der Insel her erhalten haben.

Und während man vor Paris stritt, hatte Alfred von ihnen nichts zu fürchten; er konnte vielmehr in der Mitte seiner insularen Feinde und noch zuweilen im Nachteil gegen sie zur Ausführung des Gedankens schreiten, den man nicht hoch genug anschlagen kann: er wandte seine Aufmerksamkeit auf die Herstellung von London, das ganz verödet vor ihm lag; er machte die Stadt wieder bewohnbar und vertraute sie einem tapferen und ergebenen Grafen, der sein Schwiegersohn war, an. Hierauf sammelten sich die Eingeborenen sächsischer und englischer Herkunft in den Mauern von London, namentlich die, welche bisher unter der Herrschaft der Dänen geschmachtet hatten. London wurde beinahe wie Rom ein Asyl. Die merkantile Hauptstadt der Welt verdankt dem König Alfred gleichsam ihre zweite Gründung.

An neuen Anfällen der Dänen fehlte es auch in der Folgezeit nicht; sie hingen mit den Erfolgen Arnulfs zusammen, der sie zwar nicht zu verjagen vermochte, aber ihnen doch einen Widerstand entgegensetzte, der sie veranlaßte, sich nach den alten Schauplätzen ihrer Unternehmungen, dem westlichen Francien und England zurückzuwenden. Auch neue nordische Zuzüge scheinen hinzugekommen zu sein. Der große Pirat Hastings, der selbst ein geborener Westfranke gewesen sein soll, erscheint als ein Seekönig, der die beiden großen Lande bedrängte. Aber die Erzählungen werden so fabulos und verworren, daß ich verzweifle, sie auseinander zu wirren. Wenn man aus der Überlieferung eine unzweifelhafte Thatsache entnehmen kann, so ist es die, daß ein Dänenheer, das größtenteils aus Frankreich kam, sich bei Appledore aufstellte, während ein anderes, aus den einheimischen Dänen bestehend, sich bei Middleton sammelte. Alfred hatte zur Verteidigung seiner Landschaften die Einrichtung getroffen, daß nur die eine Hälfte der Waffenfähigen unter seinen Unterthanen dem Feinde entgegenging, während die andere zurückblieb, um das Land zu bauen. Beide sollten in dem einen und dem anderen miteinander abwechseln. Außerdem hatte er Burgen errichtet, welche immer mit einer streitbaren Mannschaft besetzt waren.

Mit dieser Abwehr lokaler Bedrängnisse war jedoch noch nicht alles ausgerichtet, was erforderlich war. Neue dänische Unternehmungen zielten vielmehr dahin ab, London selbst wieder zu erobern. Man erstaunt über den Umfang der nordischen Unternehmungen. Nachdem der Angriff auf Paris gescheitert war, wurde ein ähnlicher auf die große navale Metropole London gerichtet. Ich sage nicht, daß diese Absichten im Zusammenhang miteinander gestanden haben. Wenn London angegriffen wurde, so knüpft das an die allgemeinen maritimen Interessen an, welche die nordischen Seefahrer damals verfolgten.

Sie beherrschten eigentlich bereits die großen Straßen der Weltverbindungen des Atlantischen Oceans und den Norden, sie haben ihre Seeherrschaft sogar bis nach Island ausgedehnt, wo sie dem echtgermanischen Wesen

ein lebendiges Denkmal gestiftet haben, eine Bauernrepublik mit germanischen Institutionen. Den Umfang der kommerziellen Verbindungen der Dänen und Normannen erkennt man aus einem Fund, der etwa vor fünfzig Jahren (1840) in Lancashire gemacht worden ist. Dabei kamen 7000 Münzen, arabische, italienische, französische, angelsächsische, überdies aber 3000 mit Namen nordischer Häuptlinge zu Tage. Auf einer dieser Münzen findet sich neben dem Namen Olaf der Rabe mit ausgebreiteten Flügeln, der Vogel Odhins, der auf dessen Schultern sitzt, wie der Adler der Waffenträger des Zeus ist.

Wie viel lag nun daran, ob die Normannen auch der seebeherrschenden Position von London Meister werden würden oder nicht. Ihre territorialen Interessen auf der Insel griffen dabei mit den allgemeinen der Seefahrt, wenigstens objektiv zusammen. Im Jahre 894 suchten zwei verschiedene von Kent und Essex her kommende Heerhaufen London von der Landseite her zu bezwingen; aber dieser Versuch mißlang vollständig. Bei Farnham an der oberen Themse wurde die von Kent kommende Schar, nachdem sie über den Fluß gesetzt hatte, geschlagen und der Pferde, die sie aus dem Kontinent mitgebracht hatte, beraubt. Der Sohn Alfreds, Edward, trieb sie vor sich her; sie sammelten sich dann wieder bei ihren Schiffen auf einer kleinen Insel bei dem Flüßchen Colne. Hier wurden sie angegriffen und eingeengt, aber keineswegs vernichtet. Die dänische Flotte war indessen nach den südlichen Küsten ausgefahren, um irgendwo einen festen Platz zu erobern und die Macht des Königs Alfred zu teilen. Dieser begegnete dem doppelten Angriff mit aller Bedachtsamkeit: er versäumte nichts, um London selbst aufs beste zu befestigen: einen Teil seines Heeres ließ er daselbst zurück; die Miliz aus dem Lande vereinigte sich mit der Besatzung. Dieser zu eigenen Unternehmungen fähigen Mannschaft gelang es, die in der Nähe liegende, von den vereinigten Dänen in Essex errichtete Burgfeste Benfleet zu erobern und zu zerstören. Indessen setzte sich Alfred der dänischen Flotte selbst in der Gegend von Exeter entgegen und nötigte sie zum Rückzug; auch andere befestigte Ortschaften, welche von den Dänen angegriffen waren, wurden hierauf verteidigt, namentlich Chichester. Noch einmal im Jahre 897 vereinigten die Dänen ihre Kräfte gegen London selbst; sie errichteten ein festes Schloß am Flusse Lea und suchten zugleich durch die Mündung der Themse einzudringen: aber mit seemännischer Geschicklichkeit wußte Alfred in den Gewässern des Flusses Vorrichtungen zu treffen, durch welche die Einfahrt unmöglich wurde; das Kastell wurde dann auch von den Bürgern von London zerstört. Den letzten Haufen, der sich an der Severn aufgestellt hatte, warf der König nochmals auseinander. Im Jahre 897 war dergestalt die Gefahr einer neuen Überflutung beseitigt, London in angelsächsischen Händen behauptet. Man kann darin die Grundlage der englischen Macht sehen.

Noch unter Alfred bekamen die Normannen zu empfinden, daß sie nicht bestimmt waren, mit ihren kleinen Wikingschiffen das Weltmeer zu beherrschen. Alfred hat dagegen größere, für die englische See braucharere Fahrzeuge,

nicht ohne das Muster der Friesen zu beachten, erbauen lassen. Mit diesen hat er den Normannen an der Insel Wight noch eine Niederlage beigebracht.

Eine der größten Gestalten in Verflechtung der Weltgeschichte ist König Alfred: er hat den größten Teil Britanniens gegen das weitere Vordringen der Dänen geschützt; er hat London wieder erbaut und in den gefährlichsten Kämpfen behauptet und den Dänen auch zur See ein unüberwindliches Bollwerk entgegengesetzt; von ihm schreibt sich die Unabhängigkeit des Landes und die Begründung der angelsächsischen Seeherrschaft her.

Mit dieser Stellung, welche die Rettung eines altgermanischen Stammes von der Überflutung der nordischen Völker in sich schließt, hängt der Einfluß zusammen, welchen Alfred auf die Bildung seiner Angelsachsen ausgeübt hat. Es war die Konservation der unter den vorausgegangenen Weltverhältnissen begründeten kirchlichen und litterarischen Kultur. Die Gelehrsamkeit, welche früher sorgfältig gepflegt, infolge der Normannenkriege aber zum Teil vernichtet war, gewann wieder einen neuen Aufschwung. Alfred nahm jetzt von den Franken, wie diese einst von den Angelsachsen, die Elemente der Bildung. Er hatte westfränkische und sächsische Gelehrte um sich, zu denen sich auch britische gesellten. Die angelsächsischen waren nicht im stande, deren Einwirkungen von sich zurückzuweisen. Wie aber in dieser Epoche das Bestreben der fränkischen Könige dahin ging, auch die unteren Klassen zu dem allgemeinen Kreis der Bildung heranzuziehen, so unternahm auch Alfred, seine Angelsachsen in ihrer Sprache mit den wichtigsten Reliquien der lateinischen Kultur bekannt zu machen. Er übersetzte Autoren, welche die Träger der philosophischen und historischen Kenntnisse waren, die man überhaupt besaß; nicht ohne die Hülfe derer, die ihn im Lateinischen unterwiesen hatten, ist dies geschehen. Sein eigener Geist war immer dabei thätig. In seiner Übersetzung des Boëthius finden sich Reflexionen über die Pflichten des Königtums, welches nicht bestehen könne, ohne die Werkzeuge der Macht. Als solche bezeichnet er diejenigen, welche die Waffen führen, beten und arbeiten. Die Pflicht des Fürsten sei, sie tüchtig zu dem Dienst zu erhalten: dazu gehöre, daß er ihnen Ländereien austeile und sie mit Bier und Kleidungsstücken versehe. Alles aber müsse mit Weisheit geschehen; von sich selbst könne er sagen, er habe allezeit angestrebt, würdig zu leben, und seinen Nachkommen ein gutes Beispiel zu hinterlassen.

Die Historiker germanischer Zunge, nicht weniger auch die Geographen haben einen König an ihrer Spitze. In seiner Bearbeitung der Geschichte des Orosius flicht Alfred eine Beschreibung Germaniens ein, wie es ihm bekannt war, ungefähr im Sinne des Tacitus, von den Ufern des Rheins und der Donau nach Osten und Norden hin über die Sitze der Slaven und Finnen. Aber auch einiges Eigentümliche, seinem Zeitalter Entsprechende fügt er hinzu.

Eine Zeit lang war ein Seefahrer und Walfischfänger aus Norwegen, Namens Other, in seinem Dienste; dessen Berichte nimmt er auf. Sie führen

in die Gebiete der Finnen; ein anderer, den er ebenfalls beibringt, von Wulfstan in das Gebiet der Esthen. Man lernt Skandinavien aus ihnen bei weitem besser als bisher kennen. Vor allem empfängt man einen Begriff von den nordischen Seefahrten selbst. In der Geschichte der fortgehenden Weltentdeckung gebührt König Alfred ein Platz.

Überhaupt ist er das Vorbild eines modernen Königs: alle seine Kräfte gingen in der Sorge für die allgemeinen Angelegenheiten auf. Auch persönlich eine bewunderungswürdige Erscheinung; denn er war von Natur krankhaft. Für seine religiöse Gesinnung, die sein Thun und Lassen belebte, ist merkwürdig, daß er sich in die geistlich-weltlichen Streitigkeiten, die den Kontinent in inneren Gärungen hielten, nicht mischte. Doch hielt er sich im allgemeinen an das Papsttum, dem er seine Salbung verdankte. Da es den Kampf gegen das Heidentum galt, so bildete die höchste geistliche Autorität ein Moment für das nationale Leben.

Doch war das freie Bestehen des angelsächsischen Gemeinwesens, wie Alfred es gründete, noch keineswegs gesichert. Sein Sohn und Erbe Edward I. mußte sogleich mit seinem Oheim Äthelwold, welcher sich von der Nachfolge ausgeschlossen sah, um dieselbe kämpfen; da Äthelwold bei den Dänen Schutz und Hülfe fand, so verwandelte sich der Thronstreit zugleich in einen nationalen Gegensatz. Den entscheidenden Kampf haben die Kenter eigentlich gegen den Willen des Königs, welcher den Rückzug bereits befohlen hatte, durchgefochten. In ihm ist Äthelwold zugleich mit dem Dänenkönig, den er herbeigeführt hatte, umgekommen. Hierauf sind die Einwohner von Kent, welche dem jütischen Stamme angehörten, zu Edward übergetreten. Durch den Tod seines Schwagers, der bisher London besonders verwaltet hatte, erwarb Edward den Besitz der maritimen Hauptstadt und der benachbarten Bezirke; er drang dann in Ostsachsen vor, wo die bisher von den Dänen geknechteten Einwohner sächsischen Ursprungs sich ihm anschlossen.

Edward hatte das Glück, in seiner Schwester Äthelfleda eine mannhafte Gehülfin zu besitzen, welche Mercia für ihn rettete: wir finden sie selbst in offenem Felde kämpfend; die drei Persönlichkeiten Alfred, Edward und Äthelfleda stehen an der Spitze des mit den Dänen kämpfenden Englands. Was der Vater zur Landesverteidigung begonnen, führten sein Sohn und seine Tochter durch. Da die Dänen befestigte Plätze innehatten, von denen aus sie das Land verwüsteten oder doch unsicher machten, so säumten Bruder und Schwester nicht, die alten angelsächsischen Plätze wiederherzustellen und neue zu errichten. Noch einmal unternahmen die Dänen und die empörten Einwohner einen Anfall auf Wales. Eine der größten Thaten Edwards oder vielmehr schon seiner Söhne ist es, daß dieser Einbruch siegreich zurückgewiesen wurde. Darauf wurde ihm von dem wallisischen Könige die Huldigung geleistet; auch die Könige von Northumbrien und Schottland unterwarfen sich ihm und erkannten ihn als ihren Herrn und Vater an.

Besonders sind Edwards Successe dadurch gefördert worden, daß die normannischen Impulse sich in dieser Epoche gegen das westliche Frankenreich wendeten und hier eine neue Heimat fanden. Wir wenden unseren Blick auf die Ereignisse, die dort seit der Belagerung von Paris stattgefunden haben.

Normannen im westlichen Frankenreiche.

Im Zusammenhange der kontinentalen, aus dem Reiche Karls des Großen entsprungenen Gründungen liegt es, wenn Karl III. zur Bekämpfung der Normannen italienische Streitkräfte nach Deutschland führte und mit den Deutschen den Westfranken zu Hülfe kam. Denn noch gab es kein deutsches, kein italienisches, kein westfränkisches Reich. Eben darum aber hatte der Tod Karls III. die größte Rückwirkung auf das westliche Francien, wo die Normannen, obwohl sie die Hauptstadt nicht eingenommen hatten, das Land größtenteils in Schrecken hielten. Man fühlte das Bedürfnis, einen besonderen König zum Widerstand gegen die Übermacht der Normannen an der Spitze der bewaffneten Macht zu haben. Dazu wurde derselbe Führer ausersehen, welcher bei der Verteidigung der Stadt die besten Dienste geleistet hatte, Graf Odo von Paris.

Es ist eine vielbesprochene Frage geworden, ob der Vater Odos, Robert der Starke, ein vor nicht langer Zeit aus Deutschland eingewanderter Rittersmann gewesen oder aus einem westfränkischen, mit anderen Magnaten zusammenhängenden Geschlecht entsprossen sei. Ich halte an dem ersten fest, nicht etwa aus nationaler Sympathie, die schon hier auf die Ansichten einzuwirken anfängt, sondern weil es von zwei kundigen Skribenten des Jahrhunderts verzeichnet wird.

Wir gedachten oben der versifizierten Beschreibung der Belagerung von Paris von Abbo. Bei nochmaliger Durchsicht derselben ist besonders auffallend, daß er von keiner Wahl noch Krönung Odos weiß. Der tapfere und bewährte Führer nimmt unter Beistimmung des Volkes, vornehmlich doch gewiß seiner Kriegsmannschaften, das Scepter in die Hand und setzt sich die Krone auf. Es ist gleichsam ein demokratischer und militärischer Akt, durch welchen Odo König von Francien wird.

Damit wurde er jedoch nicht der allgemein anerkannte König; von Anfang an sammelte sich eine Partei um den Erzbischof Fulko von Rheims, welche Wido von Spoleto vorzog. Wir erwähnten Widos Differenzen mit Kaiser Karl III., seiner Verbindungen nicht allein mit den Griechen, sondern auch mit den Saracenen, seiner endlichen Aussöhnung mit Kaiser und Papst. In den westfränkischen Gebieten war er nicht minder begütert und angesehen wie in Italien. So wurde er zum Könige erhoben und gekrönt. Aber gerade im Gegensatz hiemit vereinigte sich eine andere Faktion um Odo in Compiegne, wo derselbe dann von dem Bischof Walther von Sens gekrönt ward.

Doch es zeigte sich bald, daß Wido sich gegen Odo, der von Arnulf anerkannt wurde, nicht behaupten könne. Er verließ Frankreich wieder und begab sich nach Italien, wohin sein Ehrgeiz immer gerichtet war. An sich wäre Wido kein rechter Antagonist gegen Odo gewesen, da es ihm an einem Prinzip fehlte, welches das Volk hätte um ihn vereinigen können.

Aber Odo anzuerkennen waren dessen Gegner nicht gemeint. In einer Versammlung derselben wurde der Beschluß gefaßt, einen Knaben vorzuziehen, der als der Sohn Ludwigs des Stammlers angesehen wurde, dem man den Namen Karl der Einfältige gegeben hat. Wir haben ein Schreiben des Erzbischofs Fulko von Rheims, der diesen Gedanken hauptsächlich durchführte, in welchem er Arnulf trotz seiner unehelichen Geburt als einen unzweifelhaften Karolinger begrüßt. Fulko hatte diese Stellung schon bei der erwähnten Zusammenkunft in Mainz genommen; jetzt aber bringt er damit seine politische Tendenz in Verbindung. Er fordert Arnulf auf, den jungen Karl auch seinerseits anzuerkennen. Dann werde der Stamm der fränkischen Könige dem Reiche erhalten bleiben. Doch will der Erzbischof nicht etwa die Rechtmäßigkeit der Krönung von Arnulf abhängen lassen; er sagt demselben, er möge sich nicht beklagen, daß man ihn bei der neuen Wahl nicht befragt habe; denn das Herkommen der Franken sei von jeher gewesen, über ihr Königtum zu verfügen, ohne bei einem Höheren anzufragen. Das Gefühl der Legitimität vereinigte sich in Fulko mit dem nationalen Selbstbewußtsein. Arnulf wurde dadurch zweifelhaft, daß er seinen Sohn zum König von Lothringen zu machen beabsichtigte. Odo mußte erleben, daß Arnulf, der anfangs sein Freund und Beschützer gewesen war, ihm später entgegentrat.

Bei Abbo erscheint Odo als ein Held, dem niemand widerstehen kann. Er unterwirft Neustrien, Aquitanien und Burgund. Die Aquitanier werden von dem Poeten als verschmitzt, die Burgunder als zur Flucht geneigt geschildert. Man lernt aus ihm den Zustand in diesem Kriegsgetümmel kennen. Odo sieht einmal inmitten einer festen Stadt Normannen durch das Feld ziehen und stürmt hinaus, um ihnen zu begegnen. Auf einem Hügel angelangt, stößt er in sein Horn; die Getreuen sammeln sich um ihn und es kommt zu einem Gefecht, in welchem dem König der Helm vom Kopfe gestoßen wird. Aber der Däne, durch den das geschah, büßt mit dem Tode, weil er seine Hand an den Gesalbten des Herrn gelegt hat. So wendet sich Odo gegen die Anhänger Karls des Einfältigen. Durch seine bloße Gegenwart wirft er sie auseinander, sie verschwinden wie der Nebel vor der Sonne.

Das kleine Buch trägt eine unbeschränkte persönliche Hingebung an Odo und seine Sache an der Stirn; zuletzt aber erschreckt es den Autor doch, daß Odo den Normannen weniger Aufmerksamkeit zuwendet, als seine Pflicht gewesen wäre. Diese verwüsten weit und breit alles, führen die Einwohner mit sich fort und bringen sie über das Meer: sie beherrschen das Land und die See. In den beklagenswertesten Zustand gerät Francien selbst. Die Einwohner erinnern sich nicht mehr, daß sie einst fremde Reiche beherrschten.

Sie werden dreier Laster bezichtigt: der Anmaßung, der Wollust und einer Sucht, sich prächtig zu kleiden.

Aber in der doppelten Verwickelung mit den Normannen auf der einen, mit dem legitimen König auf der anderen Seite wußte sich Odo doch mit überwiegendem Ansehen zu behaupten. Karl der Einfältige fühlte sich zuletzt sogar versucht, ein Bündnis mit den Normannen einzugehen, was ihm dann eine heftige Zurechtweisung von Fulko zuzog. Denn sie seien die Feinde Gottes; wer sich mit ihnen verbünde, gehöre ebenfalls zu Gottes Feinden; wenn Karl dabei beharre, werde er von ihm und allen seinen Mitbischöfen verdammt und exkommuniziert werden. Besser wäre es ihm gewesen, wenn er nie geboren wäre.

Nicht bei den Normannen, sondern bei Odo selbst, der, ein Kriegsmann von Gewerbe, sich nach allen Seiten auf das tapferste schlug, mußte Karl Hülfe suchen. Odo hat ihm wirklich einige Plätze und Landschaften eingeräumt; bald darauf aber ist er gestorben.

Kurz vor seinem Ende hat er seine Anhänger aufgefordert, sich dem König Karl treulich anzuschließen. Es ist ein Charakter, dieser Odo. Nachdem er die Hauptstadt des Reiches verteidigt, einverstanden mit Kaiser Karl III., hat er sich nach dessen Tode unabhängig aufgestellt und diese Unabhängigkeit ein Decennium behauptet. Zuletzt ist er aber doch dem jungen König, dem ein legitimes Erbrecht zur Seite stand, freiwillig gewichen. Darauf ist dann Karl der Einfältige zum König gesalbt und gekrönt worden.

Man wird annehmen dürfen, daß die Selbständigkeit des westlichen Frankenreichs auf diesen Momenten beruht, nämlich auf dem Einverständnis des durch sein eigenes Verdienst emporgekommenen Feldhauptmanns und des erbberechtigten Königs. Für diesen blieb nun nichts übrig, als die Normannen zu Paaren zu treiben, was aber wieder unmöglich war.

Jedermann kennt die Erzählung, daß der damalige Anführer der Normannen, Rollo, vor dem Übergewicht des Harald Harfagr in Norwegen, der die königliche Gewalt daselbst zur Geltung brachte, auf das Meer gewichen, ein mächtiger Seekönig geworden und so nach Frankreich gelangt sei. Die ganze Stellung der Seekönige habe sich dadurch verändert, daß es ihnen unmöglich geworden sei, ihre Beute nach Hause zu bringen. Auch Rollo sei dadurch in den Fall geraten, diesseit der See bleiben zu müssen. Das beruht alles auf der Erzählung Dudos, dessen Werk man nur anzusehen braucht, um inne zu werden, daß wir es hier mehr mit Sagen und Kombinationen, als geschichtlichen Erinnerungen zu thun haben.

Wahrheit ist nur, daß die Normannen, deren Raubzüge und Gewaltsamkeiten das Land erfüllten, nach Odos Tode noch weniger Widerstand fanden, als bei seinem Leben. Endlich aber geschah, daß der Bischof von Chartres, den sie in seiner Stadt belagerten, nicht allein wackeren Widerstand leistete, sondern von seinen Nachbarn Richard von Burgund und Robert von Paris, dem Bruder Odos, Zuzug empfing, dem das normannische Heer unterlag.

Auch Dudo kennt diese Schlacht. Er läßt Rollo zuerst über die Franken die Oberhand behaupten, und als diese sich wieder erholt haben, nicht vor ihnen, sondern vor dem Angriff des Bischofs selbst, der mit dem Kreuze und dem Gewande der Jungfrau Maria erscheint, zurückweichen, da er sieht, daß er nicht der Stärkere ist. Die Franken verfolgen ihn, er weiß dieselben aber durch ein ungeheuerliches Stratagem zurückzuschrecken. Dudo erzählt: er habe gleichsam eine Wagenburg von geschlachteten Tieren aufgerichtet, deren blutige Häute einen so gräßlichen Anblick darboten, daß die Franken von weiteren Angriffen zurückschraken.

Statt den Feind zu bekämpfen, machten sie ihrem König einen Vorwurf daraus, daß er sein Reich untergehen lasse; mit dem Volke, das man doch nicht überwältigen könne, möge er einen Frieden eingehen; und auf die Aufforderung des Königs, ihm ihren Rat zu erteilen, sprechen sie unumwunden das Wort aus: er möge den Normannen das Gebiet der unteren Seine bis zu dem Bache Andelle abtreten und ihm zugleich seine Tochter zur Gemahlin geben. Ohne Bedenken geht der König hierauf ein; er sendet den Erzbischof Franko von Rouen an Rollo, der den Vorschlägen des Königs nur die Bedingung hinzufügt: er möge Christ werden, dann werde er der begütertste Mann auf Erden sein. Darauf wird eine Zusammenkunft gehalten und ein Vertrag geschlossen, in welchem das Gebiet der Normandie bis zur Epte von den Franken an die Normannen abgetreten wird.

Alles trägt das Gepräge einer fabelhaft ausgebildeten Tradition, die man nach meinem Dafürhalten nicht annehmen darf. Einen Erzbischof Franko von Rouen gab es damals nicht; die Angabe scheint auf einer Verwechselung mit dem Bischof Franko von Lüttich zu beruhen, welcher einst den Normannen Gottfrid getauft hat. Der damalige Erzbischof von Rouen hieß Wido. Bei Dudo erscheint Gisela, die Tochter Karls, als eine reife Jungfrau, und ihre Vermählung wird sofort vollzogen. Die Tochter Karls des Einfältigen dieses Namens war das vierte Kind einer erst vor vier Jahren vollzogenen Vermählung.

Meines Erachtens muß man von der Erzählung Dudos vollkommen abstrahieren. Der einzige zuverlässige Autor über die westfränkische Geschichte in dieser Epoche ist Flodoard. Der berichtet nur davon, daß die von den Normannen eingenommenen maritimen Bezirke, eingeschlossen die Stadt Rouen, ihnen überlassen worden seien, worauf sie ihren Stolz vor den Ermahnungen des Erzbischofs gebeugt und Christen zu werden angefangen haben. Eine Auskunft, welche an die Verträge erinnert, die, wie schon früher, so zuletzt zwischen Alfred, Guthorm, Karl III. und Gottfrid geschlossen waren; die christliche Religion wurde Vermittlerin zwischen dem wilden Feinde, den man durch Landabtretungen befriedigte, und den durch den fortgesetzten Krieg dem Verderben preisgegebenen Einwohnern. Von Alfred und Karl III. waren aber diese Verträge in Momenten geschlossen worden, in welchen sie die Ober-

hand hatten. Karl der Einfältige willigte in eine Abkunft, welche seine Unterthanen forderten, mit dem siegreichen Feinde.

Ob die Normannen wirklich zum Christentum übertreten würden, war damals noch sehr zweifelhaft. Der Erzbischof Wido von Rouen wendete sich in dieser Angelegenheit an den Erzbischof Heriväus von Rheims, der eine Anzahl von Kapiteln zusammenstellte, wie man die Normannen, welche vielfältig rückfällig geworden waren, zu behandeln habe. Auch in Rom hat man darüber angefragt. Der Papst überließ die näheren Bestimmungen dem Erzbischof.

Das politische Motiv, das zu der Abtretung führte, ergiebt sich aus einer Urkunde Karls des Einfältigen vom Jahre 918, worin er Rollos und seiner Gefährten namentlich gedenkt und die Gegenbedingung, welche sie eingehen mußten, wenigstens im allgemeinen erwähnt; sie verpflichteten sich, das Reich zu beschützen, nicht allein, wie es scheint, gegen andere Normannen, sondern gegen jedermann. So wenigstens hat es Richer verstanden. Nach dessen Bericht haben sie versprochen, dem König der Franken zur See und zu Lande treue Dienste zu leisten. In den Worten Flodoards liegt nur, daß sie sich verpflichteten, Christen zu werden und Frieden zu halten; er giebt die Epte als die ihnen bestimmte Grenze an.

Zu einem vollständigen Einverständnis ist es damals nicht gekommen. Es gab noch einen anderen Normannenhaufen, der an der Loire feste Sitze genommen hatte; sie vereinigten sich mit den Seinenormannen und verwüsteten allenthalben das Gebiet in alter Weise; man mußte sie mit Geld abkaufen und ihnen eine Gebietserwerbung zugestehen. Im Jahre 924 wurde Bayeux und Maine abgetreten, eben zu der Zeit, in welcher Edward I. in England zum Übergewicht über die Normannen und ihre Verbündeten gelangte.

Für das westliche Frankenreich selbst lag darin eine große Veränderung, daß ein normannischer Fürst in die Reihe der Großen des Reiches trat. Das legitime karolingische Königtum wurde noch einmal allgemein anerkannt; aber welche Autorität konnte es bei der anwachsenden Macht der großen Magnaten besitzen? Es konnte die karolingische Macht nach außen zu verfechten suchen, im Innern konnte es sich nicht mehr zur Geltung bringen. Richard hatte das Herzogtum Burgund von dem Königtum seines Bruders Boso abgesondert und sich der fränkischen Krone unterworfen. In Poitou setzten sich die alten Herzöge von Aquitanien fort. Nach und nach kamen im Kampfe mit den Normannen auch die eingeborenen Fürsten der Bretagne wieder zu Bedeutung. Denen reihen sich die Grafen von Vermandois an, ihrer Herkunft nach Karolinger, aber gleichsam geborene Gegner des Königs Karl; sie stammten von König Bernhard, der von Ludwig dem Frommen bekämpft und getötet worden ist; sie scheinen einen Anspruch auf den Thron selbst erhoben zu haben. Die Grafen von Valois werden als ein Zweig der Vermandois betrachtet und von demselben Bernhard hergeleitet.

Hier soll nur die Thatsache erläutert werden, daß die ersten Decennien des 10. Jahrhunderts die Epoche waren, in der sich die westfränkische Aristokratie, Herzöge auf der einen, Bischöfe auf der anderen Seite, dem Königtum, das sie nicht fallen ließ, zur Seite stellte. Unter Karl dem Kahlen war es vorbereitet worden, unter Karl dem Einfältigen kam es zur vollen Erscheinung; das ganze 10. Jahrhundert wird davon beherrscht. In England standen einander das normannische und das sächsische Element bis an die Zähne bewaffnet gegenüber. Im westlichen Frankenreich hatten die Normannen ein beherrschendes Übergewicht davongetragen. In Ostfrancien war man derselben durch die Siege Arnulfs noch keineswegs Meister geworden; doch waren sie nicht eben sehr gefährlich, da ihre vornehmste Richtung sich zum Teil nach England, zum Teil nach Westfrancien gewendet hatte. Da geschah nun aber, daß das ostfränkische Reich von einem anderen Anfalle heimgesucht wurde, welcher für die Ostfranken nicht minder gefährlich war wie die normannischen für die Westfranken.

Dreizehntes Kapitel.

Einbrüche der Ungarn im Occident. Das karolingische Königtum in Deutschland unter Ludwig dem Kinde und Konrad I.

In welchem Zustande waren nun zu Beginn des 10. Jahrhunderts die Länder des Reiches Karls des Großen! Das westliche Francien wurde vor verwüstenden Invasionen nur dadurch gesichert, daß man den gefährlichsten Feinden Aufnahme gewährte, sodaß sich das ganze Gebiet doch, wiewohl in sehr zweifelhaftem Gehorsam, unter einem karolingischen König nochmals vereinigte. In Italien war die altkarolingische Autorität so gut wie in Vergessenheit geraten. Es war in steter Verwickelung mit der mohammedanischen Welt begriffen. Wie hätte dies anders sein können, da Sicilien erst in den Händen der Aglabiten, dann der Fatimiden an der Seeherrschaft dieser beiden Dynastien teilnahm und sei es im Kampfe, sei es im Einverständnis mit Konstantinopel, die Zusammengehörigkeit der südlichen Provinzen Italiens mit den nördlichen in Zweifel stellte.

Zu diesen Eingriffen zweier feindseligen Elemente, die auf ihrer Überlegenheit zur See beruhten, in das alte Gefüge des karolingischen Reiches kam nun, daß Germanien von einer dritten feindseligen Macht, die soeben auf dem Kontinent emporkam, angegriffen und bedrängt wurde, den Ungarn, und zwar in dem Moment, als es in seiner inneren Verfassung in die schwersten Verwickelungen geriet.

Wir gedachten oben des Verhältnisses, in welchem die Magyaren zu dem griechischen Reich gestanden hatten. Der Orient wußte sich ihrer zu entledigen, sie wandten ihre Waffen gegen den Occident. Wir berührten, wie sie in dem Kampfe zwischen dem Kaisertum und Großmähren eingriffen. Das großmährische Reich ist in diesem Konflikt untergegangen, ohne daß man über die Vorgänge selbst eine irgendwie genügende Nachricht fände. Ein Geschichtschreiber der Zeit, der Kaiser Constantinus Porphyrogenitus, berichtet nur sehr im allgemeinen, die Mähren seien von den Ungarn, die er Türken nennt, vollständig zu Grunde gerichtet worden, das ganze Volk, sagt er; die Reste desselben hätten sich unter die benachbarten Nationen zerstreut, unter die Bulgaren, die Ungarn und selbst die Kroaten, das dergestalt erledigte Gebiet sei dann von den Ungarn eingenommen worden.

Hätten die Mähren an ihrem alten Verhältnis zum Reiche festgehalten, so würden sie durch dessen Unterstützung in den Stand gekommen sein, den Ungarn Widerstand zu leisten. Der Ursprung der Katastrophe war zum Teil kirchlicher Natur; denn dadurch, daß die Mähren mit der Hierarchie in Deutschland zerfielen und eine Hinneigung zum orientalischen System zu erkennen gaben, während die Bulgaren sich zu dem occidentalen neigten, beide aus Antipathie gegen das Reich, das ihnen zunächst stand, wurden die einen und die anderen dem System, dem sie angehörten, entfremdet. In Erwägung aller Umstände darf man vielleicht sagen, daß der Gedanke Karls III., mit ihnen Friede zu halten, in ethnographischer Hinsicht der angemessenste war; aber dieser Gedanke war in dem karolingischen Reiche selbst so unpopulär, daß er zu dem Sturze des Kaisers und zum Emporkommen Arnulfs den wirksamsten Anlaß gab. Arnulf ließ es dann sein vornehmstes Geschäft sein, die Mähren zu bekämpfen. Gegen Swatopluk richtete er nichts aus, wohl aber nach dem Tode desselben gegen seine Söhne, die untereinander entzweit waren; und da er nun selbst die Ungarn zu diesem Kampfe hereingezogen hatte, so war diesen der Weg gebahnt, die Großmähren, die sie als ihre Feinde betrachteten, zu vernichten.

Ein Ereignis von der größten Bedeutung für die allgemeine, für die deutsche Geschichte. Die Ungarn traten nun an die Stelle der Avaren, die doch immer mit den Slaven in Streit gelegen hatten. Das großmährische Reich, welches alle slavischen Elemente in sich begriffen hatte, ging zu Grunde. Insofern wurde das occidentale Imperium, wie es in Deutschland bestand, einer Grenzmacht erledigt, welche ihm immer sehr beschwerlich gewesen war.

Das Emporkommen der Ungarn war nicht geradezu antideutsch; sie mußten nur im Zaum gehalten und zu dem Christentum im Sinne der Lateiner bekehrt werden. Das ließ sich jedoch damals nicht einmal ins Auge fassen. Die Ungarn wurden eben die gefährlichsten Feinde der Fortsetzung des karolingischen Reiches in Deutschland, überhaupt des europäischen Lebens, das an die alte Welt anknüpfte.

Im großen und ganzen treten in den Ungarn die Völkerstämme wieder

hervor, an deren Spitze Attila stand und die dann unter den Avarenchanen die Balkanhalbinsel Jahrhunderte lang in Gärung gehalten haben. Die Avaren sind von Karl dem Großen unterworfen und durch die slavisch-avarischen Marken bezwungen und niedergehalten worden. An ihrer Stelle erhoben sich jetzt die Ungarn, sie nahmen zugleich eine aggressive Richtung gegen Italien. Es gemahnt an das Ereignis von 568, daß der Anfall zunächst seinen Weg nach Friaul nahm. Damals waren es die Langobarden gewesen, welche, mit den Avaren verbündet und auf sie gestützt, in Italien eindrangen.

Noch bestand das in jener Epoche gegründete lombardische Reich, das nur mit dem fränkischen verbunden worden war. Der Fürst von Friaul aber, der König Berengar, war fern von dieser Provinz, wie wir wissen, in die Kämpfe um die Herrschaft in Italien verwickelt. Dadurch geschah nun, daß den Ungarn kein Hindernis auf ihrem Vordringen in Friaul begegnete. Sie stiegen in die oberitalienische Ebene hinab, welche sie auf die gewohnte Weise mit Raubzügen heimsuchten. Endlich erschien Berengar im Felde, der mit einem für diese Zeiten ansehnlichen Heere sich den Ungarn an der Brenta entgegenstellte. Hiebei aber ist er geschlagen worden; das große Heer wurde, wie die Fuldensischen Annalen sagen, an Einem Tage vernichtet. Das gesamte Oberitalien bis an den „Job, den Mons Jovis" (den großen St. Bernhard), wurde von ihren Raubzügen heimgesucht.

Nur die Schätze von Venedig, deren Ruf die Welt erfüllte, waren auf diese Weise nicht zu erreichen. Wir wissen, daß bei den ersten Einfällen der Barbaren eine große Anzahl von Venetern nach den Lagunen geflüchtet war; und oben ist erzählt worden, wie die Bewohner der Lagunen, in den Zwiespalt des morgen- und abendländischen Reiches verwickelt, von dem Sohne Karls des Großen mit einer stattlichen Kriegsmacht angegriffen und in die größte Bedrängnis gebracht worden waren. Um sich zu retten, zogen sie am Rialto zusammen, wo sie an den Meeresfluten eine Sicherheit fanden, welche selbst die Ausdauer eines karolingischen Heeres nicht bemeistern konnte. Venedig war seitdem durch einen Handelsverkehr, welcher Orient und Occident umfaßte, eine Seemacht geworden. Mit dem fränkischen Reiche war es eben durch die Handelsfreiheiten, die ihm Karl III. bewilligte, in gutes Verständnis gekommen.

Es liegt im Zusammenhange der Dinge, daß die Ungarn bei ihrem Einbruch in Italien auch Venedig angriffen. Sie zerstörten die Ansiedelungen der Lagunen, wie einst Pippin. Abermals vereinigten die Venezianer alle ihre Kräfte auf dem Rialto. Die Ungarn hatten sich einiger Seefahrzeuge bemächtigt; aber sie sollen durch den Anblick von Ebbe und Flut, der ihnen neu war, zaghaft geworden sein. Der Doge sammelte eine kleine Flotte um sich, welche dieser Gewässer vollkommen kundig war. Die Ungarn, die vor allem auch als Feinde der Religion erschienen, wurden, wie der älteste Chronist sagt, mit der Hülfe Gottes am Petrus- und Paulstage besiegt. Der Tag ist

gewiß, nicht so ganz das Jahr. Man weiß nicht, ob der Angriff in das Jahr 899 oder 900 zu setzen ist.

Die Ungarn haben niemals wieder einen Versuch gegen die Inselstadt gemacht. Das Seetreffen war entscheidend gewesen; und wenn dann Kaiser Leo VI. dem Dogen die Würde eines Protospatarius verlieh, so dürfte das wohl damit zusammenhängen, daß er die Feinde, die er zu Lande weggewiesen hatte, nicht etwa zur See wieder erscheinen sehen wollte. Auch waren die lombardischen Städte, die schon Arnulf befestigt gefunden hatte, nicht eben leicht zu überwältigen oder in Gehorsam zu halten. König Berengar trug kein Bedenken, sich des Friedens mit den Ungarn durch reiche Geschenke, und, wie man erzählt, durch Geiseln zu versichern. Von Italien ausgeschlossen, wendeten die Ungarn ihre Feindseligkeit um so entschiedener gegen Deutschland.

In einem nahen Zusammenhang hiemit standen die Streitigkeiten der Mähren und der bayrischen Kirchen. Die Klerikalen beider Parteien haben einander den Vorwurf gemacht, den Einbruch der Ungarn nach Italien veranlaßt zu haben. Daran waren sie aber beide nicht sehr schuldig, es geschah durch einen eingeborenen Trieb der Ungarn selbst. Nur dazu, daß diese sich gegen die Bayern wendeten, mögen jene Streitigkeiten allerdings beigetragen haben. Früher hatten wohl die Mähren ihren Leuten, die gegen die Bayern vordrangen, den Anschein gegeben, als seien sie Ungarn, jetzt drangen diese selbst gegen die Bayern vor.

Wir berührten, daß der bestunterrichtete Chronist, der Fortsetzer der fuldensischen Annalen, der wahrscheinlich ein Bayer war, die Ungarn mit den Avaren identifiziert. Bei weitem mächtiger als je die Avaren drangen die Ungarn über die Enns vor und zogen ungestört mit ihrer Beute zurück. Auf der anderen Seite der Donau rückten die Schwärme der Ungarn noch immer vor, als die bayrischen Großen unter ihrem Markgrafen Liutpold, nicht ohne den Bischof von Passau, zu dessen Diöcese Pannonien gehörte, sich ihnen in den Weg stellten und ihnen eine Niederlage beibrachten, in deren Folge sie sich zurückzogen, um an der Grenze der Mark an der Enns bei Lauriacum eine feste Position zu nehmen. Wäre das Reich ihnen in seiner Gesamtheit entgegengetreten, so würden die alten Marken wiederhergestellt worden sein. Diese würden alsdann ein haltbares Bollwerk gegen die Ungarn gebildet haben. Aber die Verflechtung der Ereignisse in Deutschland, wo ein innerer Kampf ausgebrochen war, der die wichtigsten Fragen der Zeit betraf, machte eine gemeinsame Anstrengung zur Verteidigung der Gesamtheit unmöglich. Ehe wir weiter gehen, müssen wir diesen Zustand ins Auge fassen.

Ludwig das Kind.

Es war ein Verdienst Arnulfs, daß er die altkarolingische Autorität in Deutschland nochmals zur Geltung gebracht hatte. In diesem Sinne hatte er seinen Sohn Ludwig genannt. Dessen Ansprüche waren dann nicht allein

in den cisrhenanischen Landschaften, sondern auch in Lothringen aufrecht erhalten worden.

Man wird annehmen dürfen, daß die rasche Erledigung dieser Frage nach dem Tode Arnulfs dem Widerwillen zuzuschreiben ist, welchen dessen Sohn Zwentibold, der sich König von Lothringen nannte und wohl einen ähnlichen Anspruch auf Ostfrancien machen konnte, wie sein Vater, durch sein Verhalten in seinem eigenen Gebiet diesseit und jenseit des Rheins gegen sich erweckte. Die Führung der Reichsangelegenheiten lag damals in den Händen des Erzbischofs Hatto von Mainz, des zweiten Nachfolgers jenes Liutbert, der Liutward einst gestürzt hatte. Hatto muß als der Mann betrachtet werden, durch welchen das ursprünglich zweifelhafte Verhältnis Arnulfs zum deutschen Klerus befestigt worden ist. Das eine Zeitlang zurückgedrängte hierarchische Prinzip brachte er wieder zu voller Geltung; er leitete die erwähnte Synode von Trier; er begleitete Arnulf auf seinen Feldzügen in Italien. Die deutschen Prälaten haben einen anderen Charakter, als die westfränkischen. Mit Photius läßt sich an allgemeiner Bildung und durchgreifender Einwirkung auf sein Heimatland keiner von allen vergleichen. Neben dem römischen Stuhle konnte sich eine solche Natur diesseit der Alpen nicht entwickeln. Doch hielten sich die ostfränkischen Bischöfe zur Seite der Kaiser an der Spitze der Reichsgeschäfte; wie Liutward unter Karl III., so vermochte Hatto, ein Mann voll Feinheit und Energie, alles über Arnulf; er war, wie man damals gesagt hat, Ein Herz mit ihm. Schon bei Lebzeiten Arnulfs war der noch sehr junge Sohn desselben, Ludwig, zu seinem Nachfolger bestimmt worden. Hatto ließ es nun sein ganzes Bemühen sein, diese Nachfolge durchzuführen. Um ihn scharte sich die gesamte Geistlichkeit der germanischen Landschaften, Lothringen nicht ausgenommen.

Die entscheidende Versammlung fand am 4. Februar 900 in Forchheim statt, demselben Orte, in welchem einst die grundlegende Vereinbarung Ludwigs des Deutschen mit seinen Söhnen vor versammeltem Heerbann erfolgt war. Das dort begründete Erbrecht war auf Arnulf übergegangen und stellte sich nun in dem Knaben dar, den er hinterlassen hatte. Es erinnert sehr an byzantinische Vorgänge, wie hier dem Kinde sogleich die Krone aufgesetzt wurde.

Die Lothringer schlossen sich nicht etwa aus; sie bewirkten vielmehr, daß der Knabe, der die Macht bedeutete, ihnen anvertraut wurde; sie huldigten ihm in Diedenhofen; denn auf die höchste königliche Autorität glaubten sie den Widerstand zu begründen, den sie dem natürlichen Sohne Arnulfs, Zwentibold, entgegensetzten. Wir vernehmen, daß derselbe sich von Tag zu Tag gewaltsamer gebärdet, und, was den meisten Eindruck machte, den Rat der Großen verachtet und mit geringeren Leuten zu regieren versucht habe. Dem nun wurde der Gehorsam gegen den neugekrönten Knaben entgegengesetzt. Es ist hierüber ein blutiger Kampf ausgebrochen, in welchem Zwentibold umkam. Aber die Autorität des in Deutschland anerkannten jungen Königs

vereinigte die Lothringer um so enger mit dem ostfränkischen Gesamtreiche. Es war eigentlich im Gegensatz gegen die von Arnulf beabsichtigte Sonderstellung seines unehelichen Sohnes, daß sein ehelicher Sohn, der den christlichen Anschauungen mehr entsprach, als er selbst, zur Anerkennung gelangte. In dieser Form setzte sich inmitten allgemeiner Unbotmäßigkeit die Idee des karolingischen Reiches noch fort.

Ludwig hatte anfangs das Glück, mit den Bayern vereint, die Angriffe der Ungarn zurückzuweisen. Allein der Großen des Reiches war er nicht mächtig. Es ist die Epoche, in welcher sich die Provinzialgewalten überall zur Selbständigkeit erhoben. Arnulf war durch den Beschluß der weltlichen Oberhäupter, nicht jedoch ohne die leitende Teilnahme des Erzbischofs von Mainz, emporgekommen; im Laufe der Zeit hatte er es verstanden, auch der Geistlichkeit genug zu thun. Aus deren Schoße erhob sich die neue Regierung, welche nun aber dadurch die schärfsten Antipathien erweckte, daß sie, mit einem Teil der Laien vereinigt, gegen andere Mitglieder dieses Standes Partei nahm.

Indem man den Motiven dieser Bewegung nachforscht, wird man nochmals einen Schritt zurück in die Abwandlung der gesellschaftlichen Zustände geführt, die in den karolingischen Reichen überhaupt eingetreten waren. Sie beruhen darauf, daß die höchste Gewalt, indem sie schwankte, sich Verbündete suchte, die sich zum Gefühl von Selbständigkeit erhoben und im Laufe der dynastischen Verwickelungen immer wirksamer hervortraten. Der große Stifter selbst hatte es für ratsam gehalten, die Eingesessenen der Provinzen mit einer Macht zu bekleiden, welche auf der Idee und den Bedürfnissen der Centralregierung beruhte. Dadurch trat eine Vereinigung zwischen der territorialen und der centralen Autorität ein, die es doch unmöglich machte, die letztere nach Belieben zurückzuziehen und der ersteren eine eigentümliche Geltung verschaffte. Die Lehen selbst verwandeln sich in erblichen Besitz, so daß dann ihre Inhaber in die Irrungen, die durch den Mangel einer legitimen Erbfolge entstehen, hineingezogen werden.

Wir bemerken das unter anderen in einem Geschlecht, das später selbst in den Besitz der kaiserlichen Macht gelangt ist, dem konradinischen in dem rheinischen Francien. Als Stammvater der Konradiner muß der Graf Gebhard vom Lahngau, der daselbst auch ansehnliche Erbgüter besaß, betrachtet werden, wahrscheinlich derselbe, der in den Streitigkeiten Kaiser Ludwigs I. mit Lothar eine vermittelnde Rolle spielte. Er wurde von Ludwig dem Deutschen an Lothar gesandt, um ihn aufzufordern, den Vater besser zu behandeln, und hatte auch Anteil an der Unterwerfung Lothars in Blois; er gehörte zu den Getreuen Ludwigs des Deutschen.

Das rechtsrheinische Gebiet an beiden Ufern der Lahn von Kaub bis an das Siebengebirge war dadurch in ein anomales Verhältnis geraten, daß es bei der Gründung des lotharingischen Reiches von den Landschaften der Diöcese Trier, zu der es ursprünglich gehörte, getrennt wurde; eine Beziehung,

aus der sich erklärt, daß die drei Söhne Gebhards bei Ludwig dem Deutschen in den Verdacht gerieten, als würde die Vasallentreue von ihnen gebrochen: sie wurden verwiesen und begaben sich zu Karl dem Kahlen. Nach Ludwigs des Deutschen Tod aber finden wir sie in ihren alten Besitzungen wieder: sie hielten an Ludwig dem Jüngeren, der nunmehr mit voller Gewalt zur Regierung gekommen war, nicht allein fest, sondern waren auch nach dem Tode desselben die besten Stützen seiner Tochter Hildegarde.

Aber Kaiser Karl III., der bei dem Feldzug gegen Boso von Burgund sich zuletzt auf dessen Seite schlug und dadurch das Land rettete, dachte die Nachfolge im Reich dem Sohne Bosos und der Irmingarde, der Tochter Kaiser Ludwigs II., zu hinterlassen. Nicht gerade deshalb allein wandte er überhaupt einem anderen fränkischen Geschlecht seine wohlbegründete Förderung zu. Es war das Geschlecht, welchem der vornehmste Kriegsmann angehörte, den er überhaupt besaß, der Markgraf Heinrich, der in seinen Kriegen mit den Normannen eine beinahe selbständige Rolle gespielt hat und in den Vorbereitungen zur Entsetzung von Paris umgekommen ist. Dessen Bruder ist der Markgraf in Thüringen, Poppo, der älteste seiner Söhne Adalbert von Babenberg. Die Babenberger besaßen die Grafschaft in einer Anzahl von Gauen, dem westlichen Grabfelde (Buchonia), dem Saalgau an der fränkischen Saale, dem Volkfeld und Gosfeld am oberen Main.

Aber bei Arnulf fanden sie begreiflicherweise keine Gunst; denn, wie oben angedeutet, seine Thronbesteigung wurde durch die mit Hildegarde verbundenen Großen in Franken, Sachsen und Thüringen, die sich dazu mit den Bayern verbündeten, angeregt und ausgeführt. Wir finden nicht, daß Arnulf sich um Adalbert und dessen Familie gekümmert hätte; seine ganze Gunst genossen die Konradiner, welche der Partei Ludwigs des Jüngeren angehört hatten und damals wieder, wie vor alters, ein ansehnliches Besitztum vereinigten.

Konrad der Ältere war der Sohn Udos, wie man wohl annehmen darf, des Sohnes von Gebhard, von dem ausdrücklich bezeugt wird, daß er einen Sohn des Namens Udo gehabt habe, also ein Enkel des alten Gebhard. Sein vornehmstes Gebiet lag in der Gegend von Brauenfels; in Weilburg hatten die Konradiner ihre Grabstätte. Konrad war Graf im Oberlahngau, sein Bruder Eberhard im Niederlahngau, Gebhard in der Wetterau. In diesen Regionen im Grabfelde bei Aschaffenburg hatte auch Hildegarde ihre vornehmsten Besitztümer.

Zwischen den beiden Dynastengeschlechtern, von denen wir annehmen dürfen, daß sie verschiedene praktische Direktionen verfolgten, bestand eine natürliche Eifersucht. Zu vollem Ausbruch kam dieselbe im Jahre 892. Ein dafür entscheidendes Ereignis war es, daß der in den Angelegenheiten seines Bistums und des Reiches unermüdlich thätige kriegerische Bischof Arno von Würzburg, der, einverstanden mit dem Markgrafen Poppo von Thüringen, dem Bruder Heinrichs, damals einen Zug gegen die Sorben unternahm,

niedergeworfen und getötet wurde. Es war ein großer Verlust für die Familie, welche in dieser Region ein vorwaltendes Ansehen besaß. Arnulf ersetzte den Gefallenen durch Rudolf, den jüngsten der vier konradinischen Brüder, und da sich derselbe neben Poppo schwerlich behauptet haben würde, so wurde auch dieser seiner bedeutenden Stellung enthoben und zunächst der älteste Konradiner, der Senior von Hessen, wie er genannt wird, in dieselbe eingesetzt, dem aber bald Markgraf Burchard, der dieser Partei angehörte, folgte.

Ein ansehnliches und um das Reich verdientes Haus wurde von dem Inhaber der Reichsgewalt zurückgesetzt und um so empfindlicher dadurch betroffen, da auch der das Jahr vorher investierte Erzbischof Hatto von Mainz zur Faktion der Konradiner gehörte. Mißverhältnisse dieser Art wird man als die vornehmste Schwierigkeit bezeichnen dürfen, welche die Reichsregierung überhaupt hatte. Sie war selbst durch eine Wahl der Oberhäupter zu stande gekommen, nicht aus vollkommen legitimer Erbfolge hervorgegangen; gleich bei ihrem Ursprung unter dem Einfluß einer Partei, welche nicht die des vorigen Königs war. Ohne gerade auf diesen Umstand vielen Wert zu legen, wird doch niemand leugnen können, daß unter den übrigen Selbständigkeiten, wiewohl sie die Wahl anerkannten, ein Geist der Insubordination sich regte und regen mußte. Nach dem Tode Arnulfs standen unter einer Verwaltung, die aus einem Kinde und einem hohen Geistlichen bestand, zwei Parteien sich gegenüber, von denen die eine an dieser Regierung Teil hatte, die andere aber von einem Bewußtsein der Selbständigkeit erfüllt war, welches sie antrieb, an dem Gegner ohne Rücksicht auf die Reichsordnung Rache zu nehmen.

Schon bisher war es, wiewohl nur selten, geschehen, daß vornehme Oberhäupter in den Marken einander in offener Fehde bekämpft hatten. Hier aber, wo die Mitglieder zweier großen Familien mit ihren Anhängern mitten im Reiche einander gegenübertraten, gewann eine offene Zwietracht zwischen ihnen allgemeine Wichtigkeit. Adalbert von Babenberg, durch die Anordnungen Arnulfs verletzt, wandte seine Waffen ohne weitere Rücksicht gegen die Partei, die von dem Verfahren des Kaisers Nutzen gezogen hatte.

Bei seinem ersten Anfall auf die Konradiner stieß Adalbert auf kräftigen Widerstand. Wenn der tapfere Eberhard dabei den Tod fand, so hatte auch Adalbert den Verlust zweier Brüder zu beklagen, von denen der eine getötet wurde, der andere sich gefangen geben mußte. Aber Adalbert wurde nicht gebeugt, im Gegenteil noch mehr gereizt.

Besonders kam es ihm zu statten, daß die Konradiner, die auch in Lotharingien angesessen waren, einen Zug dahin unternahmen, durch welchen ihre diesseitigen Streitkräfte geschwächt wurden. Sie erwarteten bereits einen Anfall Adalberts und sammelten, um ihn zurückzuweisen, ihre Truppen in der Wetterau und in der Gegend von Fritzlar. Hier stellten sie sich unter Konrad dem Älteren mit einer ansehnlichen Macht auf. Adalbert nahm die Miene an, als würde er gegen die Wetterau ziehen, wandte sich aber gegen

Fritzlar. Konrad, der bei seinen Leuten nicht den militärischen Gehorsam fand, auf den er rechnete, und sich dem Feinde persönlich entgegenwarf, wurde dabei getötet. Adalbert kehrte als Sieger mit reicher Beute nach seinem Hauptsitz Babenberg zurück und dominierte die benachbarten Landschaften weit und breit.

Indem er aber sich an seinen Feinden rächte, hatte er zugleich die Reichsgewalt, die den Landfrieden aufrecht erhalten mußte, empfindlich verletzt. Er wurde aufgefordert, vor der Reichsversammlung zu Tribur sich zu stellen, um sich vor den vornehmsten Reichsfürsten zu verantworten. Er weigerte sich, zu erscheinen; denn in dieser Versammlung würde doch der Erzbischof Hatto von Mainz, der intimste Freund der Konradiner, die Entscheidung herbeigeführt haben. Es war ein Fall, wie vor kurzem in Italien sich ereignet hatte, als Wido von Spoleto sich dem Gerichte des Kaisers durch die Flucht entzog. Aber Adalbert wollte nicht fliehen, sondern widerstehen.

Als jene lotharingische Fehde wenigstens durch einen Waffenstillstand beendigt war und der jüngere Konrad, der Sohn des älteren, zurückkam, traf die Reichsgewalt Anstalten, um den Widerspenstigen mit den Waffen zu bezwingen. Adalbert bemerkte bald, daß er dem Heere im offenen Felde zu widerstehen nicht fähig war. Er zog sich nach der Burg Terassa (Teres, mainaufwärts bei Schweinfurt) zurück und vermeinte hier eine Belagerung auszuhalten. Aber die höchste Gewalt offen zu bekämpfen, waren auch seine nächsten Anhänger nicht gewillt. Adalbert mußte erleben, daß sein vornehmster Verbündeter, der Graf eines benachbarten Gaues, Egino, zu dem königlichen Heere überging. Auch er meinte dann besser zu thun, wenn er sich vor dem Ansehen des Königs beuge; er faßte den Entschluß, die Gnade desselben anzurufen. Man hat immer gesagt, daß er dazu durch die Versicherung der Bischöfe und Hattos, daß er Vergebung finden werde, bewogen worden sei. Der beste Bericht über diese Angelegenheit bei Regino weiß davon nichts; er bemerkt vielmehr, man habe auf seite des Königs befürchtet, Adalbert denke nur sich aus seiner jetzigen Verlegenheit zu befreien, um dann in die gewohnten Bahnen einzulenken, sobald das Reichsheer auseinandergegangen sei.

Als nun Adalbert die Thore seiner Burg öffnen ließ und mit wenigen Begleitern heraustrat, um sich dem König zu unterwerfen, ihn um Gnade zu bitten und für die Zukunft ein besseres Verhalten zu versprechen, wurde er ganz im Gegenteil als Gefangener betrachtet und mit gebundenen Händen vor das versammelte Heer geführt. Man kann sich das nur dadurch erklären, daß seine eigenen Anhänger die Absicht bestätigten, die man ihm schuldgab. Unter dem Zuruf des ganzen Heeres wurde er mit dem Tode bestraft. Andere erzählen, er sei von den Bischöfen betrogen und in der Stille hingerichtet worden.

Auch hier ist eine der wichtigsten Thatsachen in entgegengesetztem Sinne

überliefert. Die Differenz ist jedoch nicht so evident, wie man wohl meint. Regino sagt nicht, daß Adalbert verhört und auf gerichtlichem Wege verurteilt worden sei; er spricht nur von der Beistimmung des Heeres zu dem Machtspruche des Königs. Daß Adalbert, wie man gewöhnlich annimmt, vor Gericht gestellt und als Hochverräter von den Großen des Reiches verurteilt worden sei, wird nirgends ausdrücklich überliefert. Darin, daß dies nicht geschah, liegt eben das Charakteristische der Begebenheit.

Adalbert wurde infolge eines Machtspruchs der königlichen Gewalt hingerichtet. Was das bedeuten wollte, erkennt man, wenn man sich seine Stellung vergegenwärtigt: er mußte als einer der ersten Fürsten des Reiches betrachtet werden, sein Vater hatte sich die größten Verdienste erworben; um ihn selbst gruppierte sich ein allgemeines Interesse. In einem ähnlichen Fall war einst Karl der Große gewesen, als sich Thassilo ihm überlieferte. Karl hatte denselben vor das Gericht seiner Franken gestellt und deren Urteil noch gemildert. Was Karl der Große vermieden, wurde nun unter seinem letzten Nachkommen, fast noch einem Knaben, von der Reichsgewalt vollzogen.

Adalbert hatte gegen die Autorität des Reiches sich schwer vergangen, aber zuletzt die Gnade des Königs angerufen. Diese wurde ihm jedoch verweigert, weil man seinen Versicherungen mißtraute.

Man könnte in dem Vorfall einen Knotenpunkt für die Verwickelungen der großen Vasallen mit der Reichsgewalt sehen, welche die spätere Reichsgeschichte erfüllen. Wie sollte man sich nicht dabei an jenen Kurfürsten von Sachsen erinnern, der vor Wittenberg in Gefahr war, zum Tode verurteilt zu werden. Der strenge Alba wäre dafür gewesen, Karl V. vermied es. Die deutsche Gewohnheit und Sinnesweise forderte ein gerichtliches Verfahren. Die damalige Reichsgewalt kam auf das Vorrecht der römischen Imperatoren, nach eigenem Ermessen über Leben und Tod zu verfügen, zurück; ein Gegensatz der Ideen, der damals nicht hervorgehoben worden ist, aber in der Sache liegt.

Um die Lage zu überblicken, darf man nicht vergessen, daß eben in diesem Augenblick ein Streifzug der Ungarn bis an die Elbe hin vorgedrungen war (Juni 906). Es war der junge Herzog von Sachsen, Heinrich, der in einem verwandtschaftlichen Verhältnis zu den Babenbergern stand, gegen den die Dalemincier die Hülfe der Ungarn angerufen und erlangt hatten.

Wohlbetrachtet wäre es die Pflicht der Reichsregierung gewesen, die Landesfeinde zu vertreiben, aber sie hatte ausschließlich Adalbert ins Auge gefaßt.

Als im nächsten Jahre (907) die Ungarn wieder einbrachen, haben sie den Bayern eine Niederlage wie noch nie beigebracht. Der tapfere Markgraf Liutpold ist dabei getötet worden. Man sage nicht, daß ein Ereignis keinen Zusammenhang mit den anderen habe. Wären die Ungarn 906 an der Elbe zurückgewiesen worden, so würden sie schwerlich 907, den alten Zusagen

spottend, in Bayern eingedrungen sein. In einer freilich zweifelhaften Kombination weiterschreitend, könnte man dem Markgrafen Liutpold selbst einen Vorwurf daraus machen, daß er an dem Kriegszug gegen Adalbert teilgenommen, und nicht statt dessen seine Mark in guten Verteidigungszustand gesetzt habe. Oder wäre es möglich, daß der Erfolg der konradinischen Partei den Markgrafen zu Demonstrationen verleitet hätte, welche den großen Anfall der Ungarn definitiv provozierten? Verweilen wir aber nicht bei den einzelnen Fäden der Verflechtung. Unleugbar ist, daß die Niederlage der Bayern den Ungarn den Weg nach dem innern Deutschland geöffnet hat.

Im Jahre 908 haben sie den Markgrafen von Thüringen, Burchard, überwältigt. Die vornehmsten Gegner Adalberts, der Bischof Rudolf von Würzburg, der Graf Egino vom Badanachgau und der tapfere Burchard selbst sind dabei gefallen. Von einer Ostmark ist seitdem keine Rede mehr.

Im Jahre 909 haben die Ungarn zuerst Schwaben heimgesucht und unermeßliche Beute zusammengeraubt. Im Jahre 910 haben sie ein königliches Heer, das sich eben erst zusammenzog, bei Augsburg am Lech überfallen und auseinandergeworfen. Das Jahr darauf ist Ludwig selbst, erst achtzehn Jahr alt, gestorben.

Es würde ungerecht sein, über seine Persönlichkeit ein Urteil fällen zu wollen. Aber in welchen Zustand war Deutschland in den Jahren, die als seine Regierungsjahre bezeichnet werden, geraten: von Italien, das Arnulf hatte festhalten wollen, ausgeschlossen, dagegen von einem siegreichen Feind in dem innersten Germanien zerfleischt und verwüstet, von den emporstrebenden Dänen, welche England großenteils beherrschten durch den König, den sie sich damals gaben, beeinträchtigt; ohne Anteil an der Seeherrschaft, überdies aber von einer inneren Zwietracht der Stammeshäupter, von denen sich allein eine Abhülfe erwarten ließ, heimgesucht, einer territorialen Anarchie preisgegeben.

Nun hätten die Oberhäupter der deutschen Stämme allerdings Karl den Einfältigen, den letzten Sprossen der Karolinger, anerkennen können. Aber sie würden damit ihre selbständige Entwickelung aufgegeben haben. Auch war Karl selbst in Westfrancien in jenem Zustand, in welchem er die Normannen durch eine große Landesabtretung befriedigen mußte. Wie hätten die Ostfranken Hülfe von ihm gegen die Ungarn erwarten können! Überdies würden sie sich nicht einer Regierung unterworfen haben, die in Bezug auf Lothringen mit ihnen in offenbarem Gegensatz stand. Sie faßten einen ganz anderen Entschluß.

Nach dem Tode Ludwigs des Kindes vereinigten sich dieselben Stämme, welche einst Arnulf gewählt und dann Ludwig anerkannt hatten, nämlich Franken, Sachsen, Schwaben, Bayern; von ihnen wurde Konrad von Franken zum König gewählt.

Dabei war jedoch ein sehr wesentlicher Unterschied gegen früher. Sie gingen von dem König, der das karolingische Königtum repräsentierte und

eben nur König war, zu dem mächtigsten Stammeshaupt über, der dies blieb, indem er das Königtum übernahm. Ein Schritt von der größten Tragweite, über den es an allen ausführlichen Überlieferungen fehlt, so daß er zu den mannigfachsten Kombinationen Anlaß gegeben hat. Will man nun zu einem Verständnis desselben gelangen, so darf man sich vor allem von dem Wortlaut der dürftigen Überlieferung nicht entfernen. Diese aber ist die schon angegebene, daß Konrad von den vier großen Stämmen erwählt worden ist.

Welcher Art war aber diese Wahl? War dazu eine Reichsversammlung berufen worden? Sie geschah eben zu Forchheim, wo Ludwig gestorben war. Wahrscheinlich waren es doch die zum Dienste des Königs vereinigten Vasallen aus den vier Stämmen, welche sich für Konrad entschieden.

Von jeher hat man ein verwandtschaftliches Verhältnis zwischen Arnulf und Konrad vorausgesetzt; man hat angenommen, daß die Mutter des jungen Konrad eine natürliche Tochter Arnulfs gewesen sei. Historisch nachgewiesen ist es nun nicht. Die jüngste Kombination, nach welcher die Gemahlin Arnulfs zu dem konradinischen Stamme gerechnet werden müßte, weil sie einen Hof zu Lahnstein besaß, in einer Gegend, wo die Erbgüter der Konradiner lagen, hat nach meinem Dafürhalten etwas für sich; denn wir wissen von der Schwägerin Konrads des Älteren, daß sie die Zehnten von Lahnstein an das Kloster Seligenstadt vergabte.

Ich bin entfernt davon, weitere Vermutungen, die an diese Thatsache geknüpft werden, anzunehmen, aber daß das konradinische Haus überhaupt in einem verwandtschaftlichen Verhältnis zu Arnulf gestanden habe, läßt sich doch nicht ableugnen. Von Arnulf besitzt man eine Urkunde vom Jahre 891, in welcher er den älteren Konrad als seinen Neffen bezeichnet und unter Ludwig dem Kinde wird der jüngere Konrad ausdrücklich in mehr als einer Urkunde als ein Verwandter aufgeführt.

Wie auch das Verhältnis sich gebildet haben mag, gewiß ist es, daß es bestand. Es hatte schon unter Arnulf auf die Regierung den größten Einfluß. Noch zu dessen Lebzeiten entschieden Erzbischof Hatto und die Konradiner selbständig in den wichtigsten Reichsangelegenheiten, in den Streitigkeiten zwischen Zwentibold und dem Erzbischof von Trier. Die Erhebung Ludwigs war dann das Werk dieser Partei. Hatto und die Konradiner übten die königliche Gewalt im Namen des Knaben aus. Noch lebte Hatto. Durch die Erhebung Konrads des Jüngeren zur Königswürde wurde in dem Bestand der höchsten Gewalt nichts geändert. Diese ging nur öffentlich an das Oberhaupt des konradinischen Geschlechtes über. Eine freie Königswahl in dem Sinne späterer Zeiten wird man hierin nicht sehen dürfen. Der Träger einer unter Ludwig dem Kinde doch sehr einseitig ausgeübten königlichen Gewalt wurde nun selbst König, d. h. die Autorität, welche mit dem königlichen Namen verbunden war, unter welcher einer der angesehensten Fürsten des Reiches mit dem Tode bestraft worden war, ging an das Oberhaupt

eines großen Geschlechtes des fränkischen Stammes über. Sollte das wirklich Bestand haben? Sollte man sich dieser ihrer Natur nach fremden und gebrechlichen Autorität guten Glaubens unterwerfen, so daß eine stabile Macht hätte gebildet und jene Obliegenheiten, die aus der allgemeinen Lage entsprangen, hätten erfüllt werden können?

Durch die Wahl selbst wurde ein großes Reichsland, wenn nicht entfremdet, so doch zweifelhaft. In Lothringen hatte seit langen Jahren der Graf Reginar vom Hennegau, genannt Langhals (Rainier Long-cou) eine große Rolle gespielt, zuletzt aber im Gegensatz mit Zwentibold es ratsam gefunden, dem jüngeren Bruder desselben, Ludwig dem Kinde, sich anzuschließen, und dadurch die enge Verbindung Lothringens mit den überrheinischen Gebieten bestätigt. An dieser Allianz hielt er auch während der Regierung Ludwigs des Kindes fest. Noch im Jahre 911 datierte er nach dessen Regierungsjahren. Durch den Tod desselben aber glaubte er sich dieser Verbindung entledigt. Während die übrigen Stämme Konrad als König anerkannten, wandte er sich zu dem karolingischen Hause zurück, das in Karl dem Einfältigen erschien. Er ließ sich von ihm eine Laienabtei, St. Maximin zu Trier, die bisher den Konradinern zugestanden, übertragen; und zwar geschah dies zu Metz, wohin Karl der Einfältige gekommen war, unter der Kontrasignatur des Erzbischofs Heriväus von Rheims. Man kann nicht bezweifeln, daß Karl der Einfältige Lothringen und die karolingische Erbschaft überhaupt in Anspruch nahm; in kurzem finden wir ihn auch im Elsaß, wo er sich Straßburgs bemächtigte.

Wir wollen hier nicht von nationalen Gesichtspunkten oder patriotischer Gesinnung reden; die Differenz war ohnedies von der größten Wichtigkeit; sie betraf zugleich die Gültigkeit der neuen Wahl, die sich auf eine Verwandtschaft stützte, auf welche die echten Karolinger keine Rücksicht nahmen; denn als Karolinger konnte man doch den neuen König nicht anerkennen. Das karolingische Königtum bestand in der Art und Weise, wie es ausgeübt worden war, auch in dem inneren Germanien, aber als den Träger desselben wollten die Westfranken und Burgunder Konrad von Franken nicht anerkennen.

Die Konradiner waren besonders an der rechten Rheinseite im Besitz der Territorialmacht. Von diesen Gebieten begann, wie es scheint, der Widerstand gegen die Demonstration zu Gunsten der Westfranken. Der neue König Konrad, der schon einmal für die lothringischen Besitztümer glücklich gestritten hatte, scheint durch die Verwickelungen im Elsaß und Alemannien abgehalten worden zu sein, persönlich gegen Lothringen ins Feld zu rücken; wenigstens hat er daselbst nichts ausgerichtet.

Indem aber trat im inneren Germanien ein Ereignis ein, durch welches Konrad in die schwersten Verlegenheiten geriet. Der alte Herzog von Sachsen, Otto, dem die königliche Krone angeboten, von ihm aber seines Alters wegen abgelehnt worden sein soll, ging am 30. November 912 mit Tode ab. Von ihm wäre keine Abweichung von dem bisherigen Verhältnis zu erwarten ge-

wesen; wohl aber stand eine solche von seinem Sohne Heinrich bevor, der bei dem Unglück Adalberts durch jenen Einfall der Ungarn in Dalemincien beschäftigt worden war, die Politik aber, in der sich Hatto und Konrad bewegten, um so kräftiger bekämpfte. Von diesem wurde er auf dieselbe Weise beleidigt, wie die Konradiner von Karl dem Einfältigen. König Konrad entzog ihm die Laienabtei Hersfeld, die sein Vater Otto besessen hatte, indem er diesem Kloster die Unabhängigkeit zurückgab. Eine prinzipielle Animosität bildete sich aus, bei welcher Heinrich zu erkennen gab, er fürchte selbst von Hatto mit einem Schicksal, wie es Adalbert erlitten, heimgesucht zu werden. Nach einer populären Überlieferung, deren ich noch einmal zu gedenken haben werde, wurde ihm eine Kette zum Geschenk angeboten; er wies sie mit Bitterkeit von sich; denn sein Hals sei nicht aus stärkerem Stoffe gebildet, als der des Adalbert. So traten den großen Verlusten im Westen die drohenden Feindseligkeiten im Norden und Osten zur Seite, welche das Andenken an die gehässige Babenberger Fehde erneuerten.

In dieser Entzweiung und vor den zu erwartenden Kämpfen ist Hatto am 15. Mai 913 gestorben, ein unersetzlicher Verlust für den König, da Hatto fast noch mehr als er selbst das Heft der Regierung in Händen hielt.

Das Jahr wird noch durch ein anderes Ereignis bezeichnet, welches ein sehr glückliches war, der Autorität des Königs aber wenig zu statten kam. Die Ungarn waren in Schwaben eingefallen und hatten ihren Rückzug durch Bayern genommen. Dahin aber folgten ihnen die Schwaben unter der Führung Erchangers und Bertholds, die noch einmal als Inhaber der alten missatischen Gewalt erscheinen. Die Bayern unter ihrem Herzog vereinigten sich mit den Schwaben, und brachten den Feinden eine Niederlage bei, die von den meisten an den Inn verlegt und als eine Vernichtung der Feinde bezeichnet wird; bei einem späteren Annalisten heißt es, nur dreißig Mann seien entkommen.

Dieser Erfolg, der insofern die erwünschte Nachwirkung hatte, als die Ungarn eine Reihe von Jahren von ihren Raubzügen Abstand nahmen, war doch bloß durch provinziale Anstrengungen gelungen; der ostfränkische König hatte keinen Anteil daran. Daraus entsprang dann aber, daß er in den Provinzen noch weniger Gehorsam fand als bisher. Der Herzog von Bayern und die schwäbischen Kammerboten traten in die engste Familienverbindung miteinander. Zugleich nahmen sie in dem großen Streit zwischen Klerus und Laien, der die Welt erfüllte, und der auch jetzt in Deutschland hervortrat, Stellung gegen den Klerus. Besonders Herzog Arnulf von Bayern ging in dieser Beziehung ohne alle Rücksicht zu Werke. In den späteren Verzeichnissen von Klostergütern wird über die Entfremdung derselben durch Arnulf bittere Klage geführt; wir vernehmen, daß er sie als Lehen unter Laien verteilt habe.

So wurde der Bischof Einhard von Speier von benachbarten Grafen überwältigt und geblendet. Schon fingen auch die Bürgerschaften an, diese

Absichten zu teilen: Bischof Otbert von Straßburg wurde von den Einwohnern der Stadt verjagt und dann getötet. An seine Stelle trat der Lothringer Richwin, ein Mann von vornehmster Herkunft und zugleich tiefem Wissen, der aber der Billigung seines Metropoliten, Herigers von Mainz, entbehrte.

Ein allgemeines Aufsehen erregte der Streit der beiden Kammerboten und des Bischofs Salomo von Konstanz. Dieser hatte sich schon unter Arnulf und dessen Nachfolger der Förderung der königlichen Gewalt, die sich wieder zu den Bischöfen hielt, erfreut. Die angesehensten schwäbischen Grafen Erchanger und Berthold, von denen doch nicht erhellt, mit welchem Recht sie den Titel Kammerboten führten, lebten mit ihm in alter Entzweiung, da er ihnen einige ihrer besten Besitzungen unter der Begünstigung der höchsten Gewalt zu entreißen suchte.

Bischof Salomo fiel in die Hände Erchangers, aber dieser selbst wurde von königlichen Truppen gefangen, so daß Salomo wieder befreit, Erchanger dagegen des Landes verwiesen wurde. Der Aufruhr, dadurch nicht erstickt, gewann einen festen Mittelpunkt in Hohentwiel. Der König schickte sich an, die Burg zu belagern. Aber wie hätte ihm die Unterwerfung der südlichen Herzogtümer gelingen können, da er des Nordens nicht mächtig war. Ein Einfall des neuen Herzogs von Sachsen in Franken nötigte ihn, die Belagerung aufzuheben, so daß die Macht der Gegner zum Übergewicht gelangte; die königlichen Truppen wurden bei Wallnies, in der Nähe von Stockach, aus dem Felde geschlagen.

Auch Arnulf von Bayern hatte vor Konrad weichen müssen und seine Zuflucht selbst zu den Ungarn genommen; jetzt aber kehrte er zurück und bekam die Oberhand über die Anhänger des Königs.

In dieser Lage suchte König Konrad seine vornehmste Stütze in dem Beistand des Klerus. Denn mit der Geistlichkeit, die von der anwachsenden Macht der großen Vasallen viel zu leiden und noch mehr zu befürchten hatte, stand die Reichsgewalt wie unter Ludwig dem Kinde so unter Konrad im Bunde. Bei Altheim im Ries wurde im Herbst 916, eben indem Arnulf aus Bayern entfernt war, eine Synode der oberdeutschen Geistlichen gehalten, die sich den geistlichen Ideen, die in der großen Kontroverse die Oberhand behalten hatten, mit Eifer anschloß. In den Beschlüssen finden sich pseudoisidorische Dekretalen wörtlich wieder. Allein man dürfte sie doch nicht als eine Wiederholung derselben betrachten; nur in der allgemeinsten Richtung der Prärogative des Primats stimmen sie eigentlich überein. Im Gegenteil, jene Beiseitsetzung des Erzbischofs von Mainz bei der Erhebung des Bischofs Richwin in Straßburg wird ausdrücklich gemißbilligt: ohne dessen Einwilligung soll Richwin nicht anerkannt werden. Dagegen wird die Autonomie der Bischöfe und des gesamten Priesterstandes mit derselben Bestimmtheit hervorgehoben. Die kirchlichen Gesetze werden von der apostolischen Autorität hergeleitet. Ausführlich wird der Fall behandelt, daß ein Bischof

angeklagt werden könne. Man trägt Sorge, daß er dabei weder von der geistlichen Gewalt ausgeschlossen, noch in den kirchlichen Kompetenzen beschränkt würde. Gerade diese Fragen waren es, die in dem Streit des Bischofs Salomo mit den Provinzialgewalten besonders zur Sprache gekommen waren.

Und wie nun der König auf seiten der klerikalen Gerechtsamen stand, wird auch er in den Schutz der geistlichen Gesetze genommen. Vor dem Chor der Propheten, Apostel und Märtyrer wird festgesetzt, daß niemand weder das Leben des Königs noch seine Regierung antasten oder gar sich vermessen solle, sich an seine Stelle zu setzen. Jeder Treubruch soll mit dem kirchlichen Fluch belegt sein.

Papst Johann X., der einen Legaten zu der Synode schickte, war damit sehr einverstanden; und es bildete sich, wie man sieht, eine Verbindung zwischen der höchsten geistlichen Gewalt, den klerikalen Autoritäten in der Provinz und dem König, der damals ihre Rechte anerkannte, den Übergriffen der weltlichen Provinzialgewalten gegenüber, die sich selbst wenig um ihn kümmerten.

Man kann nicht bezweifeln, daß der Gegensatz, sowohl gegen Arnulf, der, wiewohl entfernt, jeden Augenblick nach Deutschland zurückzukehren drohte, wie gegen die Kammerboten das vornehmste Motiv der hierarchischen Erklärungen zu Gunsten des Königs Konrad bildete. Das Königtum sollte bestehen, aber nur in der intimen Verbindung mit der geistlichen Gewalt, von der schon Hatto ein Beispiel aufgestellt habe.

Die Synode sprach über Erchanger und Berthold die Verbannung aus, weil sie gegen den Gesalbten des Herrn ihre Hand erhoben und ihren Bischof, den ehrwürdigen Salomo, hinterlistig gefangen gesetzt hatten: sie wurden verurteilt, alle Jahre ihres Lebens fortan im Kloster zuzubringen. An die Anhänger derselben, die, wie es heißt, von ihren Raserein besudelt worden seien, erging die Aufforderung, sich bei ihrem Kirchenhirten einzufinden und Buße zu thun; sollten sie es aber unterlassen, so würden sie in den Bann verfallen, den der Papst bereits über sie ausgesprochen habe.

Nicht gemeint, jene Strafe, welche die Synode verhängt hatte, über sich ergehen zu lassen, wandten sich Erchanger und Berthold an den König, aber sie fanden so wenig Gnade vor ihm, wie einst Adalbert von Babenberg bei Hatto und Ludwig dem Kinde. Von einem Rechtsverfahren gegen sie hören wir nichts; sie büßten ihr Verhalten mit dem Tode.

Aber auch den Kammerboten fehlte es nicht an Anhängern und Freunden, welche sie zu rächen unternahmen. Der junge Burchard, der Sohn eines früher erschlagenen Grafen, der ihnen schon zur Seite getreten war, bemächtigte sich der Herrschaft von Schwaben.

Um dieselbe Zeit war Arnulf in Bayern wieder erschienen und hatte sich Salzburgs bemeistert. Nochmals ist es hier zu einem unmittelbaren

Kampf gekommen; er wurde von König Konrad in seiner Hauptstadt Regensburg belagert; der König selbst soll dabei verwundet worden sein.

Wir kennen die gefährliche Lage, in welcher sich das Reich bei dem Eintritt Konrads befand. Unter ihm selbst war dann die innere Entzweiung, die damals drohte, zum Ausbruch gekommen. Von den vier Völkerschaften, die sich bei der Wahl Arnulfs vereinigt und dann bei der Wahl Ludwigs des Kindes und Konrads zusammengehalten hatten, waren drei abgefallen. Mit der stärksten von ihnen waren die Franken unter dem Bruder des Königs in einem offenen Krieg begriffen, der eine nachteilige Wendung für sie nahm. Sollten sie jemals dahin kommen, die alte Prärogative wieder zu erlangen und alsdann dazu schreiten können, dem ganzen Reiche seine Gestalt wiederzugeben? Niemals war wohl jemand in einer greifbareren Unmöglichkeit, sein Erbteil anzutreten, als der Bruder Konrads, Eberhard, dessen Ansprüche nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge auf ihn hätten übergehen müssen. Beim Tode Konrads, der am 23. Dezember 918 erfolgt ist, vollzog Eberhard eine große historische Handlung: er bot die Krone dem Führer der Gegner seines Bruders an, jenem Herzog Heinrich, mit dem er eben im Kriege begriffen war.

Vierzehntes Kapitel.

Übergang des Königtums auf das sächsische Haus.

Die Darstellung dieses entscheidenden Momentes hat für den Verfasser eine allgemeine Schwierigkeit. Für die allgemeine Welthistorie würde es genügen, die maßgebenden Momente in einer gewissen Abstraktion darzulegen. Sie liegen darin, daß das karolingische Königtum, wie es sich unter dem fränkischen Konrad fortgesetzt hatte, auf einen Punkt gekommen war, wo es nicht weiter bestehen konnte: nach außen hin war es von allen Seiten beschränkt und gefährdet, in den inneren Verhältnissen stieg der Gegensatz zwischen dem Oberhaupt und den emporstrebenden territorialen Gewalten ins unerträgliche. Die Stämme, die bei Überleitung desselben in die neuen Bahnen am meisten mitgewirkt hatten, waren dadurch am schwersten betroffen, daß das Königtum seine vornehmste Stütze in der hohen Geistlichkeit suchte und fand. Durch diese Verbindung ward eine absolute Gewalt gebildet, die keine jurisdiktionellen Formen mehr kannte und die widerstrebenden Stammeshäupter mit Tod und Verderben bedrohte. Die Kombination, durch welche Adalbert den Tod gefunden hatte, war soeben wieder bei den Kammerboten und ihren Anhängern zu Tage getreten.

Wenn es nun zu einer neuen Thronvakanz kam, so mußte der Stamm, der den Franken gegenüber bereits unter den Waffen stand, zu offenem Widerspruch gegen die Fortsetzung jener Kombination schreiten, und da er in den Anhängern der niedergeworfenen Opposition seine Stütze fand, so konnte es nicht wohl anders sein, als daß die höchste Gewalt auf ihn und auf seinen Führer, den Herzog von Sachsen, überging.

Eine nackte Behauptung dieser Art würde jedoch niemand überzeugen und dem Sinne dieses Werkes nicht entsprechen, bei welchem es vielmehr darauf ankommt, die Ereignisse im einzelnen mit der Begebenheit im ganzen zu verschmelzen, in den einen die andere erkennen zu lassen. Hiebei bietet nun die Epoche besondere Bedenken dar: nicht als ob die Thatsachen der allgemeinen Annahme widersprächen; dies ist nicht der Fall; aber sie sind in einer Gestalt überliefert, der keine rechte historische Zuverlässigkeit zukommt. Weder die letzten Entschließungen Konrads noch auch die gegenüberstehenden Verhältnisse seines Nachfolgers Heinrich sind auf hinreichend zuverlässige und eingehende Weise überliefert. Die Nachrichten in den Aufzeichnungen der Annalisten, noch mehr in den ausführlichen Darstellungen tragen das Gepräge volkstümlicher Auffassung auf der Stirn. Daß man diese annehmen dürfte, wird niemand behaupten. Aber sie vollkommen bei Seite zu schieben, würde schon deshalb unmöglich sein, weil doch die historische Thatsache nur eben in dieser Form auf uns gekommen ist. Wohl stimmen die annalistischen Aufzeichnungen, die niemals einsilbiger waren, als in dieser Epoche, mit den ausführlichen Überlieferungen, die etwas Sagenhaftes an sich haben, nicht immer zusammen, aber sie widersprechen einander doch nicht geradezu: hier und da kommt in dem Sagenhaften das Thatsächliche zum Vorschein. Es wird auch hier möglich sein, die Forschung, welche die exakte Kunde des Einzelnen anstrebt, mit der allgemeinen Anschauung zu vereinbaren.

Der Blick fällt zunächst auf das sächsische Herzogtum, auf welches die höchste Gewalt überging. Man erinnert sich: in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts hatte in Germanien niemand größeren Ruf, als der Herzog des östlichen Sachsens, Liudolf. Er ist der Stammvater der späteren sächsischen Kaiser geworden, und die früher oft vorgekommene, dann zurückgewiesene, jetzt wieder als sehr wahrscheinlich aufgenommene Tradition von seiner Abstammung von Bruno von Engern läßt eine Fürstenreihe in Sachsen erscheinen, die sich unmittelbar an die alten Volkshäupter anknüpft.

Der Herzog Bruno von Engern war einer der beiden Fürsten, die gleich bei dem ernstlichen Beginn der Sachsenkriege im Jahre 774, durch die Übermacht Karls des Großen und den Gang der früheren Ereignisse bestimmt, sich entschlossen hatten, dem fränkischen Reiche beizutreten und sich zu unterwerfen. Karl der Große fand in dem Sachsenkriege, der hauptsächlich gegen die Westfalen gerichtet war, eine Stütze an den Ostfalen und den Engern. Der Führer der letzteren, Bruno, nahm ihn als seinen König an. Männer

wie dieser waren es, durch welche nach schweren und blutigen Kämpfen das Ziel erreicht wurde, Sachsen und Franken zu einem Volke zu vereinigen.

Nicht allein die Kontinuation des altsächsischen Sonderbewußtseins war es, was dem Nachkommen Brunos, Liudolf, eine Stellung in der Welt verschaffte. Von diesem weiß man, daß er durch Verbindung mit einem vornehmen fränkischen Hause, dem der Billunger, sein Geschlecht fortpflanzte. Der Gedanke der Nobilität knüpfte nicht an die Herkunft von den Altsachsen allein an. Gleichheit des Adels war schon diesen Altvordern niedersächsischen Stammes die Bedingung der Generosität, d. h. doch der Begründung des edelen Geschlechtes. Liudolf brachte seine Jugend an dem Hofe Ludwigs des Deutschen zu, in einer Stellung der Genossenschaft, die, wie man sagte, indem sie zum Dienste verpflichtete, doch die Ehre unvermindert erhielt.

Durch eine Art von Wechselheirat trat er mit dem karolingischen Hause in die engste Beziehung. Der eine seiner Söhne war mit einer Nichte der Könige, seine Tochter Liutgarde mit dem Sohne Ludwigs des Deutschen, Ludwig dem Jüngeren, verheiratet. Deren haben wir schon mehr als einmal gedacht. Sie war die Seele der Unternehmungen ihres Gemahls auf das westliche Frankenreich, und bedauerte nur, nicht immer persönlich an denselben teilgenommen zu haben; sonst würde der einmal ergriffene Besitz, namentlich der Stadt Metz, nicht wieder aufgegeben worden sein. Die Unfälle, die Ludwig den Jüngeren dann im Kriege mit den Normannen trafen, hatten die unglücklichste Rückwirkung auf die allgemeine Lage überhaupt. Der vornehmste Verlust wurde in Sachsen selbst erlitten. Wir wissen, wie Bruno mit der Blüte des sächsischen Heerbannes in einer großen Schlacht gegen die Normannen erlag, was zugleich einen Umschlag der Verhältnisse in den Marken hervorrief. Dem Nachfolger Brunos, seinem Bruder Otto, gelang es nun wohl, weitere Einfälle der Normannen abzuwehren und einen Teil der Grenzgebiete wieder herzustellen, so daß er nach und nach einer der mächtigsten Dynasten wurde. Er war tapfer und in allem, was er unternahm, vorsichtig. Ein Freund Kaiser Arnulfs, hat er denselben auf einem Feldzuge nach Italien begleitet und die Behauptung von Mailand, welches aus Besorgnis, ein Schicksal zu erleiden, wie das eben eroberte Bergamo, sich ergeben hatte, übernommen. Dieser Verbindung hatte er dann im inneren Deutschland viel zu verdanken: die Grafschaft von Eichsfeld, die Würde eines Laienabtes in Hersfeld, überhaupt die Stellung in Sachsen und Thüringen. Daher mag es kommen, daß er selbst wenigstens an der Babenbergischen Fehde, obwohl das Geschlecht ihm nahe verwandt gewesen zu sein scheint, keinen Anteil nahm; er konnte es bereits seinem Sohne Heinrich überlassen, die Dalemincier wegen ihres Abfalles zu den Ungarn zu züchtigen.

Die schon erwähnte Tradition ist nun, daß bei dem Tode Ludwigs des Kindes von Franken und Sachsen daran gedacht worden sei, Otto zum König zu erheben; er habe aber seines hohen Alters wegen es abgelehnt, die Last auf sich zu nehmen und selbst den Rat gegeben, Konrad zum König zu

salben; daher aber sei gekommen, daß ihm eine beinahe unabhängige Provinzialverwaltung zugestanden worden sei. Unleugbar ist, daß dies eine alte sächsische Tradition gewesen ist; als solche hat sie in ihrer Einfachheit einen gewissen Wert. Poetische Elemente enthält sie nicht; es müßte denn die Poesie des Partikularismus sein, der die Begründung des sächsischen Königtums in die Velleitäten einer früheren Zeit versetzte.

Nach Ottos Tode aber traten Mißverständnisse zwischen König Konrad und dem aufstrebenden jungen Herzog Heinrich ein, die nicht wohl zu vermeiden waren. Zwischen dem König und dem Herzog waltete neben anderen unbedeutenderen auch eine sehr wesentliche Streitfrage ob. Sie betraf die Verwaltung der Markgrafschaft Thüringen, welche einst von dem Babenberger Poppo auf den Konradiner Burchard übertragen worden war, der als Herzog von Thüringen erscheint. Als dieser im Kriege mit den Ungarn erlegen war, gelangte der Sachse Otto in den Besitz von Thüringen, nicht gerade vielleicht mit dem herzoglichen Titel, aber er erwarb mehrere dortige Grafschaften, so daß ihm ein Teil der herzoglichen Gewalt auch hier zufiel. Nach dessen Tode aber forderten die Söhne Burchards, Bardo und Burchard, die nicht ganz ausgeschlossen waren, auch die ihnen entrissenen Besitztümer. Gerade darauf bezog sich die innere Gärung zwischen der höchsten Gewalt und den emporstrebenden Großen, daß die letzteren ein Erbrecht in Anspruch nahmen. Auch Heinrich wollte sich den Besitz seines Vaters nicht entziehen lassen.

Denn gerade auf die Ausdehnung seines Hausbesitzes in Thüringen hatte er seinen Ehrgeiz gerichtet. Diese Rücksicht war es, was ihn zu seiner ersten Ehe mit der überaus begüterten Hatheburg, die in der Altstadt bei Merseburg ihren Sitz hatte, der Tochter des Grafen Ervin, bewogen hat. Nicht in Person, sondern durch eine Gesandtschaft warb er um sie. Sie war Witwe und hatte bereits den Schleier genommen, aber sie widerstand der Werbung nicht und folgte der Gesandtschaft Heinrichs unmittelbar nach. Dieser säumte nicht, sich mit seiner Neuvermählten in Merseburg selbst zu zeigen, wo sich auf seine Einladung die Anhänger und Freunde des Hauses aus den umliegenden Gauen um ihn versammelten. Er überstrahlte sie alle durch seine Herkunft, fesselte sie aber durch seine Liebenswürdigkeit, so daß er zugleich als ihr Freund erschien und als Herr verehrt wurde. Ohne Schwierigkeit gingen die Besitztümer und der Rang Ervins auf ihn über. Die Geburt eines Sohnes aus dieser Verbindung, Thankmar oder Tammo, schien das alles zu bestätigen.

Man sieht wohl, wie wenig diese Ehe den matrimonialen Satzungen der Kirche entsprach. Der Bischof von Halberstadt nahm großen Anstoß daran, daß eine Unregelmäßigkeit dieser Art in seiner Diöcese vorgekommen sei. Er berief eine Synode, deren Einschreiten aber wieder der weltlichen Gewalt unangenehm gewesen wäre, so daß man sie verzögerte. Damit hing es nun zusammen, daß der junge Herzog durch die Ehe, die ihm zum Verbrechen

gemacht wurde, sich nicht mehr gefesselt fühlte. Indessen hatten seine Neigungen schon wieder eine andere Richtung genommen. Sein Augenmerk wandte sich unter Teilnahme seines Vaters auf eine jüngere, im Kloster Herford bei ihrer Großmutter eben heranwachsende junge Dame, die Tochter eines in Westfalen angesessenen Grafen Thiederich, des Namens Mathilde. Sie war von vornehmster Herkunft: sie stammte von dem alten sächsischen Heerführer Widukind her.

Wie hoch man das anschlug, sieht man aus ihrer Biographie, welche in zwei verschiedenen Fassungen vorliegt. In beiden wird der Kampf zwischen Heidentum und Christentum in einen Zweikampf zwischen Karl dem Großen und Widukind umgestaltet. Der Sieg Karls ist gleichsam ein Gottesgericht, welchem sich Widukind unterwirft, so daß er jetzt ein so eifriger Verfechter des Christentums wird, als er früher Gegner desselben gewesen ist. Man darf das wohl berühren, weil man daraus sieht, unter welchen Gesichtspunkten das sächsische Volk in der späteren Zeit seine Christianisierung ansah; der erlittenen Niederlagen zu gedenken, würde seinen Stolz verletzt haben.

Und auch das möchte ins Gewicht gefallen sein, daß der Oheim des jungen Fräuleins zur Wiederherstellung des durch die nordischen Einfälle erschütterten Sachsenlandes besonders beigetragen hatte; er stand in jeder Beziehung zur Seite Ottos. Die Bedeutung dieser Vermählung für die folgende Geschichte des sächsischen Hauses wird entschuldigen, wenn ich die Tradition mit ein paar Worten wiederhole; die trockene Notiz wird dadurch zu einer gewissen Anschauung des damaligen Lebens erweitert. Die beiden Lebensbeschreibungen stimmen überein; ich folge der jüngeren, welche umständlicher und belehrender ist als die andere.

Otto wurde durch den Ruf von der Schönheit und Liebenswürdigkeit Mathildens veranlaßt, sie für seinen Sohn ins Auge zu fassen und schickte dessen Lehrer Thietmar nach dem Kloster, um sich nach ihr umzusehen. Thietmar wußte Eingang in das Frauengemach zu finden, wo die Jungfrau von würdigen Frauen bedient wurde, mit deren Beihülfe es ihm gelingt, in dem Münster sie zu Gesicht zu bekommen. Was er sieht und erfährt, veranlaßt ihn, den Vater in seiner Absicht zu bestärken. Schon am nächsten Tage rüstet dieser einen kleinen Zug von Bewaffneten, der eben aus den vornehmsten jungen Leuten, die sich am besten ausnehmen, besteht; sie schlagen vor dem Kloster eine Art von Feldlager auf; unter dem Vorwand, in der Kirche beten zu wollen, erlangen sie Eintritt in dieselbe, wo sie dann das Fräulein, ihren Psalter in der Hand, sitzen sehen. Infolge dieses Anblickes entschlossen, bittet Heinrich seine Genossen, niemand etwas von seiner Absicht zu verraten, legt das ritterliche Gewand der Herren an und, von einigen begleitet, bittet er, bei der Äbtissin vorgelassen zu werden. Sie werden mit Freuden empfangen, Heinrich, nur von seinem Lehrer begleitet, folgt der Äbtissin in ihre Gemächer, wo dann ein vertrauliches Zwiegespräch sich entspinnt: Heinrich erkundigt sich nach dem Alter der Jungfrau und ihrem

Aussehen, denn damit, daß er sie schon gesehen hat, hält er noch zurück, und bittet dann, sie selbst sehen zu dürfen. Herbeigerufen, erscheint Mathilde mit dem Ausdruck jungfräulicher Verschämtheit, aber in der Blüte der Jugend. Heinrich säumt dann nicht, um ihre Hand zu werben. Die Äbtissin schlägt die Augen nieder, macht die Einwendung, daß sie ja nicht wisse, ob sie nicht von ihren Eltern schon für einen anderen Bräutigam bestimmt sei, aber was sie selbst betrifft, sagt sie, so habe sie nichts gegen das Ehebündnis, denn sie habe von seiner hohen Herkunft viel gehört und schlage es sehr hoch an, daß er selbst gekommen sei, um sie zu werben. Alles, was zur Verlobung notwendig, wird herbeigeschafft; am anderen Tage führt Heinrich seine Braut von dannen. Die Verlobten zeigen sich erst in den Ortschaften des Vaters, dann wird die Vermählung zu Wallhausen mit aller Pracht gefeiert. Der Ort selbst wird mit allem Zubehör mit Einwilligung des Vaters der Neuvermählten überlassen.

Auch nach dieser Erzählung hat die Vermählung etwas eigenmächtiges; durch eine Art Überraschung, ohne daß die Eltern gefragt worden wären; der Ceremonie der Verlobung wird nicht eigentlich gedacht. Die Vermählung bewegt sich in den gewohnten Formen, bei Thietmar erscheint sie fast als eine Entführung. Als nächster Verwandter des Hauses scheint er es entschuldigen zu müssen, daß die Jungfrau so leicht eingewilligt habe.

Aber so war der junge Mann einmal geartet, persönlich ohne alle Anmaßung, der beste Freund seiner Altersgenossen, aber hochstrebend, eigenmächtig. Wir gedachten schon oben der Irrungen, in die er dadurch mit dem König Konrad geriet. Der Geschichtschreiber, auf den wir hauptsächlich angewiesen sind, Widukind, wiederholt die Überlieferung, wie sie sich in dem Munde des Volkes gestaltet hatte. Demzufolge will Konrad nach dem Tode Ottos dem jungen Herzog nicht alle die Ehren und Würden zuerkennen, die sein Vater besessen hatte. Darüber aber wird der sächsische Heerbann mißvergnügt: der König fürchtet den Abfall desselben und der große Prälat an seiner Seite, der die Regierung leitet, Hatto, entwirft einen Plan, nach welchem Heinrich zu Konrad eingeladen, und wenn er erscheint, eine goldene Kette zum Geschenk erhalten soll, die so angefertigt ist, daß sie ihm nichts anderes als den Tod bringen kann. Der junge Herzog wird aber von dem Goldschmied gewarnt und weist hierauf die Einladung zurück mit der Erinnerung an das Schicksal Adalberts, der auch der List Hattos erlegen sei. Im Gram hierüber stirbt Hatto oder wird von einem Blitz erschlagen.

In dieser Erzählung, die vielleicht in poetischer Form verbreitet war, erkennt man doch die reale Verflechtung der Ideen. Es ist der Gegensatz des neuen Fürsten gegen eine List und Gewalt mit der kirchlichen Autorität verbindende Regierung. Einen größeren Gegensatz kann es in der Idee nicht geben, als diese Sage und die Beschlüsse jener Altheimer Synode. In den letzteren wird die Untreue und der Abfall vom Königtum als das größte Verbrechen mit dem kirchlichen Fluche bedroht; in der Sage aber wird dem

Fürsten das Recht vindiziert, sich von dem Hofe des Königs, wo über das Leben unbedingt verfügt wird, fern zu halten; der höchste Prälat wird als Verräter und Mörder geschildert. Dort erscheint die Allgewalt der Kirche sogar mit pseudo-isidorischen Zusätzen und Bestimmungen. Man versteht es, daß norddeutsche Geistliche, die unter Heinrichs Einfluß standen, an derselben nicht Anteil hatten; sie waren unschuldig an dem Tode der Kammerboten.

Indessen war es zum offenen Kriege zwischen Franken und Sachsen gekommen. Unter dem Bruder des Königs rücken die Franken gegen diese heran, sie erwarten keinen Widerstand zu finden. Aber die Sachsen richten eine soche Niederlage unter ihnen an, daß sie fragen, wo denn die Hölle sei, welche so viele erschlagene Feinde fassen könne. Einen zweiten Angriff machen die Franken unter dem König selbst, der Herzog wird in einer Burg eingeschlossen und gerät in große Verlegenheit. Aber die durch einen Freund des Herzogs absichtlich und geschickt erregte Befürchtung, daß dieser einen starken Zuzug erhalten werde, bewirkte, daß die Franken unverzüglich die Belagerung aufgeben und sich zurückziehen.

Man wird nicht leugnen, daß die Erzählungen den Beigeschmack nachbarlicher Eifersucht enthalten, aber die Thatsachen darf man unbedenklich annehmen; ich denke selbst jene Einladung an den Hof und ihre Ablehnung. Die schwierige Aufgabe, den Kern der Erzählung von ihren Zuthaten zu sondern, darf doch nicht vernachlässigt werden, wie bei den früheren, so noch mehr bei den entscheidenden Vorfällen, durch welche die Würde des Königs an Heinrich übergegangen ist.

Wir haben darüber zwei nicht ganz übereinstimmende Überlieferungen, die eine bei Widukind, die andere bei dem Fortsetzer des Regino. Sie kommen darin überein, daß Konrad den Beschluß gefaßt habe, die Insignien und die Krone seinem Gegner zuzuschicken; in den Motiven aber unterscheiden sie sich.

Nach Widukind wurde Konrad auf seinem Krankenbette von seinem Bruder Eberhard besucht. Man wird die Rede, welche Widukind dem sterbenden König in den Mund legt, nicht für authentisch halten. Aber die Motive, die darin vorkommen, verdienen doch Beachtung. Konrad war nach Widukind von dem Umschlag seines bisherigen Glückes betroffen; Heinrich sei glücklicher, von trefflichen Sitten, der sächsische Stamm überhaupt im Besitz der Überlegenheit; er weist den Bruder an, die Reichsinsignien Heinrich zu überbringen; indem er die Krone erlange, werde er sich auch mit den Franken befreunden. Die Überlieferung der Krone erscheint gleichsam als der Preis, der für den Frieden Heinrich angeboten wird.

Anders der Fortsetzer Reginos. Nach ihm ist nicht allein Eberhard bei dem Krankenlager anwesend, sondern die gesamte Verwandtschaft der Konradiner, die vornehmsten Franken. Der hohen Geistlichkeit wird dabei nicht gedacht. Diese ermahnt nun Konrad, bei der bevorstehenden Erhebung eines Königs vor allem darauf zu sehen, daß das Reich sich nicht spalte. Heinrich

sei thatkräftig und friedfertig, dem sollen sie auf sein Geheiß die Insignien der Krone überbringen, unter der Bedingung jedoch, daß er das Reich aufrecht erhalte und schütze.

Man möchte sagen, das eine ist eine mehr sächsische Auffassung, bei der das territoriale Interesse, das andere eine fränkische, bei der die Idee des Reiches vorwaltet. Thietmar, der eine größere Versammlung an dem Krankenlager annimmt als Regino, legt den größten Wert einmal auf das großmütige Verhalten Konrads, andererseits auf die Unterwerfung der Franken unter das Gebot des neuen Königs. Über das einzelne der Thatsachen läßt sich noch immer streiten; daß aber die beiden von den vornehmsten Autoren angegebenen Motive zusammengewirkt haben, fällt in die Augen; den Franken kam es auf die Rettung vor dem Übergewicht der Sachsen an; aber dabei lag dem hinsterbenden König auch an der Erhaltung des Reiches; das eine wurde mit dem anderen verbunden, indem er dem Bruder die Überbringung der Reichsinsignien an den bisherigen Gegner auftrug. Diese werden überbracht, ohne daß eine Wahl vorangegangen wäre. In der Überreichung der feierlichsten Pfänder der karolingischen Reichsgewalt an den mächtigsten Herzog lag zugleich die Verpflichtung desselben, mit dem Stamm Frieden zu schließen, mit dem er bisher im Kriege war und die königliche Gewalt über die beiden anderen Stämme in die Hand zu nehmen.

Nicht ganz zu übergehen ist die Sage, daß dem Herzog Heinrich, als er am Vogelherd beschäftigt war, die Krone überbracht worden sei. Sie erscheint zuerst in den Pöhlder Annalen, die aus der Mitte des 12. Jahrhunderts stammen, aber den gewöhnlichen wertlosen Wiederholungen anderer Chronisten Notizen hinzufügen, die man anderswo nicht findet. Nichts könnte das unvorbereitete Anerbieten der höchsten Gewalt den gewöhnlichen Tagesbeschäftigungen gegenüber besser bezeichnen. Heinrich verdankt dieser Sage den populären Beinamen des Finklers.

Unbezweifelt ist eine Zusammenkunft zwischen Eberhard und Heinrich, bei der eine Verständigung zwischen ihnen getroffen wurde: die Reichsinsignien wurden von Eberhard überliefert; Heinrich bewilligte ihm den Frieden, und hierauf berief Eberhard die Vornehmsten und Ältesten des fränkischen Stammes und Heeres nach Fritzlar. Dahin kam auch Heinrich mit sächsischem Gefolge, und hier ist dann der grundlegende Akt der deutschen Reichsgeschichte vollzogen worden.

Eberhard hat den versammelten Franken und Sachsen den Herzog Heinrich als ihren König vorgestellt. Diese haben dann mit erhobenen Händen und vereinigten Stimmen ihn zum König ausgerufen. Dies ist der einfache Vorgang; er verdient aber nicht allein eine nähere Erwägung, sondern bedarf auch einer solchen.

In der romanisch-germanischen Welt gehörte zur Einsetzung eines Königs dreierlei: Herkunft, Wahl, bischöfliche Sanktion. Die karolingische Herkunft war nach und nach immer weniger unbedingt erforderlich; sie war bei der

ersten Erhebung Arnulfs wenigstens sehr abgeschwächt erschienen. Der Mangel aber war durch die vereinigten deutschen Stammeshäupter ersetzt worden; diese hatten dann auch die rasche Nachfolge des von Arnulf hinterlassenen Sohnes Ludwig versprochen, obwohl derselbe ein Kind war; und wenn bei dessen Tode Konrad zu seinem Nachfolger bestimmt wurde, so hatte dabei die unleugbare Verwandtschaft mit dem letzten Karolinger den größten Einfluß. Das Oberhaupt der Geistlichkeit hatte es eben gewollt und sanktioniert.

Bei dem Sachsen Heinrich war von alledem nicht die Rede; denn seine Verwandtschaft mit dem karolingischen Hause war doch nur schwach und unbedeutend. Geistlicher Einfluß stand ihm nicht zur Seite: dennoch wurde ihm das karolingische Reich, soweit es in Germanien in dieser Zeit bestand, übertragen. An die Stelle der Herkunft trat diesmal die Verordnung des Vorgängers und die Einwilligung seines Geschlechtes. Man hat von jeher einen Vorzug in der Begründung des deutschen Königtums darin gesehen, daß der Vater Heinrichs die Krone abgelehnt, Konrad aber dieselbe an seinen bisherigen Feind übertragen habe. Bei weitem das wichtigste war sachlich der letzte Beschluß, der die Anfänge der deutschen Geschichte so besonders hervorhebt. Man ging nicht allein von einem Hause zu einem anderen, sondern von einem Stamme zum anderen über, von dem, welcher von jeher immer die Prärogative besessen, zu dem, der bisher einen geringeren Rang eingenommen hatte.

Daß dabei die momentane Lage einen großen Einfluß ausgeübt hat, läßt sich nicht leugnen. Soeben waren die Ungarn wieder tief in das Reich eingedrungen; sie hatten selbst Niederdeutschland erreicht, und auf der anderen Seite bemächtigte sich der westfränkische König Lotharingiens, das durch Vertrag und Krieg an die Ostfranken übergegangen war. In dieser Bedrängnis rief der fränkische Stamm, der gegen den sächsischen in Nachteil geraten war, diesen zu Hülfe. Nach der Versicherung eines glaubwürdigen Autors haben die Franken den neuen König um Vergeben und Vergessen der gegen ihn ausgeübten Feindseligkeiten gebeten. Und eben darauf beruht alles, daß die vorgefallenen Feindseligkeiten als nicht geschehen betrachtet werden sollten.

Unbestritten ist es, daß das bisherige karolingische Königtum erst wirklich in Germanien eingebürgert wurde. Der König vergaß die Feindschaft, die man dem Herzog erwiesen hatte. Man hat ihn als König von Sachsen und Franken bezeichnet, doch lag es nicht im Sinne dieser Wahl, eine neue, in ihren Grenzen beschränkte Gewalt zu errichten, sondern die bisherige, wie sie war, dadurch zu verstärken, daß man sie verpflanzte.

War es nun aber wirklich das ganze karolingische Königtum, das an Heinrich überging? Es fehlte ihm einer der wichtigsten Bestandteile desselben, die geistliche Salbung. Der vornehmste Charakterzug des Vorgangs liegt darin, daß eine solche Sanktion angeboten, von Heinrich aber nicht an-

genommen wurde. Der Erzbischof Heriger von Mainz war dazu herbeigekommen und erklärte sich bereit, sie zu vollziehen; der neue König lehnte sie ab.

Es hat eine subjektive Wahrheit, wenn er sagte, es genüge ihm, zum König erhoben worden zu sein, eine höhere Würde, als sie einer seiner Vorfahren bekleidet habe, erlangt zu haben. Der persönliche Ehrgeiz, der wohl sonst in Dynastien vorkommt, in dem die Nachfolger den Vorgängern nicht allein gleich werden, sondern sie übertreffen wollen, spricht sich darin aus. Wenn Heinrich wirklich gesagt hätte: er fühle sich nicht würdig, eine solche zu empfangen, so läge darin nicht eine Zurückweisung der christlichen Idee, sondern eine tiefere Auffassung derselben. Aber dabei ist doch unleugbar, daß noch ganz andere Motive mitwirkten.

Heriger, der Nachfolger Hattos, in dessen Händen die Regierung fünfzehn Jahre lang gewesen, hatte auch selbst unmittelbaren Anteil an den Geschäften genommen: er war in den letzten geistlich weltlichen Konflikt verflochten. Jenem Eindringen eines Bischofs in Straßburg im Widerspruch zu den Metropolitanrechten von Mainz hatte sich der Papst entgegengesetzt; ihre Abstellung war ein Motiv bei der Hohenaltheimer Synode, die an den erzbischöflichen Gerechtsamen festhielt. Die Salbung durch Heriger hätte einen Beitritt zu dem herrschenden System in sich geschlossen. Heinrich wäre mit sich selbst in Widerspruch geraten.

Man kann sich darüber nicht täuschen, daß in der Zurückweisung der Salbung unter diesen Umständen ein Einspruch gegen den überwiegenden Anteil der Geistlichkeit an der Regierung, wie er sich in den letzten Zeiten gebildet und gegen die klerikalen Tendenzen, die dabei zum Vorschein gekommen waren, enthalten ist. Man darf vielleicht behaupten, daß in dieser Haltung der erste Schritt lag, um Germanien von der unbedingten Herrschaft des Klerus und selbst des Papstes zu emancipieren, welcher seit dem Bruch der beiden Gewalten unter Ludwig dem Frommen überhaupt geschehen ist; er knüpft an den Widerstand an, den einst Ludwig der Jüngere Kaiser Karl dem Kahlen und Papst Johann VIII. geleistet hatte. Im Jahre 876 war die Entscheidung durch die Waffen erfolgt, ohne besondere Betonung des Prinzips. Dieses tritt hier in einer grundlegenden Entscheidung des neuen Königs hervor.

Ein Zweifel an der Ablehnung der Salbung könnte daraus entstehen, daß Thietmar erzählt, der neue König sei in Fritzlar gekrönt worden. Das läßt sich eigentlich nicht wohl anders denken, wenn es wahr ist, daß die Krone zu den Reichsinsignien gehörte, die ihm überliefert wurden. Aber es müßte dann eine Krönung ohne den geistlichen Charakter der Salbung gewesen sein; man würde dabei an die älteste Übertragung des Diadems von einem Kaiser auf den anderen erinnert werden, die auch in Konstantinopel der geistlichen Ceremonie voranging.

Das neue Königtum mußte sich erst auf seine eigenen Füße stellen. Der Umfang des Reiches war noch ein unbestimmter Begriff. Aber das versteht sich doch, daß die beiden großen Landschaften, in denen Konrad sein Ansehen durchzusetzen versucht hatte, dazu gerechnet werden mußten. Und kein Zweifel konnte sein, daß die provinzialen Gewalten, die mit Konrad im Kampfe gestanden hatten, dem neuen König beitreten würden; sie waren nach allem, was vorgegangen, seine natürlichen Bundesgenossen.

Burchard von Schwaben, der schon zur Zeit der Kammerboten die Erhebung gegen Konrad geleitet und dann die frühere Stellung seines Vaters als Herzog von Alemannien in Besitz genommen hatte, verdankte die Rettung seiner Selbständigkeit recht eigentlich der Entzweiung Heinrichs mit Konrad; er hatte die Integrität des Reiches soeben gegen Rudolf von Burgund verteidigt. Bei der Annäherung Heinrichs mit bewaffneten Mannschaften trug er kein Bedenken, sein Land, seine Städte und sich selbst demselben zu unterwerfen. Der Streit der weltlichen Gewalten gegen die Stifter, der alle jene Regionen hauptsächlich in Bewegung gesetzt und in welchem Konrad die Sache der letzteren geführt hatte, wurde nun durch die Teilnahme des neuen Königs siegreich fortgeführt: wir hören laute Klagen über die Umgriffe des Herzogs und seiner Vasallen. Burchard gehörte fortan zu den Getreuen Heinrichs.

Eine ähnliche Bewandtnis wie mit Schwaben hat es mit Bayern. Wie wäre es auch nur denkbar gewesen, daß Arnulf sich dem neuen Könige widersetzt hätte, der ihn eben von den Gewaltsamkeiten des früheren befreit hatte, denn von Anfang an war Arnulf mit den Kammerboten einverstanden; Konrad war, so wird berichtet, im Kampfe gegen ihn verwundet worden. Die Erzählung Liutprands von dem Zusammentreffen zweier zum Schlagen bereiten Heere, der hierauf eingeleiteten Zusammenkunft, dem vorgefallenen Zwiegespräch, der Unterhandlung Arnulfs mit seinen Vasallen muß man nach meinem Dafürhalten im ganzen und einzelnen fallen lassen. Nur die Bedingung, an welche Arnulf seine Unterwerfung knüpfte, die Verwaltung königlicher Rechte über das Bistum im Lande, die durch Thietmar bestätigt wird, darf man annehmen. Sie lag in der Sache selbst. Hätte der König dem Herzog die Rechte, die er in Bezug auf die Bistümer ausübte, entreißen wollen, so würde er aus einem Verbündeten einen Feind gemacht haben; das lag aber ganz außerhalb des Weges, den er selbst eingeschlagen hatte.

Dergestalt waren die vier alten Stämme, auf welchen das Reich seit dem Tode Karls III. beruhte, wieder vereinigt: es gab wieder eine höchste Gewalt. Das Hauptaugenmerk Heinrichs mußte sich nun auf Lothringen richten, dessen Zugehörigkeit seit Konrad überaus zweifelhaft geworden war.

Wäre das westliche Francien unter dem karolingischen König wieder vereinigt gewesen, so würde das neue ostfränkische Königtum einen schweren Stand gegen denselben gehabt haben.

Darin aber unterschieden sich die beiden Reichshälften voneinander, daß in der westlichen die höchste Gewalt zwischen dem König und den großen

Vasallen streitig geworden war, während in der östlichen durch die aufeinanderfolgenden teilweisen Abwandlungen die Idee des Reiches behauptet und nur auf einen neuen lebenskräftigen Stamm übertragen worden war. Wir befinden uns noch unter dem Horizont des karolingischen Reiches überhaupt. Eine Lebensfrage für das neu aufkommende ostfränkische war es nun, inwiefern es die Anerkennung des westlichen Reiches erwerben würde. Um von den Großen des Reiches nicht überwältigt zu werden, mußte Karl selbst eine offene Feindseligkeit mit dem östlichen Nachbarn vermeiden. Mancherlei Versuche der Verständigung sind gemacht worden. Daß bei einer Zusammenkunft zu diesem Zwecke zwischen dem beiderseitigen Gefolge ein Streit ausbrach, der besonders durch die Verschiedenheit der Sprachen veranlaßt wurde, läßt sich leicht begreifen. Für Heinrich hatte es den Nachteil, daß er sich über den Rhein zurückbegeben mußte.

Den König Karl aber brauchte er darum nicht zu fürchten; denn in dem westlichen Francien traten Entzweiungen ein, welche auf das östliche Reich zurückwirkten und die Entscheidung auch in Bezug auf Lothringen herbeiführen mußten. Die Geschichten des östlichen und westlichen Reiches fallen nochmals ineinander. Um zum Verständnis zu gelangen, ist es unerläßlich, die Veränderungen, die in dem westlichen Reiche vorfielen, ins Auge zu fassen. Sie enthalten ohnehin ein welthistorisches Moment. Der Anlaß des Streites ist für den Begriff der Monarchie charakteristisch und bedeutend. Den westfränkischen Großen, welche des hohen Grades der Selbständigkeit ihrer Gewalt sich bewußt waren, mißfiel es, daß der König seinem vornehmsten und vertrautesten Ratgeber, Hagano, einen Platz neben ihnen anwies. Der König sagte, er könne eher die Großen selbst entbehren, als seinen Ratgeber, worauf der Herzog Robert von Francien den Gedanken faßte, den König, dessen Gewalt doch nur auf der Übereinstimmung der Machthaber beruhte, zu entfernen und sich an seine Stelle zu setzen.

Auch hier wirkten die geistlichen Differenzen zersetzend ein. Der Erzbischof von Rheims und seine Mitbischöfe hielten die alten geistlichen Ansprüche fest; sie fanden aber den größten Widerstand an den Laien-Magnaten. Es war ein ähnlicher Gegensatz wie in Deutschland, und es ließe sich wohl erklären, wenn, wie man erzählt, Robert sich hiebei an Heinrich gewendet hat.

Unter der Einwirkung Roberts kam es auf einer Reichsversammlung im Jahre 920 soweit, daß die Vasallen, indem sie den König in seinem Palast zu Soissons aufsuchten, ihn zugleich seiner Freiheit beraubt und festgehalten haben würden, wenn nicht der wohlbewaffnete Erzbischof von Rheims ihm zu Hülfe gekommen wäre und ihn in Freiheit gesetzt hätte. Der geistliche Magnat war eben so gut gerüstet, wie die weltlichen, und der Überlieferung zufolge ist es seinem Rate zuzuschreiben, wenn das abgebrochene Verständnis zwischen Karl und Heinrich wieder hergestellt und befestigt wurde.

Gewiß durfte Karl nicht hoffen, sich in Westfrancien zu behaupten, wenn der mächtige Sachsenfürst mit seinen Feinden gemeinschaftliche Sache gemacht

hätte. Aber auch für Heinrich konnte nichts erwünschter sein, als von Karl, dem unzweifelhaften Sprossen des karolingischen Geschlechtes, als Seinesgleichen anerkannt zu werden.

Um persönlichen Entzweiungen des Gefolges vorzubeugen, wurde, wie einst zwischen Valens und dem Richter der Goten auf der Donau, so jetzt zwischen dem legitimen Karolinger und dem emporstrebenden Sachsenfürsten eine Zusammenkunft in der Mitte des Rheines auf einem festgeankerten Fahrzeug ins Werk gesetzt. Vorläufige Bestimmungen waren vorausgegangen. Die beiden Haufen behielten einen Tag lang einander im Angesicht, ohne die Waffenruhe zu stören. Es ist bemerkenswert, daß in der offiziellen Urkunde über diese Zusammenkunft von den beiden Fürsten der eine als Herr Carolus, der andere als der tapfere Heinricus bezeichnet wird. Sie fuhren jeder von seiner Seite her auf das dritte durch Anker befestigte Fahrzeug zu, wo sie einander gegenseitig einen Eid leisteten: „Ich," schwur der ältere, Carolus, „König der westlichen Franken, werde von diesem Tage an der Freund meines Freundes, des Königs der östlichen Lande, Heinrich, sein, nach meinem Wissen und Können, jedoch unter der Bedingung, daß derselbe mir den gleichen Eid leistet und ihn beobachtet. So helfe mir Gott und diese heiligen Reliquien."

Der wesentliche Inhalt ist die Anerkennung der königlichen Würde Heinrichs durch den westfränkischen König und die Versicherung der Freundschaft für ihn, nicht gerade ein Versprechen zu gegenseitiger Hülfeleistung, aber die Zusage, daß keiner mit den Gegnern des anderen gemeinschaftliche Sache machen werde. Das Aktenstück, wie es vorliegt, macht den Eindruck der andauernden Superiorität des westfränkischen Königs, die aber doch von keiner eingreifenden Bedeutung ist.

Für König Karl war es gewiß ein großer Vorteil, daß er keinen Angriff von Osten her in seine lothringischen und niederländischen Verhältnisse zu besorgen hatte. Obwohl dergestalt in seinem Rücken gesichert, vermochte er doch nicht, des westlichen Franciens Meister zu werden. Er faßte die Absicht, gegen Laon vorzudringen, welches immer als eine Art Kapitale des Königtums betrachtet wurde, wo auch die Schätze Haganos niedergelegt waren. Doch konnte er nicht dahin gelangen, da zuerst Hugo, der Sohn Roberts, sich ihm entgegenstellte. Ein großer Umschlag trat dadurch ein, daß auch der Erzbischof, der bisher alles für den legitimen König gethan hatte, sich von ihm abwendete. Und noch mehr fiel ins Gewicht, daß Herzog Rudolf von Burgund sich mit Robert und dem Erzbischof verbündete.

Die Gunst, deren sich Hagano bei dem König erfreute, scheint nochmals alles in Aufregung gesetzt zu haben. Eine allgemeine Versammlung der Großen tritt ein, von der der König und Hagano ausgeschlossen werden: was schon in Soissons beabsichtigt war, wird durchgeführt. Die Großen trennen sich von Karl, dem legitimen Erben des karolingischen Reiches, Robert wird zum König der Westfranken erwählt; die Bischöfe sind jetzt nicht mehr gegen ihn. Die mächtigen Vasallen erscheinen als ein geschlossenes Ganze; sie ent-

ledigen sich ihres angestammten Königs. Robert wurde am 30. Juni 922 gekrönt. Es scheint, als habe er sich die Freundschaft der Normannen dadurch gesichert, daß er ihnen die Bretagne überließ.

Aber noch war Karl in den Niederlanden sehr mächtig und angesehen. Wir finden ihn mit der Belagerung fester Plätze beschäftigt. So schwach und lässig, wie man sich Karl den Einfältigen vorstellt, ist er überhaupt nicht gewesen; er hätte noch für Robert gefährlich werden können, wenn der ostfränkische König für ihn Partei genommen hätte.

Wohl fühlte das Robert; er säumte nicht, die Freundschaft Heinrichs nachzusuchen. Er hatte mit ihm eine Zusammenkunft an der Roer, aus der sie als Freunde schieden. Für Heinrichs Stellung war es von der größten Bedeutung, daß die beiden mächtigsten Oberhäupter Westfranciens, die den Titel König trugen, seine Freundschaft suchten. Deren Kampf ging nun ohne seine Teilnahme vor sich.

Noch immer hielt Karl sich für stark genug, sein oberstes Ansehen zu behaupten. Einen in den Niederlanden abgeschlossenen Waffenstillstand brach er eigenmächtig, um die Feinde seiner Krone niederzuwerfen. Mit allen seinen Anstrengungen blieb er jedoch der Schwächere. Am 15. Juni 923 kam es bei Soissons zwischen Karl und den vereinigten Großen zur Schlacht. Karl wurde geschlagen und mußte sein Lager dem gemeinen Volk, das aus Land und Stadt herbeiströmte, zur Beute überlassen. Im Getümmel war auch Robert umgekommen; aber die Partei, die er um sich vereinigt hatte, behielt die Oberhand, besonders durch die Tapferkeit und Einsicht seines Sohnes Hugo, den man den Großen genannt hat.

Alles gewann dadurch eine neue Gestalt, daß ihr Bundesgenosse Rudolf von Burgund, Roberts Schwiegersohn, von den Westfranken selbst als König aufgestellt wurde. Rudolf setzte sich in Verbindung mit dem Erzbischof von Rheims und dem mächtigen Grafen von Vermandois, Heribert. Dieser hat den ratlosen König in sein Gebiet gelockt und dann in eine seiner Festen eingesperrt, was einen neuen Versuch der Absetzung in sich schloß. Zuerst hatten ihn die Großen überwältigen wollen, waren aber noch davon abgehalten worden. Dann hatten sie ihn in der That verlassen und einen anderen König aufgestellt; jetzt hielten sie ihn gefangen. Rudolf selbst erschien an der Spitze der empörerischen Großen. Und da war es nun für Heinrich von besonderer Wichtigkeit, daß Rudolf seine Blicke von jeher nach Lotharingien gerichtet hatte; eine Anzahl von Großen erkannte ihn an, andere verweigerten ihm den Gehorsam.

An deren Spitze stand Giselbert, der Sohn jenes Reginar, welcher Lothringen von dem ostfränkischen Reiche losgerissen und zu dem westfränkischen übergeführt hatte. Der junge Giselbert war keineswegs sehr unterwürfig gegen Karl gewesen, wurde aber von demselben als der Nachfolger seines Vaters anerkannt und hielt, wiewohl nicht ohne Schwankungen, die mit dem wechselnden Schicksal Karls zusammenhingen, bei ihm aus. Er

war sehr mächtig: er besaß die Grafschaft von Hennegau und die Autorität eines Laienabtes in sechs großen Klöstern. Einen Verbündeten fand er an dem Erzbischof von Trier, Notger, der in altem Antagonismus zu Rheims stand, wo Graf Heribert jetzt seinen eigenen Sohn, dem zarten Alter, in dem er stand, zum Trotz, zum Erzbischof beförderte. Diese geistlichen Verhältnisse hatten schon immer auf Lothringen zurückgewirkt.

Es ist sehr verständlich, wenn sich der Erzbischof von Trier mit dem benachbarten Grafen und Herzog verbündete, um dem König Rudolf, der an der Spitze aller ihrer Feinde stand, zu widerstehen. Diese nun richteten, um sich zu behaupten, ihr Augenmerk auf den überrheinischen König Heinrich und riefen denselben zu Hülfe. Welches Motiv hätte Heinrich haben können, ihnen seinen Beistand zu versagen? Der König, mit dem er Freundschaft geschlossen, war vom Throne gestürzt, und wir werden unterrichtet, Heinrich habe diesen Wechsel des Geschickes sich sehr zu Herzen genommen. Konnte man von ihm erwarten, daß er Rudolf, der jetzt auf den Thron erhoben worden war, anerkennen sollte?

Man darf nicht unsern Begriff von geschlossenen Staatsgebieten in diese Zeit übertragen. Noch war das Reich Karls des Großen nicht definitiv geteilt, am wenigsten in Bezug auf Lothringen. Allenthalben erhoben sich selbständige Magnaten. Sollte Heinrich dem Herzog von Burgund, der schon in den Elsaß übergriff, zur Herrschaft in Lothringen verhelfen? Aber auch noch eine andere Rücksicht hatte er zu nehmen; er konnte nicht gemeint sein, die lothringischen Magnaten nur eben in ihrem Widerstande gegen Rudolf zu unterstützen. Denn, indem sie sich selbständig aufstellten, wurden sie auch ihren Nachbarn beschwerlich, wie denn Heinrich selbst von Giselbert Feindseligkeiten erfuhr, die wieder zu einer Art von Krieg führten.

In diesem Konflikt der lothringischen und westfränkischen Magnaten faßte Heinrich vielmehr den naheliegenden, aber für die Folge maßgebenden Gedanken, Lothringen vom westlichen Frankenreich loszureißen und die Zugehörigkeit des Landes zu Ostfrancien wiederherzustellen. Wir haben dieser Kontroversen oft gedacht. Bei dem Zerfall des Mittelreiches war Lotharingien nach langem Streit durch mehr als einen Vertrag an das östliche Reich übergegangen. Die germanischen Bestandteile desselben, die an die älteste Einwanderung erinnern, ließen sich doch geographisch und kirchlich von dem größeren Ganzen, dem sie angehörten, nicht trennen. Lothringen war mit seinen romanischen und germanischen Elementen mit dem Ostreich verbunden und erst seit dem Eintritt König Konrads von demselben losgerissen worden.

Von den Entzweiungen der westfränkischen Magnaten erhob sich der Gesichtspunkt Heinrichs zu einem großen historischen Interesse. An das spätere Deutschland hätte sich nicht denken lassen, wenn die deutschen Bestandteile des Mittelreiches in dem westfränkischen Reiche verblieben wären.

Es ist das Verdienst Heinrichs, diesen Gedanken ergriffen und durchgeführt zu haben. Die einzelnen Stadien, in denen sich die Bewegung voll-

zog, lassen sich nicht mehr unterscheiden. Mit Sicherheit erfahren wir, daß Heinrich im Jahre 923 in Lothringen eindrang und bereits im Jahre 926, nachdem er Zülpich erobert, jenen Eberhard, der ihm die Krone überbracht hatte, den Bruder Konrads — wie denn die Konradiner ihre eigenen territorialen Ansprüche in Lothringen verfochten — dahin abgeordnet hat, um in dem Lande des Rechtes zu pflegen und die Entzweiungen zu dämpfen. Heinrich versöhnte sich damals mit Giselbert, dem er seine Tochter Gerberga vermählte, sodaß er als wirklicher Inhaber des Herzogtums Lotharingien gelten konnte. König Rudolf hat keinen weiteren Versuch gemacht, es ihm zu entreißen. Wenige Jahre darauf fand eine Zusammenkunft mit dem damaligen vertrautesten Bundesgenossen desselben, Hugo von Francien, statt, bei welcher von westfränkischer Seite Ruhe und Freundschaft zugesagt und zur Sicherung derselben Geiseln gestellt wurden. Das alte Verhältnis erneuerte sich wieder; die inneren Entzweiungen im westfränkischen Reiche, auf die wir ein andermal zurückkommen, bestätigten den Ostfranken den Besitz von Lothringen.

Wenn es nun am Tage liegt, daß die gelungene Erledigung des Streites mit dem westfränkischen Reiche dem König freie Bahn machte, um das ostfränkische auch nach anderen Seiten hin in seinem vollen Bestand wiederherzustellen, so trug dazu auch noch ein glückliches Ereignis bei, welches in dem Kampfe mit den Ungarn im Jahre 924 in dem altsächsischen Gebiete vorfiel. Der König zog sich bei dem Einfall der Ungarn in eine feste Burg zurück; denn noch fühlte er sich nicht stark genug, denselben im offenen Felde zu widerstehen. Der sächsische Geschichtschreiber Widukind verzichtet darauf, die Verwüstungen, besonders der klösterlichen Gebäude, welche sie vollführten, in Worten auszudrücken. Da fügte es, so sagt er weiter, der Zufall, daß ein ungarischer Stammesfürst in die Gefangenschaft der Deutschen geriet und gefesselt vor den König gebracht wurde. Die Ungarn zögerten nicht, ein stattliches Lösegeld für seine Befreiung anzubieten. Der König erwiderte, Gold brauche er nicht, er verlange Frieden. Darauf nun gingen die Ungarn ein; sie bewilligten Frieden auf neun Jahre; der Preis dieses Stillstandes war die Loslassung des vornehmen Gefangenen, zugleich aber auch eine Art von Tribut, welcher Jahr für Jahr wiederholt worden ist.

Eine Übereinkunft, welche nicht allein die sächsischen Gebiete vor Verwüstungen schützte, sondern einen großen Einfluß auf die Unterwürfigkeit der bereits früher bezwungenen slavischen Völkerschaften ausübte. Denn wenn einst infolge der normännischen Einbrüche und dann der großmährischen Überlegenheit eine autonome Bewegung unter denselben hervorgerufen war, so war das dann noch in weit stärkerem Maße durch die Einbrüche der Ungarn geschehen. Aber diese Völkerschaften blieben immer eines fremden Schutzes bedürftig. Wenn ein solcher ihnen fehlte, so vermochten sie sich nicht mehr zu verteidigen.

Zunächst wandte Heinrich seine Waffen gegen die Dalemincier, die einst die Ungarn herbeigerufen hatten. Er vollzog das mit schonungsloser Härte.

Die Hauptfeste der Dalemincier wurde erobert, die erwachsene Bevölkerung dem Tode geweiht, die übrigen traf das Los der Sklaverei.

Andere Beweggründe führten Heinrich nach Böhmen, das sich noch immer der fränkischen Herrschaft erwehrte. Dem König kam eine innere Entzweiung des Volkes, da das fürstliche Geschlecht zwischen Christentum und Heidentum schwankte, zu statten, es stand ihm hiebei die Hülfe des Bayernherzogs zur Seite. Der Herzog Wenzeslav wurde genötigt, in ein vasallitisches Verhältnis zu König Heinrich zu treten, welches, anknüpfend an die Züge des älteren Sohnes Karls des Großen, den Grund zu der engen Verbindung Böhmens mit Deutschland legte, die seitdem vorgewaltet hat. Ein paar Jahrhunderte haben die Böhmen den ihnen auferlegten Tribut gezahlt.

Mit religiösen Motiven scheint auch der Kampf Heinrichs gegen die Heveller oder, wie man sie sonst nennt, Stoderaner zusammenzuhängen. Sie hatten diesen Namen von einem lokalen Götzen. Von altersher standen sie mit den Böhmen in Verbindung. Heinrich bezwang die Heveller, mitten im Winter, wie es mit einem an das klassische Altertum anlautenden Ausdruck heißt, durch Frost, Hunger und Eisen. Wahrscheinlich waren es diese der nationalen Religion entgegengesetzten Erfolge, was den mächtigsten Stamm zwischen Oder und Elbe, die Redarier, die in dem allgemein verehrten Heiligtum zu Rhetra ihren Mittelpunkt hatten, unter die Waffen rief.

Einmal wenigstens gewann der Kampf dann in diesen Gegenden ein sehr ernstes Aussehen. Wir dürfen der Sache wohl gedenken, da sie einen Blick in die damalige Kriegsführung eröffnet. Die Redarier hatten eine Feste der fränkisch-sächsischen Mark erobert und die Einwohner auf das grausamste mißhandelt. Dagegen rückten nun die Sachsen, um sich zu rächen, gegen deren Grenzfeste Lunkini (Lenzen) vor, zu deren Entsatz die Redarier mit einer Übermacht, welche unüberwindlich zu sein schien, heranzogen. Der Überlegenheit des Feindes gegenüber haben sich die Sachsen sowohl untereinander als gegen ihren Führer, den Grafen Bernhard, durch erneuerte Eidesleistung verpflichtet, miteinander bis zum letzten Atemzuge auszuharren. Es zeigte sich jedoch bald, daß der Feind, in der Front angegriffen, nicht zu bezwingen war. Aber der König hatte noch eine besondere kriegsgeübte Schar unter dem Grafen Thietmar herbeigeschickt. Diese eigentlich hat den Kampf entschieden. In voller Rüstung fiel sie dem Feinde in die Flanke. Mit ihrem Aufmarsch drang sie in der That in das Centrum und veranlaßte den Feind, eine Wendung zu nehmen, um den Platz zu erreichen, zu dessen Entsatz er gekommen war. Aber auch hier widerstand ihm dann die Hülfsmacht unter Graf Thietmar. Der stellte die noch übrigen Mannschaften mit so viel Einsicht auf, daß die Redarier bei dem Anlauf gegen einen nahen See gedrängt und vollkommen vernichtet wurden. Wie die Sachsen so oft der bessern Kriegsübung der Franken erlegen waren, so erlagen hier die Vorkämpfer der Slaven den in schwerer Rüstung zu fechten eingeübten Sachsen.

Noch mehr aber wollte es bedeuten, daß die Reputation der ostfränkischen

Waffen, die sehr geschmälert worden, über die ganze Grenze hin wiederhergestellt wurde, wie im Westen, an der Mosel und Maas, so hier an der Havel und oberen Elbe. Und gegen die demnächst zu erwartende Wiederaufnahme der Feindseligkeiten der Ungarn brachte Heinrich Vorkehrungen wichtigster Art in Anwendung.

Man hat von jeher gesagt, zum Widerstand gegen dieselben habe er zahlreiche Burgen gegründet, die dann in Städte verwandelt worden seien. Man hat wohl Merseburg und Meißen genannt; das erste war jedoch eine ältere feste Wohnstätte, die von Heinrich eben nur ummauert worden ist, Meißen aber hatte er den benachbarten slavischen Bevölkerungen entgegengesetzt. Eher könnte die Gründung von Quedlinburg darauf Bezug haben. Der Ort, eine Pfalz und Kirche, war das Eigentum des Königs; durch ihn wurde auf einem nahen Berge eine Burg angelegt, die zur Rettung vor plötzlichen Gefahren dienen sollte. Doch wird ihre Bestimmung gegen die Ungarn nicht ausdrücklich erwähnt.

Die Errichtung von Burgen — selbst mit diesem Worte — zur Abwehr eindringender Feinde, denen man in offenem Felde keinen Widerstand leisten konnte, gehört zu dem System der altrömischen Grenzbefestigungen. Bei Vegetius lesen wir, daß beim Einbruch der Feinde die Lebensmittel in festen Kastellen zusammengebracht und die Einwohner hiezu gezwungen werden dürfen; sie sollen sich und das Ihrige hinter Mauern bergen. Eine Anordnung findet sich, nach welcher die Grundbesitzer angehalten werden sollen, selbst Befestigungen anzulegen und für ihre Verteidigung zu sorgen.

In den letzten Decennien vor Heinrich finden wir ähnliche Vorkehrungen in Germanien. Den Einfällen der Ungarn war eine Burg an der Ens entgegengesetzt und von Kaiser Arnulf Eichstädt angelegt worden. Nicht zu übersehen ist die Verordnung Arnulfs, nach welcher die Ministerialen eines Bezirkes angewiesen wurden, eine Burgfeste zu erbauen, wohin sie sich mit ihrer Habe in dringenden Fällen zurückziehen konnten. Dabei ist aber nicht gesagt, wie sich die Übrigen zu dem Befehlshaber der Burg verhalten und wie dessen Lebensbedürfnisse gesichert werden sollten. Die Vorkehrungen, welche Heinrich traf, waren nun bestimmt, diesen Mangel zu heben.

Nach Widukinds Erzählung wurden neun — wie man doch annehmen muß — größere Grundbesitzer zu diesem Zweck vereinigt. Die Ländereien des neunten, der immer in der Burg bleiben soll, werden von den acht anderen bestellt. Von dem Gesamtertrag der Feldfrüchte wird der dritte Teil nach der Burg geschafft. Nur eben dort kommen sie zu gesellschaftlichen Verhandlungen, Geschäften, auch wohl Festlichkeiten zusammen.

Ich denke nun, die Einrichtungen, welche Heinrich traf, waren eben eine militärisch-ökonomische Verbesserung der von Arnulf getroffenen; sie umfaßten bestimmte Bezirke, deren beste Habe in die Burgen gerettet werden sollte. Wohlverstanden liegt doch darin, daß nur diese Burg verteidigt, die Land-

schaft übrigens preisgegeben werden soll: andere leichte Befestigungen sollen gar nicht vorkommen.

Vom allgemein historischen Standpunkte betrachtet, stehen die Vorkehrungen und Einrichtungen Heinrichs nicht allein; sie haben lebendigen Zusammenhang mit der allgemeinen Kriegsführung der Zeit. Seitdem die karolingische Macht nicht mehr nach außen fortschritt, wurde sie allenthalben — denn eben die Früchte des Landbaus zogen die Feinde, die derselben entbehrten, herbei — von Raubzügen heimgesucht. Von den Küsten und den Mündungen der Flüsse her drangen die Normannen tief in die kultivierten Gebiete ein und zerstörten sie durch ihre Plünderungen. Sie nahmen die ummauerten Plätze ohne viele Mühe und erbauten Burgfesten, um einen sicheren Rückhalt für ihre weiten Raubzüge zu haben.

Dasselbe war auch in England mit einer gewissen Konsequenz der Fall. Die dänischen Burgen wurden dazu angelegt, um die benachbarten Shires in Unterwürfigkeit zu erhalten.

Wir berührten schon oben die Vorkehrungen Alfreds, die dazu dienen sollten, Anbau und Verteidigung des Landes zu vereinigen. Den Dänen setzte dann Edward I. und seine Schwester befestigte Burgflecken entgegen, um sie zurückzudrängen. Zwischen beiden war das Land geteilt; von den Burgen hing die Herrschaft über dasselbe ab.

Aber auch in solchen Landschaften, in welchen von Normannen kaum die Rede war, finden wir dieselben Erscheinungen. In der pyrenäischen Halbinsel wurde der Krieg auf dieselbe Weise geführt. Die Könige christlichen und altgotischen Ursprungs drangen in die moslimischen Gebiete ein, um sie zu verwüsten, was ihnen dann von den Moslimen in noch stärkerem Maße vergolten wurde. Wichtige Städte von höchstem Altertum wurden erobert und dem Erdboden gleichgemacht. Wir sahen, wie die Christen, um ihr Gebiet zu behaupten, Grenzfesten am Duero aufrichteten, die dann von der anderen Seite angegriffen wurden. Die Rebellen, die sich gegen die Kalifen von Cordova erhoben, hielten von ihren Burgen aus, wie Babastro, Al Hama, das Land in Schrecken.

Ein ähnliches Verhältnis nehmen wir in den nordafrikanischen Küstenländern wahr. Überall sind Burgfesten, auf der einen Seite zu räuberischen Feindseligkeiten, auf der anderen zur Abwehr und Verteidigung bestimmt. In Syrien finden wir hohe Warten errichtet, um durch Feuerzeichen weit und breit kund zu thun, daß der Feind zu einem Einbruch ausziehe; vor seinen Räubereien sollte sich ein jeder in die festen Plätze zurückziehen. So war jene Grenzfeste am Garigliano entstanden; sie mußte geschleift werden, um die benachbarten Provinzen kulturfähig zu erhalten. In der Balkanhalbinsel bestand der Krieg in gegenseitigen Raubzügen und Verwüstungen, die von den Ungarn nach den deutschen Marken übertragen wurden; von den Sitzen, die sie eingenommen hatten, überfluteten sie das offene Land, soweit ihre leichten Pferde sie trugen.

Die Burgen, wie sie Heinrich I. anlegte, waren nur eben zur Verteidigung errichtet. Doch konnte es mit der momentanen Abwehr nicht sein Bewenden haben, die eindringenden Feinde mußten selbst angegriffen und zurückgeschlagen werden. Hiezu hat Heinrich eine Reiterei gebildet, die besser bewaffnet war, als die ungarische. Wir gedachten schon der eingeübten Reiterscharen Heinrichs im Kampfe mit den Slaven. Auch einer stehenden Miliz sonderbarer Art geschieht Erwähnung. Sie bestand aus Stammgenossen, die aber nicht in dem besten Rufe standen, unbotmäßig, vagabundenartig, aber mutig und bereit, sich zu schlagen. Abgesehen von den Zufälligkeiten des Momentes, muß man darauf den größten Wert legen, daß Scharen von Schwerbewaffneten, sowohl zu Fuß wie zu Pferde, dem Feinde entgegengestellt werden konnten.

Das trat alles ins Leben, als die Ungarn wieder kamen. Sie durchzogen plündernd das Land, dann lösten sie sich in verschiedene Haufen auf, um weiter herumzustreifen; da ist ihnen nun Heinrich begegnet. Dem größeren Haufen, der nach Sachsen vordrang, setzten sich die vornehmsten Scharen der Thüringer und Sachsen entgegen und sprengten sie auseinander; ein kleinerer beschäftigte sich eben damit, eine Burgfeste zu belagern, in der die Schwester des Königs mit ihrem Gemahl sich aufhielt und wo sie viele Schätze vermuteten. Da aber erschien der König in Person mit seinem stattlichen Heer unter dem Feldzeichen des Erzengels Michael; denn die Religion und der Kriegsruhm des Königs gehörten dazu, um alles zusammenzuhalten, und zum Widerstande zu entflammen. Beim Anblick dieser wohlgerüsteten Scharen wagten jedoch die Ungarn gar nicht, zum Angriff zu schreiten, sie wurden die veränderte Lage der Dinge inne und wandten sich zu wilder Flucht, die sie viele Meilen fortsetzten und bei der sie die schwersten Verluste erlitten.

Eine beinahe fabelhaft aussehende Angabe ist: der Tag der Entscheidung sei der 15. März des Jahres 933. Nicht minder zweifelhaft ist der Ort der Schlacht. Das beste Zeugnis weist auf die Landschaft an der Unstrut hin, die man Ried nennt.

Welches Gewicht man auch im westlichen Francien auf diesen Sieg Heinrichs legte, ergiebt sich aus der Nachricht Flodoards über denselben. Er bestätigt den Zeitpunkt der Niederlage der Ungarn, schreibt aber auch den übrigen germanischen Stämmen einen Anteil daran zu. Wahrscheinlich ist die große Zahl der Gefallenen, die er angiebt — sechsunddreißigtausend —, aus den successiven Verlusten, welche die Ungarn auf ihrem Rückzug erlitten, zusammengerechnet. Über die Lokalität und den Tag der Schlacht läßt sich aus dem Bericht nichts entnehmen.

Es ist ein Unstern für die deutsche Geschichte, daß ein so wichtiges Ereignis doch nur so ungenügend überliefert worden ist. Das hängt aber eben mit dem berührten Mangel der Historiographie der Epoche zusammen, die sich aus einseitigen Auffassungen und aus Nachrichten, die nicht ganz zuverlässig sind, zusammensetzt. Schon genug, daß wir über die entscheidenden

militärischen Momente unterrichtet werden: eine Landesverteidigung durch Befestigungen und die Verwendung einer wohl zusammengesetzten Heeresmacht aus schwerbewaffneten und leichten Truppen.

Nachdem die Ungarn auf diese Weise verjagt und dadurch auch die Einwohner der benachbarten Marken in ihrer Unterwürfigkeit gegen Heinrich befestigt worden waren, wendete er nun sein Augenmerk gegen die Dänen, die noch immer bei den Fahrten nach England an der friesischen Küste landeten und Räubereien begingen. Zur See konnte Heinrich sie nicht angreifen, er mußte dies den Angelsachsen überlassen. Aber er konnte den Mittelpunkt ihrer Macht zu Land erreichen, er fiel in das dänische Gebiet zwischen Schley und Eider ein und nahm es wieder in Besitz. Er richtete die Mark Schleswig ein, die er mit einer Kolonie nicht von Franken, sondern von Sachsen bevölkerte. Auch hier hatte die Überlegenheit, die er entwickelte, ähnliche Folgen, wie in Böhmen. Der Fürst, auf den er stieß, trat zum Christentum über.

Auch dies bildete eine Seite seiner europäischen Stellung. Im Kampfe mit den Dänen bestätigte er die Verbindung mit den stammesverwandten Angelsachsen. Seine Schwiegertochter Edgitha war die Schwester des Königs Äthelstan.

Die Verhältnisse zu den Westfranken wurden auch durch eine neue Abkunft mit König Rudolf in der begonnenen Art und Weise fortgesetzt und bestimmter fixiert. Es fand endlich wirklich eine persönliche Zusammenkunft zwischen Rudolf und Heinrich statt, in welcher Freundschaft zwischen ihnen geschlossen wurde; auch König Rudolf von Burgund war dabei zugegen. Der ostfränkische König übte einen entscheidenden Einfluß auf die westfränkischen Verhältnisse aus.

Auch auf Italien richtete er, durch seine Verwickelungen mit Hochburgund dahin geleitet, sein Augenmerk; er soll bereits daran gedacht haben, nach Rom zu ziehen. Darin lag aber sein Beruf nicht, er hatte sein Tagewerk diesseit der Alpen bereits vollendet.

Heinrich hatte alle Qualitäten, um seine Aufgabe zu erfüllen. Er war schlagfertig, unerbittlich und selbst grausam, wenn es galt, den Abfall und die Verbindung mit den Feinden zu strafen; aber dabei leutselig und ein Kriegsmann durch und durch, der seine Truppen nach dem Bedürfnis der Zeit zu bilden wußte. Die hohe Stelle, die er einnahm, machte ihn nicht übermütig. Bei den Zusammenkünften, die er mit fremden Herrschern hatte, scheint seine persönliche Liebenswürdigkeit dazu beigetragen zu haben, die Feindseligkeiten zu beseitigen, die aus den Umständen entsprangen.

Ich erlaube mir, hier nochmals den Blick zurückzuwenden und der allgemeinen Kombination zu gedenken, unter welcher Heinrich den Thron bestieg. Sie bestand darin, daß Konrad in dem geistlich-weltlichen Streit, der Europa erfüllte, auf die Seite der Geistlichen, von denen seine Autorität sich her-

schrieb, gedrängt worden war. Die Herzöge, mit denen er in offenen Kampf geriet, waren eben auch die Gegner der Bischöfe. Jene Synode von Altheim hätte wohl nie zustande kommen können, wenn Arnulf von Bayern nicht verjagt und die Macht der Kammerboten nicht in Nachteil gesetzt worden wäre. Die Kammerboten erlagen einem grausamen Geschick; aber sie hatten Nachfolger in ihren Rechten. Arnulf kehrte zurück und setzte sich wieder in den Besitz von Regensburg, wo Konrad ihn vergeblich belagerte. Das war nun die ursprüngliche Stellung Heinrichs von Sachsen, daß er mit der herzoglichen Gewalt in Schwaben und Bayern gemeinschaftliche Sache gegen den König machte. Aus diesem Konflikt ging bei dem Tode Konrads sein Königtum hervor. Zugleich wurde dadurch sein Verhältnis zu den großen Herzögen bestimmt. Es war eine Regung der weltlichen Kräfte in voller Unabhängigkeit, welche bei dem sächsischen Königtum hervortrat, jedoch ohne eigentliche Feindseligkeit gegen die Kirche, aber in der bewußten Absicht, sie nicht an der Herrschaft teilnehmen zu lassen.

Dieser Fürst, der die geistliche Weihe abgelehnt hatte, stellte den alten Umfang des Reiches wieder her und leistete damit nicht allein dem Reiche, sondern auch dem fortschreitenden Christentum einen Dienst.

Sein Ruhm besteht darin, daß er dem neuen Königtum die Anerkennung des karolingischen Hauses verschaffte und zugleich die Feinde, welche alle Provinzen bedrohten, aufs Haupt schlug. Darauf beruhte der Gehorsam, den er fand. Eine Verfassung in bestimmten Formen, die auch über die Thronfolge entschieden hätte, gab es nicht. Um so mehr kam es darauf an, an wen die Nachfolge gelangen würde, ob an den älteren Sohn, der die Gesinnungen des Vaters teilte, oder an den jüngeren, der unter der Autorität der Mutter stand, welche unzweifelhafte Sympathien für die Kirche hegte.

Im Frühling des Jahres 936 wurde Heinrich auf der Jagd in Bodfeld, mitten im Harz, von einem Schlaganfall betroffen, der ihm eine durch Fieber unterbrochene Erschlaffung zuzog, so daß er nach Erfurt, wohin schon eine Versammlung angesehener Fürsten beschieden war, zurückgebracht wurde. Seine Schwäche war lebensgefährlich. Die allgemeine Aufmerksamkeit wandte sich der Festsetzung der Succession zu.

Fünfzehntes Kapitel.

Otto der Große.

Königskrönung Ottos.

Von den Fragen, die bei dem Thronwechsel eintreten konnten, ist die in sich bedeutsamste eigentlich gar nicht erwähnt worden. Bei den Merowingern hatte das Prinzip der Teilung unbedingt vorgewaltet. Ihre Herrschaft war dadurch zu Grunde gegangen, daß sich die Großen des Reiches in die Teilungen mischten. Unter den Karolingern war das Prinzip der Teilung ebenfalls vorherrschend; nur trat bei der näheren Festsetzung derselben die Stimme des Heerbannes maßgebend ein, bis dieser selbst von den Streitigkeiten, die darüber entstanden, ergriffen und fortgerissen worden ist, so daß die Parteiung darüber in offener Schlacht entschieden werden mußte. Als nun aber noch bei Lebzeiten Heinrichs von der Bestimmung über die Nachfolge die Rede war, so ist an eine Erbteilung überhaupt nicht gedacht worden.

Auch war das Objekt der Teilung gar nicht mehr dasselbe. Die Merowinger und Karolinger leiteten ihr Recht von der Eroberung her. Das neue Königtum, das an die Stelle der zweiten Linie der Karolinger trat, war aber von dem Beschluß der Stammeshäupter ausgegangen, welche sich vereinigten, auch eine zweifelhafte Succession anzuerkennen, sodaß, als diese Linie abging, ihr Königtum auf einen geborenen Franken übertragen wurde und, als derselbe starb, ebenfalls durch eine allmähliche Übereinkunft der vereinigten Stämme an Heinrich I. kam.

Und wenn es dem fränkischen Konrad zur Ehre, die das Andenken seiner Mißgriffe verlöscht hat, gerechnet worden ist, daß er das Reich, wie es eben war, einem andern Stamme überließ, so muß es als eine der großen Handlungen Heinrichs betrachtet werden, daß er von aller Teilung der Gewalt überhaupt Abstand nahm.

Dazu hat wohl die Verschiedenheit, die unter den Nachkommen Heinrichs bestand, viel beigetragen. Die Ehe, welche dem ältesten seiner Söhne, Thankmar, das Leben gegeben hatte, war von der Kirche niemals anerkannt worden. Wenn nun Heinrich den Einfluß der Hierarchie bei seiner Thronbesteigung ablehnte, so blieb er doch weit entfernt davon, sich mit den Verordnungen der Kirche in Widerspruch setzen zu wollen. Hierdurch erlangten seine beiden anderen Söhne den Vorzug. Aber auch bei diesen machte die Mutter selbst einen Unterschied: sie hielt den jüngeren, der in der Zeit, da sie den Purpur trug, geboren war, für vornehmer und würdiger.

Uralt war dieser Gedanke. Er ist im Schoße des altpersischen Königtums entsprungen. Er bildete das begründende Moment für die Thronbesteigung

des Königs Xerxes, im Gegensatz zu den älteren Brüdern. Es ist einmal erwähnt worden, daß Clotilde einen Begriff von der römischen Mythologie hatte. Möglich, daß Mathilde in ihrer Klosterschule etwas von der Paryſatis gehört hat, die ihren ältesten Sohn ausschließen und dem jüngeren, der während der Regierung des Vaters zur Welt gekommen war, Cyrus, den Thron hatte verschaffen wollen.

Auch unter den späteren römischen Imperatoren war es als ein Vorzug betrachtet worden, wenn ein Prinz in den Zeiten der Regierung seines Vaters geboren worden war. Claudian rühmt von Honorius, daß er in tyrischem Purpur geboren sei. Und niemals hatte der Vorzug eines Purpurgeborenen mehr Gewicht als im 10. Jahrhundert, wo dieses Wort selbst dem Namen des regierenden byzantinischen Kaisers hinzugefügt wurde.

Bei der Differenz der Ansprüche ließ sich eine gleichmäßige Teilung nicht vorschlagen oder gar durchführen.

Der gleichzeitige Historiker des Hauses versichert mit Bestimmtheit, Heinrich habe seinen Sohn Otto als den künftigen König bezeichnet; durch testamentarische Verfügung habe er die beiden anderen Söhne durch Landgüter und Geldanweisungen abgefunden und ausgesprochen, daß Otto ihnen und dem ganzen Volke vorstehen solle.

Dagegen wird von anderer Seite versichert, daß die Königin Mathilde alles that, um ihren zweiten Sohn, der ihr geboren worden war, als sie schon Königin war, zur Nachfolge im Reiche zu befördern. Daß eine solche Absicht vorhanden war und eine allgemeine Entzweiung im Reiche befürchtet wurde, läßt sich nicht leugnen, da der glaubwürdigste Historiker der Zeit, Flodoard, mit ausdrücklichen Worten davon redet. Beim Tode König Heinrichs, sagt er, sei ein Widerstreit zwischen den Söhnen desselben ausgebrochen, bei welchem zuletzt die höchste Gewalt dem ältesten, Otto, zu Teil geworden sei.

Vergegenwärtigen wir uns jene Momente und die darüber hauptsächlich in den Lebensbeschreibungen der Königin Mathilde mitgeteilten Nachrichten. Auch die jüngere derselben, welche zum Teil eine Überarbeitung der älteren ist, hat doch viele eigene und beachtenswerte Zusätze, deren historische Wahrheit keinen Zweifel zuläßt, so daß ihr eine originale Kunde nicht abgesprochen werden kann. Bei diesem Ereignis ist die jüngere Vita unentbehrlich.

Heinrich war von Krankheit betroffen nach Erfurt zurückgegangen. Dahin war eine Versammlung vornehmer Persönlichkeiten beschieden worden. Daß nun da von den Folgen, die der bevorstehende Todesfall herbeiführen würde, und der Succession die Rede gewesen ist, versteht sich gleichsam von selbst; von den beiden Biographen wird es ausdrücklich versichert. Der eine giebt an, daß dabei die Anrechte der beiden Söhne in Betracht gezogen worden seien. Von Erfurt begab sich der König mit geringem Gefolge nach seinem Besitztum Memleben. Es war ein königlicher Hof mit stattlichem Wohnhaus

und einer Kirche, mit einem Graben umzogen. Hier wurde er von einem zweiten Schlaganfall betroffen, der seinem Leben ein Ende machte, während seine Gemahlin in der Kirche war. Die Königin suchte ihre Kinder auf und ermahnte sie, bei dem Anblick der menschlichen Hinfälligkeit sich nicht allzu sehr darum zu bekümmern, wer von ihnen dem anderen vorgezogen werden würde.

Aber in der Enge des Klosters ließ sich keine Entscheidung treffen. Die vornehmsten Männer des Reiches, die schon nach Erfurt beschieden waren, versammelten sich und erwogen nun, welcher von den beiden Söhnen auf den Thron erhoben werden sollte. Die einen erkannten den Anspruch des am königlichen Hofe geborenen jüngeren an, die anderen bestanden darauf, daß der ältere, wie an Jahren, so auch an Verständnis diesen weit übertreffe. Daß nun der Zwiespalt ohne ernstliche Reibungen geschlichtet worden sei, darf man doch nicht annehmen. Die Freunde der Königin bildeten die Mehrzahl, aber sie unterlagen der Autorität der übrigen. Die Königin selbst mußte sich von dem Hofe zurückziehen; durch die Vornehmsten des Reiches wurde der ältere Sohn gewählt.

Eine Einwendung gegen die Richtigkeit dieser Erzählung könnte daraus genommen werden, daß die Entscheidung zu Gunsten des älteren Sohnes nach Widukind schon in Erfurt geschehen ist. Wahrscheinlich sah die Königin die damalige Entschließung des Königs noch nicht als rechtsgültig an; sie suchte die Bevorzugung des jüngeren Sohnes in einer zahlreichen Versammlung durchzuführen; aber die Anhänger blieben dabei in der Minderheit. Ottos Thronbesteigung beruht auf einer Vereinigung des väterlichen Willens mit dem Beschluß der Vornehmsten des Reiches.

Auch eine dem anwachsenden Mönchsleben widerstrebende Gesinnung wird es gewesen sein, was den Ausschlag gegeben hat. Wie hätte Arnulf von Bayern, der rücksichtslose Verfolger der Mönche, sich einer Regierung unterwerfen sollen, die unter dem Einfluß einer mönchisch gesinnten Mutter gestanden hätte? So waren auch die anderen Herzöge gesinnt: sie verloren keinen Augenblick, ihre Meinung kundzugeben. Sie eilten, den schon ergangenen Ausschlag zu Gunsten Ottos durch einen feierlichen Wahlakt zu bekräftigen.

Und dabei wirkte noch ein anderes Moment mit. Wir wissen, daß Lothringen erst vor kurzem dahin gebracht worden war, sich mit dem ostfränkischen Reiche wieder zu vereinigen. Man konnte nicht erwarten, daß es zu einer Teilung die Hand geboten hätte. Indem es beitrat, erschien es erst als selbständige Provinz. In Fritzlar war es nur ein Bischof gewesen, dessen Teilnahme Heinrich ablehnte; er bedurfte seiner nicht, da die Franken ohnehin auf seiner Seite standen. Bei der Gestaltung, die das Reich angenommen hatte, darf man nicht vergessen, daß die beiden mächtigen Erzbischöfe von Köln und Trier dem Mittelreiche angehörten und an der Koalition der Provinz mit Ostfranken großen Anteil hatten. Die allgemeine Lage der Dinge

ſpricht ſich darin aus, daß die Erzbiſchöfe von Köln und Trier, einverſtanden mit dem Herzog Giſelbert, der mit einer Tochter Heinrichs vermählt war, dieſe Handlung in dem alten Hauptſitze des Reiches, in Aachen, vornahmen. Sie iſt folgendermaßen vor ſich gegangen.

In jenen Säulenhallen, welche den Palaſt Karls des Großen mit dem Münſter verbanden, wurde der Akt der Inthroniſation vollzogen. Die drei Herzöge: Giſelbert, Herimann und Arnulf hatten ſich eingefunden. Auch der Franke Eberhard und eine Anzahl der höchſten Beamten waren zugegen. Hier war ein königlicher Seſſel hergerichtet. Die Herzöge legten ihre Hände in die Hände Ottos, gelobten ihm Treue und Beiſtand gegen alle ſeine Feinde und begrüßten ihn als ihren König.

Dies war nicht ein bloßes Wort. Denn daß ſich mancher Widerſpruch regen würde, lag am Tage. Der einverſtandene Sigfrid war in Sachſen geblieben und hatte den Bruder Ottos, Heinrich, bei ſich. Man darf annehmen, daß die Fürſten ſich zugleich von der Gewalt der Königin, die mit der Wahl Heinrichs verbunden geweſen wäre, durch einen raſchen und entſcheidenden Akt emancipieren wollten.

Dazu aber gehörte die Sanktion der Geiſtlichen. Unmittelbar nach vollzogenem Wahlakt erſchien der Erzbiſchof von Mainz, mit ſeinem Hirtenſtab in der Hand, berührte damit die Linke und Rechte des Königs und führte ihn in die Kirche, woſelbſt die hohe und niedere Geiſtlichkeit und eine große Menge Volkes verſammelt war. Hier ſagte er zu der Verſammlung gewendet: „Ihr ſeht vor Euch den von Gott erwählten Mann, von dem Herrn und Gebieter erſt bezeichnet und ſelbſt von allen Fürſten zum König gemacht; wenn Ihr dieſe Wahl billigt, ſo erhebt Eure Hände.“ Dann bekleidete ihn der Erzbiſchof mit den Reichsinſignien, die auf dem Altar lagen. Auffallend iſt, daß von der heiligen Lanze, die oben erwähnt war, hier geſchwiegen wird. Dagegen erſcheint das Scepter, von dem dort keine Rede iſt. Hierauf folgte die Salbung, an welcher die Erzbiſchöfe von Trier und Köln auch Anteil in Anſpruch nahmen; der erſte, weil ſein Bistum vom heiligen Petrus gegründet ſei, der zweite, weil Aachen zu ſeinem Sprengel gehörte. Die beiden Erzbiſchöfe hatten bei der Ankunft in Bonn noch zu dem Anteil Karls des Einfältigen gehört; jetzt traten ſie von dem weſtfränkiſchen zum oſtfränkiſchen König über, was doch wieder auf der Teilnahme Giſelberts beruhte. Der Vorrang blieb immer dem Erzbiſchof von Mainz, dem alten Metropoliten des oſtfränkiſchen Reiches. Es war eine Verbindung des oſtfränkiſchen mit dem lothringiſchen Gebiete, die hier in den drei Erzbiſchöfen zu Tage kam.

Bei dem Gaſtmahl verſahen die deutſchen Fürſten den Hofdienſt. Eberhard beſorgte die Tafel, Herimann den Wein, Arnulf verſah den Dienſt eines Marſchalls. So wurde der erſte König in einer Form auf den Thron geſetzt, die dann vorbildlich geblieben iſt. Sie beruht auf der Lage der

Dinge in Deutschland; nicht ausschließlich jedoch: sie hat zugleich einen europäischen Charakter.

Darf ich meine Ansicht aussprechen, so hängt alles damit zusammen, daß eben in diesem Augenblick in dem westlichen Francien eine große Veränderung eingetreten war. Erst vor kurzem war jene Pacifikation zwischen dem ostfränkischen und dem westfränkischen König erfolgt, durch welche der eine auf die Wiedererwerbung Lothringens, das dem andern zugefallen war, Verzicht geleistet hatte. Rudolf war wirklich in den Besitz der höchsten Gewalt in Westfrancien gelangt, aber bereits am 14. Januar 936 mit Tode abgegangen. Die Westfranken waren dann unter der Führung Hugos des Großen dazu geschritten, den einzig lebenden Karolinger, der bei der Einkerkerung Karls des Einfältigen nach England zu seinem Oheim Äthelstan gerettet worden war, auf ihren Thron zu berufen. Äthelstan willigte gegen gewisse Sicherheiten für das Leben seines Enkels in dessen Rückkehr. Bei Boulogne sur mer wurde der junge Ludwig, genannt d'Outremer, von französischen Großen empfangen, sie leisteten ihm ihre Huldigung; in Laon ist er dann am 19. Juni 936 vom Erzbischof Arnold von Rheims gesalbt und gekrönt worden.

Es leuchtet ein, welchen Eindruck das Wiedererscheinen eines Karolingers mit unumschränkten Rechten im ostfränkischen Reiche machen mußte. Von Anfang an hat Ludwig sich als Rechtsnachfolger der früheren Könige und Kaiser betrachtet.

Nicht mit Bestimmtheit erhellt, daß Heinrich I. von dieser successiven Herstellung einer karolingischen Autorität in Westfrancien Kunde erhalten hat; sonst könnte es wohl scheinen, als hätte jene Versammlung in Erfurt, in der von seinem Nachfolger die Rede gewesen ist, mit diesem Ereignis zusammengehangen. Unzweifelhaft muß man diese Rücksicht bei den Großen des Reiches voraussetzen, die nun keinen Augenblick säumten, die Nachfolge Ottos durch einen feierlichen Akt zu sanktionieren. Diese Rücksichtnahme fällt besonders bei Herzog Giselbert ins Gewicht, der seine damalige Stellung seiner Verbindung mit dem ostfränkischen Reiche verdankte. Er gab den Platz zur Krönung her. Ohne sein Wort würden sich die Erzbischöfe von Köln und Trier schwerlich zu Aachen eingefunden haben.

Auf ihrer Einwilligung in die Bevorzugung des Erzbischofs von Mainz beruhte die Krönung. Ich wage selbst die Vermutung auszusprechen, daß die feierliche Krönung und Salbung des neuen westfränkischen Königs Ludwig d'Outremer eine feierliche Krönung und Salbung des ostfränkischen nötig erscheinen ließ. Ein Mann wie Giselbert, der in dem Gleichgewicht der beiden höchsten Gewalten seine Größe sah, hat in diesem Augenblick alles dafür gethan, um die Anerkennung und Krönung seines Schwagers Otto ins Werk zu setzen. Für Heinrich I. war die Salbung unnötig gewesen, da er das Königtum allein auf die Übermacht der Waffen begründete. Für Otto war sie unentbehrlich; seine Anerkennung als König würde ohne die geistliche

Weihe und ihre Feierlichkeit keine allgemeine Geltung gehabt haben. Die Krönung enthält die Gründung eines deutschen Reiches dem von Heinrich I. zusammengebrachten Gebiete gemäß, aber zugleich einen ausgesprochenen Gegensatz gegen die Erneuerung der Ansprüche des karolingischen Hauses. Es war weniger ein Gegensatz der Nationalitäten, als der politische Gesichtspunkt, was dabei vorwaltete; — eine grundlegende Handlung für die deutsche Nation, aber zugleich ein Akt der europäischen Selbständigkeit, der dann die Folge haben mußte und hatte, daß die inneren Konflikte des westlichen Reiches auf das östliche einen immer wiederkehrenden tiefgreifenden Einfluß ausübten.

Noch eine andere Seite des öffentlichen Lebens spiegelt sich in der Krönung. Sie erscheint als die freie Handlung der Herzöge in Verbindung mit der Geistlichkeit, die von ihnen abhing. War aber nun nicht dieser Akt zugleich eine Bestätigung und selbst Verstärkung der Gewalt, die sie besaßen? Sie versprachen dem Könige treu zu sein und ihn gegen alle seine Feinde zu verteidigen; die Stellung aber, die sie einnahmen, schloß doch eine Selbständigkeit ein, die sich im Laufe der Zeit geltend machen mußte. War und blieb es nicht eben die Aufgabe des Oberhauptes, diese Unabhängigkeiten zu zerstören und ihrer Aktion zuvorzukommen? Das eine und das andere wirkte gar bald zusammen, um das Reich mit Unruhe zu erfüllen. Kaum unter allgemeiner Zustimmung zur Krone erhoben, fand sich der junge König in die dringendste Verlegenheit verwickelt.

Erste Empörungen.

Sehr auffallend ist es doch, daß bei der Stiftung eines Frauenklosters in Quedlinburg, das in den unmittelbaren königlichen Schutz genommen wird, die Klausel eingeschaltet ist, dies Verhältnis solle auch dann bestehen, wenn der König aus einem anderen Geschlecht gewählt würde; das Kloster sollte in einem solchen Fall dem Schutz und der Fürsorge des obersten Hauptes des liudolfingischen Hauses anvertraut sein.

War nun aber die Nachfolge dort am Grabe des verstorbenen Königs gleichsam zweifelhaft gewesen, wie hätte die Gültigkeit derselben nicht in entfernteren Kreisen auf mannigfaltigen Widerspruch stoßen sollen?

Die Herrschaft, welche Heinrich I. ausgeübt hatte, beruhte doch vornehmlich auf seinen erfolgreichen Kriegshandlungen. Aber nicht über den Tod des Siegers hinaus glaubten die Besiegten der höchsten Gewalt Gehorsam schuldig zu sein.

In Böhmen begann der Abfall. Die hier durch Heinrich begründete christlich-germanische Ordnung der Dinge war schon bei seinen Lebzeiten unterbrochen, Wenzel von seinem Bruder Boleslav an der Pforte von St. Veit ermordet worden. Nach dem Tode Heinrichs wurde nun auch die deutsche

Herrschaft offen bekämpft. Ein sächsischer und ein thüringischer Heerhaufe wurden von Boleslav niedergeworfen; er schleifte die Feste eines böhmischen Häuptlings, der sich zu den Deutschen hielt. Hierdurch wieder ermutigt, erhoben sich die mannhaftesten aller heidnischen Slaven, die Redarier. Sie erfochten über sächsische Heeresabteilungen, deren Heerführer im Wetteifer mit einander sich der Gefahr bloßstellten, einen namhaften Vorteil.

Zugleich erneuerten die Ungarn im Jahre 937 ihre Raubzüge. Die sächsischen Lande haben sie nur berührt, in Franken stellte sich ihnen Otto entgegen. Sie warfen sich mit voller Macht nach Westfranken. In der Nähe von Rheims im Kloster des heiligen Basolus setzten sie sich fest. Sie drangen über die Loire vor und durchstreiften Aquitanien. Einen anderen Zug führten sie nach Italien aus. Wir finden sie in Capua, sie plündern Benevent und den Küstenstrich von Neapel. Es fehlte eben in Europa an einem Mann, wie Heinrich I. gewesen war, der den Frieden erhielt und den die Feinde fürchteten.

In derselben Zeit erlitt Otto selbst einen sehr empfindlichen Verlust durch den Tod des Herzogs Arnulf von Bayern, dem die Grundlegung der neuen Gestaltung der Dinge zuzuschreiben war, und dem Otto seine definitive Erhebung großenteils verdankte. Der Nachfolger desselben, Eberhard, verweigerte dem neuen König seine Huldigung. Noch tiefer wirkte es ein, daß das Einverständnis zwischen Sachsen und Franken sich zu lösen begann. Eberhard geriet mit seinen Vasallen sächsischer Herkunft in einen widerwärtigen Streit. Es geschah hauptsächlich dadurch, daß Otto doch mehr Sachse war, als man erwartete. Den Franken schien der Schutz unerträglich, den er sächsischen Vasallen angedeihen ließ.

Mit diesem Widerstreben griff dann eine Irrung in der eigenen Familie zusammen. Nicht viel weniger empfindlich, als der Tod Arnulfs, war es für Otto, daß jener Sigfrid, der während seiner Wahl und Krönung mit der Stellvertretung in Sachsen betraut war und der den Hasgau und die Mark zwischen Saale und Elbe verwaltete, mit Tode abging. Ihm war vor allem das Gebiet, das Heinrich durch seine erste Vermählung erworben hatte, anvertraut. Anders konnte es wohl nicht sein, als daß Thankmar, der aus dieser Ehe entsprossen war, Anspruch auf die Erbschaft machte. Aber Otto wollte diese Grenzbezirke nur einem Mann von unzweifelhafter Treue und Thatkraft anvertrauen. Er wählte dazu Gero, der, einer Familie angehörig, die am Unterharz an dem Ufer der Bode angesessen war, eine Grafschaft in Nordthüringen besaß.

Dadurch wurde Thankmar veranlaßt, mit den Franken, die sich von dem König Otto abwandten, gemeinschaftliche Sache zu machen. In den Streit Ottos mit dem älteren Bruder wurde auch der jüngere, Heinrich, verwickelt, der in die Hände Thankmars fiel. Viel zu schwach und unvorsichtig war dieser jedoch, um sich zu behaupten. In der einst von Papst Leo III. geweihten Kirche zu Eresburg wurde er durch einen Lanzenstich von hinten,

der ihm durch ein Fenster beigebracht wurde, ermordet. Er hatte seine goldene Kette auf den Altar gelegt, die der Mörder nun als Siegespreis davontrug.

Wenn nun hierauf Eberhard aufs neue sich unterwarf, so geschah das doch nicht, ohne daß er mit seinem Gefangenen, dem Bruder Ottos, Heinrich, in eine enge Verbindung getreten wäre. Diese aber ist noch wichtiger, als alles Vorhergehende. Sie war darauf berechnet, die oben erwähnten Ansprüche des jüngeren Bruders Heinrichs, des Porphyrogenitus, zur Geltung zu bringen.

Auf einer festlichen Zusammenkunft zu Saalfeld im Anfang des Jahres 938 trat Heinrich mit einem doch nur dem Königtum gebührenden Glanz auf. Er zeigte Pracht und Freigebigkeit, durch die er als der bevorrechtete Bruder des Königs erschien. Eine Anzahl von Burgen gab es, deren Inhaber nur ihn anerkannten.

Man hat von jeher, und zwar mit vollem Recht, die Ursache dieser Bewegung in dem Einverständnis zwischen dem Franken Eberhard und dem Lothringer Giselbert gesucht. Will man aber wissen, wieso Giselbert die Hand dazu bot und die Gesamtverflechtung überblicken, so muß man die Zustände in dem westfränkischen Reiche in Betrachtung ziehen. Hätten die Westfranken, die Großen und der König, zusammengehalten, so würden sie bei dem östlichen Reiche, wie es bei der Krönung konstituiert war, Widerstand gefunden haben. Da sie sich aber entzweiten und Ludwig d'Outremer einige Unterstützung von England aus bekam, so stellte sich eine durchgreifende Verschiebung der Verhältnisse heraus. Wir finden, daß sich die lothringischen Großen dem karolingischen König anschließen: denn deren Sinn war immer auf eine gewisse Unabhängigkeit zwischen den streitenden Mächten gegangen. Mit aller Bestimmtheit versichert Flodoard, daß sie dem karolingischen König, der nicht einmal gern daran ging, sich mit ihnen zu vereinigen, doch ihre Unterwerfung gleichsam aufdrangen. Der vornehmste Mann, dessen er Erwähnung thut, ist Giselbert, der zu Ottos Krönung fast das meiste beigetragen hatte, aber ihn nicht so mächtig werden lassen wollte, daß er ihn zu fürchten gehabt hätte. Er wird dieselben Motive, ihm zu widerstreben, gehabt haben, wie Eberhard von Franken. Er schloß sich der in Deutschland anschwellenden Gärung an und gewährte den Ansprüchen Heinrichs, die er vorher bekämpft hatte, Rückhalt und Schutz; er nahm Heinrich, der zu ihm flüchtete, nicht allein auf, sondern als Otto den Flüchtigen verfolgen wollte, setzte er sich mit ihm dem heranziehenden König entgegen, um ihm Widerstand zu leisten. Es war bei Birten, unfern des alten Castra Vetera, wo Otto den Übergang versuchte. Eine bereits hinübergegangene Abteilung des königlichen Heeres wurde von den heranziehenden Truppen Giselberts und Heinrichs angegriffen. Die sächsische Überlieferung erzählt, der König habe sich in der Besorgnis, daß die Seinen zu Grunde gerichtet würden, ehe sie Hülfe von ihm bekämen, an den ewig waltenden Schöpfer aller Dinge gewendet

und ihn angefleht, des Volkes zu gedenken, welchem als Fürst vorzustehen er berufen sei, und zu beweisen, daß kein Sterblicher den göttlichen Anordnungen widerstreben dürfe. Ich führe die Worte an, weil sie den Begriff verraten, den man selbst, ohne weitere Rücksicht auf die Kirche, von der hier nicht die Rede war, mit dem Königtum verband, und wie man in der Erhebung Heinrichs gegen Otto eine allgemeine Gefahr für das Volk erblickte. In diesem Augenblick aber hatten bereits die über den Rhein gegangenen Mannschaften, obwohl viel geringer an Zahl, die Oberhand über die lotharingischen Truppen errungen. Der Rheinübergang blieb in den Händen des Königs, welcher auch in Lothringen eine Partei hatte.

Wenn sich Giselbert mit dem karolingischen König verband, so suchte und fand Otto eine Verbindung mit den vornehmsten der westfränkischen Großen: Hugo, Heribert und dem Herzog der Normannen. Auch Arnulf von Flandern stand auf seiner Seite. Indem er nun aber über den Rhein zurückging, rüsteten sich König Ludwig und seine lothringischen Gegner, um ihn auf dem rechtsrheinischen Ufer zu bekämpfen. Ludwig fiel im Elsaß ein, Giselbert und Eberhard verjagten die Anhänger Ottos. Diesem hatten sich unterdessen die Inhaber der festen Schlösser, die sich für Heinrich erklärt hatten, sämtlich unterworfen. Der Versuch Heinrichs, eins der wichtigsten (Merseburg) zu behaupten, mißlang, doch wurde er nicht gehindert, sich wieder zu Giselbert zurückzubegeben; sie fanden noch immer einen Rückhalt an dem fränkischen Eberhard. Eine mit ihm durch Erzbischof Friedrich von Mainz eingeleitete Unterhandlung scheiterte. Die Eberhard versprochenen Vergünstigungen wollte der König, weil der Erzbischof den ihm erteilten Auftrag überschritten habe, nicht ratifizieren. Faktisch kam es ihm zu statten, daß Eberhard durch seine Verbindung mit Thankmar, die den Tod eines Konradiners veranlaßte, mit diesem Hause zerfallen war, das um so treuer an dem König festhielt.

Indem Otto aber die Truppen Eberhards im Elsaß bei Breisach bekämpfte, geschah es, daß dieser selbst, mit Giselbert vereinigt, einen neuen Angriff gegen ihn an dem Mittelrhein unternahm. Des Übergangs über den Rhein wurde Eberhard wirklich Meister. Allein den größten Widerstand fand er dann bei seinen eigenen Stammgenossen. Die beiden Führer, die schon über den Fluß gegangen waren, wurden von Udo, dem Bruder Herimanns von Schwaben, überfallen und vernichtet.

Es ist dies ein Ereignis, welches die Überlieferung viel beschäftigt hat und in sieben verschiedenen, immer von einander abweichenden Fassungen überliefert ist. Auch eines anderen Zusammenhanges wird dabei Erwähnung gethan, jedoch nur flüchtig und unzureichend. Das ist aber ein Weltverhältnis, das wir bei dem westfränkischen Historiographen Flodoard kennen lernen.

Für die kritische Auffassung der Begebenheit eine eigentümliche Aufgabe. Über Angelegenheiten, die ohne Zweifel zusammenhängen, treten zweierlei

verschiedene Berichte auf, von denen jeder nur das enthält, was in den Gesichtskreis dessen gefallen ist, der ihn erstattete. Der umfassendere ist der westfränkische. Auch die deutsche Überlieferung kann als eine einheitliche betrachtet werden.

Die Pflicht des Historikers ist es, den Zusammenhang der Ereignisse in den Beziehungen des einen auf das andere zu begreifen und nachzuweisen, wobei man sich auf den Wortlaut der Texte berufen kann. Man darf unbedenklich annehmen, daß schon die erste Erhebung Eberhards und Heinrichs mit dem zusammenhängt, was in Westfrancien geschah. Denn wie hätte Heinrich sich zu jenen Demonstrationen eines Anspruchs auf die königliche Würde versteigen können, wenn er nicht einen Rückhalt in den allgemeinen Verhältnissen zu finden geglaubt hätte. Eberhard war der Vermittler zwischen beiden Beziehungen; er hatte einst den Übergang der Krone von seinem eigenen Geschlecht auf das sächsische herbeigeführt. Die Selbständigkeit Giselberts würde in der Erhebung eines Kronprätendenten in Deutschland eine Stütze gefunden haben. Indem nun Otto Lothringen im allgemeinen im Zaume hielt, trat er zugleich den Absichten in den Weg, welche Eberhard und Heinrich samt der mit ihnen verbündeten Faktion in Deutschland verfolgten. Um nicht von den wiedereintretenden und mit den Großen vereinigten Karolingern abhängig zu werden, hatte Giselbert die Thronfolge Ottos befördert; seitdem aber die Karolinger und die Großen sich entzweit hatten, trat er auf die Seite der ersteren zurück und erweckte eine Opposition in Deutschland gegen Otto, der dagegen mit den französischen Großen in Verbindung trat. Insofern hat schon jenes erste Zusammentreffen bei Birten eine allgemeine Bedeutung; noch eine größere aber die Überwältigung Giselberts und Eberhards am Mittelrhein. Flodoard sagt es nicht, aber aus den deutschen Berichten ergiebt sich unleugbar, daß ein Zusammenhang der Ereignisse im Elsaß und am Mittelrhein bestand. Bei den letzteren setzen sie die Absicht einer Überflutung des östlichen Reiches durch das westliche voraus. Und da sich in dem Feldlager Ottos Bewegungen zu Gunsten Heinrichs regten, so knüpfte sich daran die Vorstellung, daß er in persönliche Gefahr geraten sei; eine allgemeine sachliche war es gewiß; denn ein Vordringen der feindlichen Streitkräfte unter dem Schutze des karolingischen Königs würde die widerstrebenden Elemente in dem ostfränkischen Reiche allenthalben aufgerufen haben. Dem wurde nun durch die Überwältigung der beiden Führer Eberhard und Giselbert ein Ende gemacht. Und insofern konnte die zweite kleine Aktion als eine entscheidende angesehen werden. Denn Eberhard und Giselbert waren zugleich die Führer der empörten lotharingischen Großen. Und wie hätte Ludwig d'Outremer, der ohnehin die Magnaten von Francien gegen sich hatte, seinerseits etwas unternehmen können, da ihm diese Stütze fehlte.

Obgleich nun die vorliegenden Berichte die Kombination nicht ausdrück-

lich bestätigen, so denke ich doch, man kann sie als gewiß annehmen, da sich Andeutungen derselben auf beiden Seiten finden. Es war zugleich ein Kampf um den Besitz des fränkischen Thrones. An nationale Gegensätze darf man auch hier nicht denken. Erfahren wir doch, daß bei jenem Zusammentreffen von Birten ein paar neufränkische Worte es waren, welche die Deutschen in die Schar ihrer Feinde hineinriefen und wodurch diese zur Flucht bewogen wurden.

Die Herrschaft über Lothringen wurde dadurch für das ostfränkische Reich bestätigt. Der westfränkische König willigte ein: er vermählte sich mit Gerberga, der Witwe Giselberts und Schwester Ottos. Das Ereignis ist, daß Otto, dessen Stellung im höchsten Grade gefährdet war, sich durch einige glückliche Schläge behauptete. Von allen Seiten angegriffen und sehr ernstlich bedrängt, erhob er sich doch wieder zu einer allgemein bedeutenden Position.

Mit den großen, das östliche und westliche Francien umfassenden Unruhen hing auch der Kampf mit den slavischen Völkern zusammen. Nach den zeitgenössischen Nachrichten faßten die Häupter der Slaven den Plan, sich ihres Markgrafen Gero durch einen plötzlichen Überfall zu entledigen, was dann, wenn es in die Epoche des noch unentschiedenen Kampfes eingriff, für den König der schwerste Verlust gewesen wäre. Aber Gero war ein Mann, der mit wachsamem Eifer die wildeste Gewaltsamkeit verband; er kam den gegen ihn geschmiedeten Anschlägen mit listiger Grausamkeit zuvor: von den slavischen Häuptlingen hat er einstmals dreißig Fürsten bei einem Gastmahl, zu dem er sie einlud, umbringen lassen. Es war noch im Jahre 939 und für einen Augenblick mochte der König dadurch freie Hände bekommen.

Allein um so lebendiger und tiefer regten sich die Gefühle der slavischen Nationalität. Der sächsische Geschichtschreiber bemerkt an den Slaven zwei Eigenschaften: daß sie standhaft für ihre Freiheit fochten und für ihr Leben wenig bedurften, so daß der Kampf sich in die Länge zog und die sächsischen Truppen, die an den Marken standen, und über welche Gero ein strenges Regiment führte, nun auch ihrerseits mißvergnügt wurden und sogar den Gedanken faßten, sich des Königs, bei dem ihre Klagen über Gero nicht Gehör fanden, zu entledigen. Alles schien abermals zweifelhaft zu werden, da sie an die alten Ansprüche Heinrichs anknüpften und diesen selbst an die Spitze zu stellen die Absicht faßten. Der Plan der unzufriedenen Milizen soll gewesen sein, durch einen Handstreich Otto vom Throne zu stoßen. Er wurde aber ruchbar; dem König gelang es, die Rädelsführer in seine Hand zu bekommen und sie zu vernichten. Daß Heinrich selbst eine Verschwörung zu seinen Gunsten veranlaßt habe, ist nur unsicher überliefert; wahrscheinlich aber wußte er darum und sein Verbrechen war, darauf eingegangen zu sein. Aber es konnte ihm, als er sich unterwarf, verziehen werden, und wenn ihn

dann Otto nicht lange darauf zum Herzog von Bajoarien machte, war das nicht eine bloße Gnade; er mußte den unruhigen Bruder aus seiner Nähe entfernen und ihm zugleich eine Stellung geben, die ihn beschäftigte. Die Ernennung war zugleich ein Austrag zwischen beiden. Zu Weihnachten 941 fand diese Versöhnung statt. Wir haben darüber einen alten Bericht, in welchem ihr brüderliches Verhältnis ganz intakt erscheint.

Überhaupt wurde dadurch das getrübte Familienverhältnis nochmals hergestellt. In einer jener Aufzeichnungen über die Königin Mathilde findet sich eine ausführliche Erwähnung der Aussöhnung derselben mit ihrem Sohne, die man wohl in diese Zeit setzen darf; sie war größtenteils das Werk der Gemahlin Ottos, Edgitha. Sie forderte den König auf, der Entzweiung ein Ende zu machen, der er die letzterlittenen Unfälle zuzuschreiben habe; er möge seine Mutter wieder an den Hof zurückrufen. Der König ladet sie durch eine feierliche Gesandtschaft dazu ein. Bei der Ankunft wird sie dann von Otto und Edgitha eingeholt. Mutter und Sohn versöhnen sich miteinander, wie vor kurzem die beiden Brüder. Ich denke nicht, daß in dieser Erzählung alles wörtlich zu nehmen sei. Nur an der Hauptsache darf man festhalten, daß der König der Widerwärtigkeiten, die das Zerwürfnis mit der Mutter und dem Bruder verursachte, sich entledigt hat.

Indem er nun die wiederhergestellte Macht zur Ausbreitung des weltlichen und geistlichen Gehorsams über die slavischen Nationen verwandte, war doch sein Augenmerk noch mehr auf das Verhältnis zu dem westlichen Francien gerichtet.

Übergewicht Ottos über das westliche Francien.

Hätten die Unternehmungen Heinrichs und Giselberts die Oberhand behalten, so würde daraus unstreitig auch eine Unterordnung des östlichen Reiches unter das westliche erfolgt sein. In dem großen Kampfe, dem wir soeben beiwohnten, war nun aber diese Eventualität vermieden und die Unabhängigkeit des ostfränkischen Reiches auf immer entschieden worden. Der Charakter der Zeit liegt in dem Widerstreben der Herzöge und Magnaten gegen die königliche Gewalt. In diesem Kampfe hatte Otto seinerseits obgesiegt; in dem westlichen Francien dauerte derselbe fort. Und da die beiden Reiche noch nicht vollkommen geschieden waren, in Lothringen nicht einmal faktisch, noch weniger in den Gedanken der Menschen, welche dieselben noch immer als zusammengehörig betrachteten, so konnte es an neuen Konflikten nicht fehlen.

In den bisherigen Irrungen war Otto anfangs mit den großen Vasallen verbündet gewesen. Der Widerstand der Großen gegen die Velleitäten des Königs war ihm sehr nützlich geworden; zuletzt aber hatte er sich mit dem König Ludwig selbst vereinbart. Dieser hatte sich mit der Schwester Ottos,

der Witwe Giselberts, Gerberga, vermählt. Und man wird sich nicht wundern, wenn sich Otto in dem fortwährenden Widerstreit mit den westfränkischen Großen seiner mehr annahm als bisher.

Auch das Motiv dieses Streites der Westfranken unter sich trug dazu bei; es lag in dem Besitz des Erzbistums Rheims. Der Sohn Heriberts, der dazu befördert worden war, wurde infolge der Entzweiung seines Vaters mit König Rudolf abgesetzt. Jetzt aber, nachdem Hugo der Große zu überwiegender Macht gelangt war, wurde Artold des erzbischöflichen Stuhles beraubt und der Neffe Hugos nicht ohne Mitwirkung einer Synode wiederhergestellt. Die Machtbefugnis eines Erzbischofs von Rheims erstreckte sich weit in die niederländischen und lotharingischen Gebiete. Dem ostfränkischen König konnte es nicht gleichgültig sein, welcher von beiden Faktionen der Sitz des großen Metropoliten angehörte.

Andere Entzweiungen entsprangen aus der wichtigsten Territorialfrage, die damals im Gange war. Der König wollte keine festen Schlösser der großen Magnaten auf seinem Gebiete dulden, diese sich solche nicht wieder entreißen lassen, nachdem sie einmal in ihren Besitz gekommen waren. Nun war damals ein von den Erben Heriberts eingenommenes Schloß, welches ursprünglich einem Kloster gehörte, von dem König zurückgefordert und von den Getreuen desselben erobert worden. So wurde auch Amiens mit Hülfe der Bürgerschaft einem der Söhne Heriberts entrissen und dem König gegeben, was denn der Macht der verbündeten Adelsgeschlechter höchst unwillkommen war.

Dagegen aber hatte Ludwig auch Anhänger in den Gebieten König Ottos und dieser kam sehr bald in den Fall, gegen den mächtigsten derselben, den Grafen Raginar, seine Mannschaften unter Herimann von Schwaben vorrücken zu lassen, welche die Oberhand behielten, so daß die Getreuen Ludwigs sich an die Gnade Ottos wenden mußten. So bildete sich eine kaum recht bewußte Verbindung zwischen König Otto und den westfränkischen Großen aus. Die festen Schlösser, welche Heriberts Söhne dem Besitze Ludwigs wieder zu entreißen trachteten, wurden von einer Seite angegriffen, die mit Otto selbst verbündet war und es konnte geschehen, daß Otto zugleich von dem König, den er aufrecht zu erhalten wünschte, und den westfränkischen Magnaten, deren Interessen bei der Verteidigung ihrer Kastelle das seinige nahe berührte, in Anspruch genommen wurde. Eine Zeitlang war er für König Ludwig, bis er von früheren Aufträgen desselben, die nie ausgerichtet waren, aber beleidigende Anmutungen an ihn enthielten, unterrichtet wurde, worauf er zwar nicht geradezu auf die Seite der Magnaten übertrat, aber doch seine Unterthanen (Ostfranken und Lothringer), die dem König Ludwig dienten, von ihm abrief. Es war also eine in Lothringen ausgebrochene Irrung gegen König Ludwig, was Hugo freie Hand gegen denselben verschaffte.

Allezeit hat die Meinung von der Macht fast eine so große Einwirkung geübt, als die Macht selbst. Hugo und seine Genossen gewannen jetzt die Oberhand über König Ludwig. Dieser sah sich genötigt, sich an die Normannen zu wenden, die ihn freundlich bei sich aufnahmen und sich ihm größtenteils anschlossen. Daß dies nun so leicht gelang, war doch kein Vorteil für den König, da er sich darüber mit Hugo aufs neue entzweite. Er hatte demselben einen festen Platz versprochen, wenn er ihm zur Überwältigung der Normannen verhelfe. Da diese ohne den Kampf, den man erwartete, sich unterworfen hatten, hielt sich der König zur Ausantwortung jenes Platzes nicht verpflichtet. Er fühlte sich stark genug, in Vermandois einzufallen und selbst einen Versuch anf Rheims, das in den Händen der verbündeten Familien war, zu unternehmen; aber dadurch wurde Hugo zwiefältig gereizt: er setzte seinen Krieg gegen die Normannen allein fort und es gelang ihm, denselben eine Niederlage in offener Feldschlacht beizubringen, durch deren Folgen auch König Ludwig betroffen wurde.

Die Barone hatten auch unter den Normannen eine Partei für sich, und diese verfuhr aufs gewaltsamste. Bei einer Unterredung, zu der der König sich einfand, wurde sein Gefolge übermannt, worauf ihn die Normannen selbst als Gefangenen behandelten. Um vor späteren Übergriffen der königlichen Gewalt gesichert zu sein, wollten sie ihn nicht freilassen, wenn er ihnen nicht seine Söhne als Geiseln stelle. Die Königin Gerberga gestand ihnen nur den jüngeren zu. Mit diesem Erfolg war der Ehrgeiz Hugos aber noch nicht befriedigt. Der König wurde jetzt von ihm in Gewahrsam gehalten; er wollte ihn nicht freigeben, wenn ihm nicht Laon überliefert würde. Dazu mußte sich Gerberga entschließen; dann erst wurde der König frei. Man sieht, in welcher unglücklichen Lage er sich befand; Rheims hatte er nicht erobern, Rouen nicht behaupten können, jetzt verlor er auch Laon.

Das ging weit über alles hinaus, was Otto hatte erwarten können: er hatte seine Getreuen von ihm abgefordert, aber ihn zu Grunde zu richten, war er niemals gewillt 'gewesen. Von seiner Schwester Gerberga zu Hülfe gerufen, zögerte er nicht, einen Zug nach dem westlichen Francien zu unternehmen, der als einer der denkwürdigsten erscheint, den er überhaupt unternommen hat.

Wir haben eine Erzählung, nach welcher Hugo weder die Zahl noch die Rüstung und Tapferkeit der Ostfranken hoch anschlug. Otto soll auf diese Äußerung geantwortet haben, er werde mehr Strohhüte (denn dies war jetzt die Kopfbedeckung der Ostfranken) erblicken, als er je für möglich gehalten habe. Es war gleichsam eine europäische Expedition zu Gunsten der Karolinger. Der König von England forderte die Rücksicht für seinen Schützling, die man versprochen hatte; das Heer der Ostfranken, das Ludwig unterstützte, erschien als Heer beider Könige. Die Hauptabsicht war auf Rheims gerichtet, welches der geheiligte Mittelpunkt der Aufstellung der Barone war. Es kam zu einer Belagerung, welche der Sohn Heriberts, Erzbischof Hugo, nicht aus-

halten konnte. Seine Freunde erinnerten ihn: würde er sich nicht fügen, so sei schon beschlossen, ihn zu blenden. Für sich selbst besorgt, gab Hugo seine Stellung auf. Die Verbündeten zogen in Rheims ein. Der verjagte Erzbischof Artold wurde durch die Erzbischöfe von Mainz und Trier auf seinen Sitz zurückgeführt. Es fällt in die Augen, daß hierdurch der Macht des westfränkischen Königtums eine namhafte Unterstützung verschafft wurde. Otto überzog dann die Gebiete des Herzogs und gelangte bis an seine Hauptstadt Paris. Die hat er nun nicht genommen, aber dem Gottesdienst in St. Denis beigewohnt. Mit starker Mannschaft drang er gegen die Normannen vor; er hat sie nicht überwältigt, ihnen aber nicht unerhebliche Verluste beigebracht. Dann eilte er nach Deutschland zurück, um sich nicht dem Ungemach des Winters auszusetzen.

Man darf diesen Zug wohl als ein großes Ereignis in dem Gegensatz zwischen Ost- und Westfranken betrachten. Der König der Ostfranken behielt die Oberhand im westlichen Francien und rettete den karolingischen König. Und eine großartige Erscheinung ist nun die Synode, die im Juni des Jahres 948 in Ingelheim zu stande kam. Sie wird als eine allgemeine betrachtet. Ein päpstlicher Legat oder, wie man sagte, ein Vikar des Papstes Marinus war anwesend, während an den Synoden unter Heinrich niemals ein Vertreter des Papstes teilgenommen hatte. Die beiden Könige erschienen in Person bei dem Konzil.

Sehr bezeichnend für die Lage der Dinge ist, daß sich Ludwig d'Outremer an der Seite Ottos erhob und, indem er die Treulosigkeiten, deren Opfer er geworden, ausführte, zugleich mit Nachdruck die Vorwürfe zurückwies, die man gegen ihn selbst erheben wolle; er werde, sagt er, nach den Bestimmungen des Konzils und des Königs sich reinigen; aber auch zu einem Zweikampfe mit seinem vornehmsten Gegner, dem er die Verschuldung zur Last legte, erklärte er sich bereit. Zu einer Untersuchung über die Schuld der politischen Faktionen konnte es in dieser Versammlung der Bischöfe nicht kommen, aber in die Kompetenz des Konzils gehörte es, insofern es ein allgemeines war, die Angelegenheit des Erzbischofs von Rheims zu entscheiden.

Das Konzil war einstimmig für die Wiedereinsetzung Artolds und sprach sich für eine Verdammung Hugos, des Neffen Hugos des Großen aus. Die Exkommunikation sollte sich auch auf den älteren Hugo erstrecken, wenn er nicht komme und Genugthuung leiste. Bemerkenswert ist vielleicht, daß der Vortrag des päpstlichen Legaten in deutscher Übersetzung wiederholt wurde, — wie es heißt, um der Könige willen. Nur so konnte ein allgemeines Verständnis erzielt werden.

In aller Form ersuchte der westfränkische König Ludwig den ostfränkischen Otto, ihm gegen Hugo und seine anderen Feinde Hülfe zu leisten. Von Bedeutung ist es doch, daß Otto sich dazu verstand. Von Ostfranken her sollte Ludwig nach dem von dem Konzil gefaßten Beschluß in seiner legitimen Gewalt hergestellt werden. Das dazu erforderliche Heer wurde dem Herzog

Konrad von Lothringen anvertraut, der denn auch die Fürsorge für den König übernahm, sowie die lothringischen Bischöfe für die verjagten westfränkischen Prälaten. Die besonderen bischöflichen Truppen vertrieben die Mannschaften Hugos aus Mouzon, worauf das vereinigte Heer gegen Laon vorrückte. Es bemächtigte sich des Schlosses Montaigu, in welchem Ludwig gefangen gehalten worden war.

Vor Laon traten die Bischöfe in der Kirche des heiligen Vincentius zusammen und richteten an Herzog Hugo die Aufforderung, zur Rechtfertigung seines Verhaltens vor ihnen zu erscheinen. Da von ihm keine Antwort einlief, wurde er auf einer Synode von Trier auf die bestimmte Aufforderung König Ottos unter Teilnahme des päpstlichen Legaten nochmals exkommuniziert.

Ostern 949 (27. April) zog Otto in Aachen in glänzender Gesellschaft ein. Seine Schwester Gerberga hatte sich zu ihm begeben; griechische, italienische, englische Gesandte waren zugegen. Den Beschlüssen der Synode und des Reiches gab es ein neues Gewicht, daß auch der Papst sich für dieselben erklärte. Es ist wahr, daß diese Erfolge noch keineswegs entscheidend waren; aber nach und nach besserten sich die Verhältnisse Ludwigs: er bemächtigte sich der Stadt Amiens; er eroberte Laon, freilich nicht den Turm, der in den Händen Hugos blieb; aber die herankommenden lotharingischen Truppen bewirkten doch, daß Hugo einen Waffenstillstand einging. Nochmals, im folgenden Jahre 950, rückten die Lothringer heran, worauf Hugo endlich sich entschloß, dem Könige wieder seine Huldigung darzubringen und ihn als seinen Herrn anzuerkennen. Auch den Turm von Laon gab er jetzt heraus.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß es der ostfränkische Einfluß war, durch welchen der westfränkische König in seiner Gewalt hergestellt wurde. Der Krieg ist nicht durch große Ereignisse ausgezeichnet, aber er trug wesentlich dazu bei, die allgemeine Lage zu bestimmen. Es war zugleich ein europäisches Ereignis. Der ostfränkische König gelangte zu einem überwiegenden Ansehen in dem westlichen Europa; er war der Pacifikator des westlichen Franciens, und zwar im Einverständnis mit den übrigen Mächten der Welt. Indessen hatte er seine Autorität in dem ostfränkischen Reiche wesentlich befestigt.

Im Osten war die Christianisierung der slavischen Gebiete weiter vorgedrungen, als es jemals geschehen war. Eine Reihe von Bistümern wurde gegründet: Havelberg 941, Oldenburg in Wagrien 946, Brandenburg 948. Bis an die Oder erstreckten sich ihre Diöcesen. Die kirchlichen und die weltlichen Institute gingen miteinander vorwärts wie in der altkarolingischen Zeit, aber weit über die Grenzen des damaligen Reiches hinaus.

Zu den Anfängen der Kolonisierung von Böhmen, Polen und der Gründung der slavischen Bistümer gehört auch der Fortgang der Christianisierung im Norden. Auf der Versammlung in Ingelheim 948 erscheinen die Bischöfe von Schleswig, Ripen und Aarhus, von denen das erste nur eine Wiederherstellung ist. Man hat früher angenommen, daß ein Kriegszug Ottos gegen

Harald Blauzahn dazu Anlaß gegeben habe, eine Annahme, die man jetzt verwirft. Es würde überhaupt ein Irrtum sein, den Fortgang des Christentums bloß von den Waffen herzuleiten. Es ist eine Macht, die sich selbst fortbewegt.

Diesen christianisierenden Bestrebungen im Norden und Osten ging nun auch eine Pacifikation im Innern des Reiches zur Seite. Otto hat die herzoglichen Gewalten, auf deren Vereinbarung mit ihm sein Königtum beruhte, bestehen lassen, gewissermaßen mit seinem Hause vereinigt. Den vielbeschäftigten thatkräftigen Konrad von Lothringen vermählte er mit seiner Tochter Liutgarde, seinen Sohn Liudolf mit der Erbin Herimanns von Schwaben. Endlich jenen Bruder, der ihm gleich sein wollte und mit dem er schon mehr als einmal in Konflikt geraten war, machte er, wie berührt, zum Herzog von Bayern. Der unter Ottos Einfluß eingesetzte Agilolfinge Berthold, ein Bruder Arnulfs, war im Jahre 947 gestorben; er hatte nur einen unmündigen Knaben hinterlassen, der unmöglich in unmittelbarer Nähe der Ungarn diesen immer wieder hervorbrechenden Feinden gegenüber das Land behaupten konnte. Heinrich war mit einer Tochter des früheren Herzogs Arnulf, Judith, vermählt und schien schon deshalb sehr geeignet, Bayern selbst zu übernehmen. Zugleich wurde sein allen seinen Bewegungen zu Grunde liegender ehrgeiziger Trieb, zu einer besonderen Thätigkeit Raum zu bekommen, befriedigt. Er erschien gleichsam als der zweite Mann im Reiche.

Für die Überwältigung von Böhmen, ohne welche Otto der slavischen Marken niemals sicher wurde, so daß er unverzüglich dazu schritt, nachdem ihm die westfränkischen Verwickelungen freie Hand ließen, war Heinrichs Mitwirkung von größtem Wert. Jetzt gelang es Otto, des alten Gegners Boleslav Herr zu werden; bei der Belagerung von Nimburg an der Elbe trat derselbe aus seiner Feste heraus und unterwarf sich dem deutschen König.

Unter dem Gesichtspunkt der Einheit und inneren Konsolidation von Germanien betrachtet, ist die Regierung Ottos überaus hoch anzuschlagen, aber der Begriff des Reiches war ein allgemeiner; die Könige waren europäische Gewalten, welche, indem sie Deutschland vereinigt hielten, doch zugleich die Autorität, die mit ihrem Namen verbunden war, nach allen Seiten, wohin die karolingische Tradition sie wies, auszubreiten suchten. Nachdem Westfrancien zu einer Art von Unterordnung gebracht worden war, richtete sich der Blick Ottos nach Italien, wie das die zweifelhaften Zustände des Landes mit sich brachten.

Otto war eben noch mit der Pacifikation von Böhmen beschäftigt, als ihm Nachrichten zukamen, die ihn veranlaßten, die Erwerbung der Lombardei, wo schon sein Großvater dem Kaiser Arnulf zur Seite sich einen Namen gemacht hatte, ins Auge zu fassen. Es war der erste Schritt in einer Richtung, welche die südliche Welt und den Orient umfaßte.

Erwerbung der lombardischen Krone.

Wir gedachten oft jenes Berengar von Friaul, der in den Zeiten der Herrschaft des Franken Konrad in Deutschland vom Papst Johann X. zum Kaiser gekrönt worden war. Er verdankte dies allem Anschein nach dem gegen die Herrschaft der Fremden in Italien angeregten Nationalgefühl. Aber bei den sich immer erneuernden inneren Entzweiungen kam er doch zuletzt in den Fall, die Ungarn, die er einmal abgewehrt hatte, zu Hülfe zu rufen. Dadurch geschah, daß sein vornehmster Nebenbuhler, Rudolf von Hochburgund, die langobardischen Magnaten für sich gewann. Sie fielen von Berengar ab und erhoben Rudolf zum König. Indem sich Berengar mit Hülfe ungarischer Verstärkungen am Gardasee hiegegen in Bewegung setzte, geschah es, daß unter seinen italienischen Truppen eine Meuterei ausbrach, bei welcher er erschlagen wurde, — ein Mann, der sich sein Leben lang in intermediären Stellungen mit seltener Gewandtheit und endlich mit vollem Succeß bewegt hat. Dem Wiedererwachen eines ernstlichen Widerstrebens aber unter den Lombarden ist er erlegen; sie wollten einen König nicht, der sich auf die Ungarn stützte.

Rudolf von Burgund hatte damals eine nicht unbedeutende Stellung in den deutschen Gebieten. Einige Jahre früher war er in Krieg mit Burchard von Schwaben geraten und hatte in demselben eine Niederlage erlitten. Seitdem war er in die engste Verbindung mit ihm getreten: er hatte sich mit dessen Tochter vermählt und mit Einwilligung Heinrichs I. eine Landstrecke im Aargau erworben. In ihm repräsentierte sich das Verhältnis des entstehenden deutschen Reiches in Italien. Eben deshalb aber fand er auch, wie es von jeher gewesen, Widerstand in dem Teil der italienisch-romanischen Bevölkerung, welche die Verbindung mit dem westlichen Francien oder vielmehr dem arelatensischen Reiche vorzog. Sie wendete sich an den Mann, der damals in diesem Reiche das Meiste vermochte, an den Grafen Hugo von der Provence, der sein Geschlecht von den lotharingischen Karolingern herleitete. Seine Mutter war die Tochter König Lothars II. Und da sich diese nach dem Tode ihres ersten Gemahls, dessen Sohn Hugo war, mit dem Markgrafen Adalbert von Tuscien, und ihre Tochter aus dieser Ehe mit dem Markgrafen Adalbert von Ivrea vermählte, so bildete sich in Italien ein verwandtschaftliches Verhältnis zu Gunsten Hugos, der, von einem Teil der Fürsten berufen, unverzüglich herüberkam, mit Freuden empfangen und in Pavia zum König gekrönt wurde. Er verband die arelatensischen Ansprüche, wie sie einst unter dem blinden König, dem Sohne Bosos, erschienen waren, mit dem Interesse einer italienischen Verwandtschaft, der er selber angehörte. Er bewegte sich in einem Gesichtskreis, der das ganze südliche Europa umfaßte, mit einer gewissen Genialität des Unternehmungsgeistes, zugleich aber einer Energie, die von keiner Rücksicht in Schranken gehalten wurde.

Eine Zeitlang hatte er die Unterstützung des römischen Hofes; hier waltete noch immer jenes Regiment vor, dessen Trägerin Marozia war. Sie hatte zwei Söhne, von denen der eine, Johann XI., zum Papst erhoben war, der andere, Alberich, die weltliche Gewalt ausübte. Marozia und Hugo meinten eine kompakte Macht zu gründen, wenn sie sich miteinander vermählten. Dies geschah im Jahre 932 auf der Engelsburg. Daran knüpfte sich dann eine große Aussicht; denn wer hätte Johann XI. hindern können, Hugo, der nun sein Stiefvater wurde, zum Kaiser zu erheben? Eine an sich sehr anstößige Familienkombination würde Rom und Italien beherrscht haben; aber in der Mitte derselben brach, durch kleine Zufälligkeiten veranlaßt, ein Zwiespalt aus, der sich nicht wieder beilegen ließ. Alberich rief das Volk gegen seine eigene Mutter und gegen Hugo, dessen Gefolge bei den Römern als barbarischer Haufen verrufen war, zu den Waffen auf. Hugo wurde aus Rom verjagt; in dem mittleren und oberen Italien behauptete er sich.

Vergeblich hatte König Rudolf II., der mit schwäbischer Hülfe in Italien erschien, ihm Widerstand zu leisten gesucht; aber so mächtig war er doch und so viele Freunde hatte er in Italien, daß Hugo es ratsam fand, ihm sein früheres Gebiet jenseit der Alpen abzutreten, wogegen Rudolf versprach, niemals wieder in Italien erscheinen zu wollen.

Kein Zweifel, daß König Heinrich mit dieser Abkunft einverstanden gewesen ist. Die Nachbarlande im Zustande der Ruhe und des Friedens zu erhalten, war die natürliche Absicht der deutschen Könige.

Nun geschah es, daß Rudolf II. mit Tode abging (11. Juli 937), bald nach Heinrich. Hugo faßte dann die Absicht, das Reich desselben mit dem seinen enge zu vereinigen, was ihm eine Macht gegeben hätte, die auf Deutschland eine unmittelbare Rückwirkung ausgeübt haben würde, wie er denn selbst in ein verwandtschaftliches Verhältnis zu dem Herzogshause von Schwaben trat. Er verband sich mit der Witwe Rudolfs und verlobte seinen Sohn Lothar mit dessen Tochter Adelheid.

Diesen Entwürfen setzte sich aber das Gemeingefühl der Hochburgunder entgegen, die nicht unter ein italienisch-provençalisches Regiment geraten wollten; sie sorgten dafür, daß der junge Sohn Rudolfs, Namens Konrad, in dem die Rechte seines Vaters fortlebten, nicht in die Hände Hugos fiel; sie retteten ihn nach Deutschland. Am Hofe Ottos I. fand er gute Aufnahme; an dessen Feldzügen in den Jahren 940 und 946 hat er teilgenommen.

Wie früher in Rom, so drang Hugo in Hochburgund nicht durch; und daher schreibt es sich wohl, daß er in Italien selbst seiner alten Freunde nicht mehr sicher blieb. Er würde wohl einer eingehenden Betrachtung seines Thuns, seiner Ziele, seines Lebens würdig sein, wäre eine solche nur bei der Beschaffenheit der Nachrichten über ihn möglich.

Bei Liutprand, der sein Kammersänger und Geheimschreiber war, kann man lesen, durch welche Treulosigkeiten Hugo sich des Herzogs Anskar von Spoleto und Camerino zu entledigen gedacht habe. Die sehr ausgearbeitete

Erzählung, daß er denselben nur deshalb, weil er ihn aus seiner Nähe entfernen wollte, zum Herzog ernannt, dann aber die Einwohner dieser Gebiete zum Aufruhr veranlaßt habe, in welchem Anskar unterging, enthält so viele novellistische Züge, daß sie Mißtrauen gegen ihre Wahrhaftigkeit erweckt; aber die Stellung des Geschichtschreibers zu König Hugo verschafft ihr doch wieder einen gewissen Kredit.

So verhält es sich auch mit der folgenden Erzählung über das Verhältnis zwischen Hugo und dem Markgrafen Berengar von Ivrea. Dieser war der Sohn jenes Adalbert, der sich mit der Tochter der Herzogin Bertha von Toscana vermählt hatte; auch die Gemahlin Berengars selbst war eine Nichte des Königs Hugo. Liutprand erzählt, daß Hugo dennoch sich Berengars mit Gewalt zu entledigen gesonnen gewesen, diese Absicht aber durch Lothar, der zufällig den Beratungen beigewohnt hatte, verraten worden sei. Man wird auch hier nicht alle Einzelheiten des Berichtes adoptieren dürfen; allein die Hauptsache ist unbezweifelt, daß nämlich der König von Italien mit dem Markgrafen von Ivrea zerfiel und dieser nun ebenfalls eine Zuflucht bei dem ostfränkischen König und dem Herzog Herimann von Schwaben suchte. Und darin liegt ein wichtiges historisches Moment. Hugo konnte weder des burgundischen Reiches, noch auch der Mark von Ivrea sich versichern; seine Gegner fanden einen Rückhalt an dem deutschen König.

Hugo säumte nicht, sein Glück bei Otto selbst zu versuchen; der wies jedoch die Anmutung, den Schutzflehenden auszuliefern, von sich. Aber die Schwaben waren nicht geneigt, auf die neue Familienverbindung Rücksicht zu nehmen; sie zogen es vor, ihre alten Züge gegen Italien wieder aufzunehmen. Burchard war dabei umgekommen, durch Herimann wurde Berengar so gut unterstützt, daß er nach Italien zurückkehren konnte. Da fand er bei denen, welche durch die eigenmächtige Regierung Hugos verletzt waren, Unterstützung; es kam zu einer vollständigen Umwandlung in Oberitalien, namentlich durch den Abfall der Bischöfe, sodaß Hugo verzweifelte, ihrer Herr zu werden und damit zufrieden war, wenn seinem Sohne die Krone, unter Berengars Leitung, vorbehalten und eine Vermählung Lothars mit der Tochter Rudolfs von Hochburgund beschlossen wurde. Auch diese hatten die Schwaben für sich gehabt und es konnte als eine Vereinbarung der Interessen von Hochburgund und Oberitalien erscheinen, wenn nach dem Tode Hugos am 10. April 947 Lothar und Adelheid als König und Königin auftraten. Als nun aber der junge Lothar schon im Jahre 950 mit Tode abging, vermeinte Berengar die Krone von Italien selbst in Besitz zu nehmen, wobei er denn auch formell keine weiteren Schwierigkeiten fand.

Allein wie ließe sich denken, daß Adelheid, die durch eine Art von Staatsvertrag mit selbständigem Recht Königin geworden war, damit zufrieden gewesen wäre? Das hatte dann wieder die Folge, daß sie von Berengar und dessen Gemahlin mit Mißgunst betrachtet und selbst mit tyrannischen Eingriffen verfolgt wurde; sie wurde in Como als Gefangene

behandelt. Wenn sie auch in dieser Lage die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigt hat, so rührte das daher, daß ihr ja ein selbständiges Recht zukam und die Partei, welche sich an Hugo angeschlossen hatte, durch Lothar gleichsam an sie gekettet war.

Man hat von jeher angenommen, Adelheid habe in ihrer Bedrängnis den deutschen König selbst zu Hülfe gerufen. Die intime Tradition des Hauses schweigt davon; sie giebt eine andere Veranlassung an: bei den deutschen Pilgern, die nach Rom wallfahrteten, sei durch die Mißhandlungen der Königin Adelheid der Gedanke erweckt worden, daß sie für den ostfränkischen König selbst eine passende Gemahlin wäre, da Edgitha schon vor ein paar Jahren gestorben war. Damit nun unterhielten sie bei ihrer Rückkunft den König, der damals gegen die Böhmen im Felde lag, und machten auf denselben um so größeren Eindruck, da Berengar, der doch dem Schutze Ottos und der Unterstützung durch die Deutschen seinen Sieg und seine jetzige Stellung verdankte, dieses Verhältnis vollkommen aus den Augen setzte.

Der Sieg, welchen Otto über die Böhmen erfocht, gab seinen kriegerischen Absichten einen neuen Schwung. Der Zug, den er vornahm, wurde durch das Vorgeben eines beabsichtigten Romzuges einigermaßen verhüllt; aber jedermann wußte, daß er dem Zustande in Oberitalien gelten solle.

Noch vor dem Vater, der aus Sachsen kam, machte sich Liudolf aus Schwaben auf. Er forderte die Unterwerfung der Lombarden unter Otto; denn ihm selbst, der ja bereits zum Thronerben erklärt worden war, lag daran, die Ansprüche des alten fränkischen Königtums auf Oberitalien durchzuführen mit Hülfe der Schwaben, die ihm als Herzog folgten, und seiner Freunde; seine besten Verbündeten waren Konrad der Rote und der Erzbischof von Mainz, Friedrich. Berengar wich vor Liudolf von einem seiner Kastelle ins andere, Widerstand leistete er nicht. Eine unerwartete Gegenwirkung aber fand Liudolf an seinem Oheim, dem Herzog Heinrich, der durch seine Sendboten die großen Städte davor warnte, sich jenem zu unterwerfen.

Wie aber läßt sich nun dieser Widerstreit des Neffen und des Oheims erklären? Ich denke, das ist sehr einfach. Wie die erwähnte Reflexion der Pilgrime andeutet, so war die Absicht von Anfang an auf eine Vermählung des verwitweten Königs mit der jungen Adelheid gerichtet. Diese aber konnte dem Sohne des Königs nicht eben angenehm sein, weil dadurch in die regierende Familie ein neues Element kam, das ihn von der höchsten Gewalt einen Schritt zurückdrängte. Sehr erwünscht dagegen war sie dem Herzog von Bayern, der gegen den künftigen Nachfolger eine Stütze suchte. Daher, daß Liudolf fürchtete, von der Herrschaft in der Lombardei ausgeschlossen zu werden, schreibt sich sein voreiliges Vorrücken nach Italien. Hätte aber Liudolf Italien in seinen Besitz gebracht, so würde für Otto das Motiv zu einer Verheiratung mit Adelheid, welches eben in dem ihr zustehenden Anrecht auf das Land lag, verschwunden sein. Er meinte mit Adelheid zugleich die Lombardei an sich zu bringen, worin ein zwiefacher Vorteil Heinrichs lag,

— für ihn persönlich aus dem angegebenen Grunde und zugleich für Bayern. In dem inneren Zwiespalt der Familie unternahm Otto seinen ersten Zug nach Italien.

Sein Bruder Heinrich begleitete ihn. Als Otto in Oberitalien eindrang, war schon alles dafür gestimmt, ihn als König zu empfangen. Die Absicht Ottos war nicht allein auf das Reich Berengars gerichtet, sie umfaßte die Herrschaft in Italien, wie sie König Hugo ausgeübt hatte; er dachte zugleich die andere Partei, die noch an den Rechten Adelheids festhielt, für sich zu gewinnen.

Noch hatte er sich über seine Absicht nicht erklärt. Die Königin galt für ebenso sittsam, wie sie schön war; doch wollte Otto, wie er später einmal gesagt hat, ihre Sinnesweise kennen lernen. Er schickte ihr prächtige Geschenke. Dann forderte er seinen Bruder Heinrich auf, ihr alle mögliche Ehre zu erweisen und sie nach Pavia zu führen, wo er als König der Langobarden auftrat und sie einst selbst als Königin verehrt worden war. Als solche führte sie Heinrich ein. So stellte er sie dann seinem Bruder Otto dar, der nun keinen Augenblick zögerte, die Vermählung, die er ursprünglich geplant hatte, ins Werk zu setzen.

Es war eigentlich eine Vereinigung des deutschen Interesses, bei welchem auf Berengar keine Rücksichten weiter genommen wurden, und des italienischen, das noch in Adelheid erschien, wenn sie sich nun als König und Königin einander die Hand gaben. Denn eine bloße Besitznahme der Lombardei hätte Otto noch nicht genügt; er wünschte die vereinigten Italiener zu beherrschen.

Es erhellt nicht, daß Otto damals definitive Bestimmungen über sein Königtum getroffen hat. In seinen Diplomen erscheint er als der König, der seinem sechzehnten Regierungsjahre in Deutschland das erste in Italien hinzufügt; er nennt sich König der Franken und Lombarden, ein andermal König der Franken und der Italiener. Doch wird damit nicht etwa eine besondere Besitznahme ausgesprochen; es ist nur eine Ausdehnung des Begriffes des Reiches über die Alpen. Die erste der Privaturkunden, welche seine Anerkennung in sich enthalten, datiert von Monza. Otto genoß das neue Königtum in Pavia in Genossenschaft seiner Gemahlin vom 23. September 951 bis 11. Februar 952. Am 15. Februar finden wir ihn in Como, wo Adelheid, die ihn jetzt als herrschende Königin begleitete, kurz zuvor ihre trübsten Tage verlebt hatte. Er ging dann durch Graubünden und die Schweiz nach seinem Sachsen zurück, wo er in Magdeburg mit seiner Gemahlin Hof hielt. Adelheid erfreute sich von Anfang an eines nicht geringen Einflusses. Aus der neuen Verbindung aber sollten dem König die bittersten Früchte erwachsen. Die Erwerbung der italienischen Krone an sich, noch mehr die Art und Weise, wie sie geschehen war, brachten eine durchgreifende Veränderung in der Regierung hervor.

Die alte Zwietracht in dem königlichen Hause war dadurch wieder angefacht worden, daß Liudolf seinem Vater mit einer gewissen Selbständigkeit

vorausgeeilt war, Heinrich aber dem Könige, wie Hroswitha sagt, hülfreich zur Seite gestanden hatte. Der ganze Einfluß der neuen Königin kam ihm zu gute, sie war seine beste Stütze. Liudolf geriet in die unbequeme Lage eines zurückgesetzten Thronerben. Er war sobald als möglich von dem König nach der Heimat entlassen worden, wo er dann in dem Adel, den er um sich sammelte, Sympathien fand. Bei einem Gelage, das er veranstaltete, sind Äußerungen gefallen, welche Verdacht erregten.

Überhaupt sahen sich die Männer, die sich früher im Gegensatz zu Heinrich mit Otto verbündet und seine Überlegenheit herbeigeführt hatten, plötzlich von dem Einfluß ausgeschlossen, der ihnen bisher zu teil geworden war. Die Anhänger Heinrichs, welche eben durch sie zurückgedrängt worden waren, erhoben aufs neue ihr Haupt. Konrad der Rote erschien an dem Hofe zu Magdeburg. Er war in Pavia zurückgeblieben, um Berengar zu überwachen, hatte dabei aber die Gelegenheit gefunden und ergriffen, mit demselben eine Abkunft zu treffen. Wir kennen sie nicht; aber so viel darf man aus der Konjunktur der Verhältnisse schließen, daß sie mehr den Ansprüchen Liudolfs und der Schwaben entsprach, als den Intentionen des Herzogs Heinrich.

Konrad hatte Berengar überredet, sich mit ihm an den Hof zu begeben, wo er durch seine Unterwerfung die Gnade des Königs wieder erlangen könne. Er fand aber nicht die Aufnahme, die er erwartete. An sich kann es nicht auffallen, wenn Otto Bedenken trug, Berengar zu empfangen, da die Königin Adelheid die schwersten Bedrängnisse von ihm erfahren hatte. Konrad, der bisher immer mit offenen Armen aufgenommen worden war, empfand diese Verzögerung als eine Art von Ungnade, die ihn selber treffe. Man wurde inne, daß die neue Königin doch wieder eine autoritative Stellung einnahm, was als Neuerung zum Nachteil derer erschien, die an der bisherigen Regierung teil gehabt hatten. Die Freunde Liudolfs waren auch die Freunde Konrads des Roten: sie fühlten sich sämtlich zurückgedrängt und schlossen sich aneinander.

Zunächst trat nun diese Entzweiung noch nicht ans volle Tageslicht. Ohne durch dieselbe beirrt zu sein, ordnete der König einen Reichstag für den Sommer 952 in Augsburg an, zu welchem er Berengar mit sich nahm. Er hatte denselben längst empfangen; einen Austrag aber mit ihm wollte er nur mit Einwilligung des Reichstags treffen. Die Reichsversammlung war zugleich eine Synode, bei der die Bischöfe des oberen Deutschland und des oberen Italien sehr zahlreich erschienen; der Erzbischof von Mainz führte unter ihnen den Vorsitz. Es wäre nicht der Mühe wert, die klerikalen Canones, welche sie abfaßten, aufzuzählen. Aber politischen Wert hatte es, daß den Würdenträgern der Kirche in den jetzt vereinigten Provinzen des oberen Germanien und des oberen Italien gleichsam eine Gewährleistung für die Verabredung zufiel, welche für die Verhältnisse der beiden Länder getroffen werden sollte. Der Beschluß war, daß Berengar die östlichen Territorien, die er zu seinem Reiche gerechnet hatte, Friaul, Istrien und Aquileja, abtreten,

in den übrigen Landschaften aber auch fortan als König fungieren sollte, unter der Bedingung jedoch, daß er die Oberherrschaft des ostfränkischen Königs anerkenne. Berengar war nicht im stande zu widerstehen. Er selbst und sein Sohn Adalbert huldigten dem ostfränkischen König in aller Form.

Wohlbetrachtet lag darin eine Bestätigung des neuen Systems, das seit der Vermählung mit Adelheid inauguriert worden war. Dem Herzog von Bayern wurde eine Territorialvergrößerung bewilligt, welche seine Vorgänger oft angestrebt, aber nie erlangt hatten. Berengar wurde von dem Einfluß, welchen Liudolf und Konrad der Rote auszuüben gedacht hatten, emancipiert: er stellte sich unter die Regierung, welche unter dem Einfluß Adelheids, Heinrichs und auch der Königin-Mutter konstituiert wurde, wenn nicht infolge ausdrücklicher Bestimmung, so doch dem Wesen der Sache nach.

Sollte man wohl irren, wenn man annähme, daß der Vertrag Konrads mit Berengar auf ein ähnliches Verhältnis abzielte, nur mit dem Vorbehalt des überwiegenden Vorteils für Schwaben und den Sohn des Königs? War das nicht eigentlich die Intention Liudolfs bei seinem ersten Angriff auf Berengar gewesen? Er war durch Heinrich an der Erreichung seiner Absichten verhindert worden; und diesem fiel nun der ganze Vorteil der Unternehmung zu, unter der Teilnahme der Königin.

In diesen bedeutungsvollen Moment fällt die Annäherung Ottos an Abderrahman III., die wir schon flüchtig berührten. Sie ist so charakteristisch, daß wir ihr wohl mit einem Worte Erwähnung thun dürfen. Daran war nicht zu denken, daß das Emporkommen eines kräftigen Reiches im Abendlande eine Richtung desselben gegen den Islam in Aussicht gestellt hätte, so wenig wie Abderrahman, der ja der Saracenen in Fraxinetum nicht mächtig war, seinen religiösen Antipathien gegen das Abendland die Bahn zu öffnen gemeint war.

Einige Jahre früher hatte Abderrahman eine Gesandtschaft an Otto abgeschickt. An der Spitze derselben stand ein Bischof, der ein Schreiben übergab, bald darauf aber starb. Am Hofe Ottos geriet man in Verlegenheit; denn so freundlich das Schreiben auch übrigens lautete, so fanden sich doch darin einige Stellen, welche Afterreden gegen Christus und die christliche Religion enthielten. Man faßte die Absicht, diese Legation nicht unerwidert zu lassen, nicht ohne die Hoffnung, Abderrahman vom Islam abwendig zu machen und zum Christentum herüberzuziehen. In diesem Sinne wurden die Briefe ausgefertigt, an deren Abfassung der Bruder Ottos, Bruno, den größten Anteil gehabt haben soll.

Nicht ohne Mühe wurde eben im Jahre 953 jemand gefunden, der die Gesandtschaft übernehmen wollte. Es war ein Mönch aus dem lothringischen Kloster Gorze. Man gab ihm einen Mann aus Verdun, der in Spanien bekannt war, zur Begleitung. Es gesellte sich ihnen noch ein Mönch hinzu, der in einem Dorfe nahe bei Toul lebte.

Nach der Ankunft mußte Johann von Gorze sehr lange auf die Audienz warten; denn auch die Mohammedaner hegten religiöse Bedenklichkeiten gegen diese Annäherung. Und es wäre lebensgefährlich gewesen, das Schreiben Ottos, welches sich gegen die Grundsätze des Islam aussprach, zu überreichen. Ein langer Verzug entstand nun dadurch, daß Johann von Gorze um Erlaubnis bitten mußte, eine Audienz ohne Überreichung des Schreibens nachzusuchen. Erst als diese eingetroffen war, kam es dann soweit, daß der Kalif, prächtig auf seinem Ruhebett dahingestreckt, den Mönch, der es sich nicht nehmen ließ, in seiner Kutte zu erscheinen, empfing. An sich sehr bemerkenswert, wie sich da das umgewandelte Abendland mit dem mächtigsten Herrscher des occidentalischen Islam berührt. Es war erst bei einer zweiten Audienz, daß ein Zwiegespräch stattfand, in welchem die Macht des Kalifen mit der des Königs verglichen wurde. Johann antwortete auf die Lobpreisungen der eigenen Macht des Kalifen: er wisse seinerseits niemand, der seinem Könige an Umfang der Macht und in den Waffen, besonders an Reiterei, gewachsen sei. Der Kalif stellte das nicht in Abrede, aber eins, sagte er, gäbe es doch, worin sich Otto nicht umsichtig beweise: er behalte die Autorität seiner Macht nicht für sich selbst, sondern überlasse sie andern, die er dadurch zu Ehrerbietung und Gehorsam zu verpflichten meine; im Gegenteil, er reize sie zu Übermut und Empörung auf. Dafür führt Abderrahman das Gebaren Konrads des Roten an; der Schwiegersohn des Königs verführe auch den Sohn desselben; er übe eine allgemeine Tyrannei aus.

In den arabischen Aufzeichnungen findet sich, daß der Kalif mit dem Herzog von Tuscien und mit Burgund in Verbindung stand. Es konnte ihm nicht verborgen sein, was Konrad damals in Ostfrancien unternahm und ausführte. Aber auch mit den Ungarn stand Abderrahman in Verbindung. Dem Gesandten Ottos sagte er geradezu, durch die Rebellen werde die fremde Nation der Ungarn in das Land eingeladen, um es zu verwüsten.

Abderrahman hat damit in der That den Kern der Unruhen in dem östlichen und westlichen Frankenreich treffend bezeichnet, die seit der Absendung Johanns von Gorze erst zum Ausbruch gekommen waren.

Empörung Liudolfs und Konrads des Roten. Sieg Ottos über die Ungarn und Slaven.

Auf dem Reichstage von Augsburg erschien Otto äußerlich in der Fülle der Macht. Er war mit seinem Bruder versöhnt und hatte die Lombardei erworben, wohin er Berengar zurückgehen ließ, um das Land in seinem Namen zu verwalten. Die italienischen Machthaber standen großenteils auf seiner Seite, sowie die westfränkischen. In den drei Teilen des altkarolingischen Reiches besaß er ein Ansehen, vor dem jedermann sich beugte. Aber

von festem Bestand war das nicht. In Deutschland selbst hatte jener Umschlag, der in der inneren Politik des Königs Otto hervorgetreten war, eine allgemeine Aufregung zur Folge. Die Häupter der großen Partei, welche bisher den vorwaltenden Einfluß ausgeübt hatten, wollten sich nicht erst aus ihren Stellungen verdrängen lassen; sie fühlten sich stark genug, dem König selbst den Handschuh hinzuwerfen. Als er sich von Bayern nach Franken wandte, wurde er eine feindselige Stimmung inne. Er hatte die Absicht, eine Zeit lang in Ingelheim zu verweilen, wo sein Bruder Heinrich erscheinen sollte; aber eben diesem galt die Opposition, die sich in Schwaben und Franken regte. Anstalten wurden getroffen, ihn selbst im Angesicht des Königs gefangen zu setzen, und als sich Otto um seiner eigenen Sicherheit willen nach Mainz begab, fand er daselbst nicht die unterwürfige Aufnahme, die ein König erwarten durfte; Erzbischof Friedrich, welcher einst die beiden Herzöge nach Italien begleitet hatte, gab Anlaß, daß man ihm Anteil an diesen Plänen zuschrieb. Als dann Liudolf und Konrad in der Nähe der Stadt erschienen, waren sie dem König so vollkommen überlegen, daß derselbe einen Vertrag annehmen mußte, der ihrer oppositionellen Haltung entsprach. Äußerlich bemerkte man nur, daß sich der König den Feinden gegenüber ruhig und freundlich verhielt. Aber er empfand doch, was ihm drohte. In Köln, wohin er schon mit bewaffnetem Gefolge gelangte, vereinigte er eine ansehnliche Versammlung um sich her, und es gelang ihm, die Lothringer, welche durch das Verfahren Konrads selbst in allgemeine Gärung versetzt worden waren, für sich zu gewinnen.

Otto, der in Franken in entschiedenen Nachteil geraten war, begab sich dann nach Sachsen, wo er, wie Widukind sagt, den König, den er unter den Franken verloren, wiederfand. Unter diesen Umständen faßte er den Mut zu einer energischen Erklärung gegen die Aufstandsversuche, denen er begegnet war. Er widerrief alle die Zusagen, zu denen man ihn in einem Moments der Gefahr genötigt hatte. Wie es scheint in Form eines Ediktes erließ er die Aufforderung an Konrad und Liudolf, ihm die Urheber jener Verrätereien zu nennen; wo nicht, so würden sie als Reichsfeinde behandelt werden.

Noch im Mai 953 wurde in Fritzlar ein Reichstag gehalten, auf welchem die beiden Angeklagten nicht erschienen, aber ihre Sache doch insofern in Beratung kam, als der Erzbischof Friedrich, des Einverständnisses mit ihnen beschuldigt, darüber von dem Herzog Heinrich, der nicht verfehlt hatte zu erscheinen, zur Verantwortung gezogen wurde. Friedrich hatte den Ruf der Devotion und reiner Sitten. Der vornehmste Berichterstatter, Widukind, vermeidet, sein Urteil auszusprechen, berichtet aber doch, daß Heinrich in der Versammlung die Oberhand behauptet habe; der ganze Heerbann habe sich für ihn erklärt und der König dann die thüringischen Grafen, die sich zu Liudolf und Konrad hielten, zur Verbannung verurteilt und sie dem Herzog Heinrich überlassen. Aus den Ausdrücken Widukinds möchte man schließen, daß er das Recht des Reichstags, über den Bischof zu richten, bezweifelt hat.

Dieser entzog sich der Verurteilung durch eine schleunige Abreise nach Mainz; mit den beiden Herzögen aber brach der Krieg aus.

Kein Wunder, daß die offene Entzweiung des Königs mit seinem Sohne und Schwiegersohne, die früher seine besten Stützen gewesen waren, die Teilnahme von ganz Germanien erregte. Die allgemeine Bewegung hatte selbst auf das westfränkische Reich Einfluß. Konrad der Rote trat jetzt, im Widerspruch mit den eingegangenen Verpflichtungen, in Verbindung mit Hugo dem Großen. Was hätte diesem erwünschter sein können, als eine Beschränkung des ostfränkischen Königs, durch dessen Einschreiten die Wiedererhebung Ludwigs d'Outremer begünstigt und bis auf einen gewissen Grad durchgeführt worden war? Eine Veränderung aller europäischen Verhältnisse hätte darin gelegen, wenn es Liudolf und Konrad gelungen wäre, die Macht Ottos umzustürzen, oder wenigstens zu beschränken und zu teilen.

Otto suchte vor allem das Rheinland zu behaupten; er erhob seinen Bruder Bruno zum Erzbischof von Köln und ernannte ihn zu seinem Erzkaplan. Dann erschien er mit einem Heere, zunächst um sich des festen Mainz wieder zu bemächtigen, das in die Hände Konrads übergegangen war, während Erzbischof Friedrich sich nach Breisach zurückgezogen hatte. Darin lag gewissermaßen eine Frage für die Welt, ob Mainz in den Händen des Königs oder in denjenigen seiner Widersacher verbleiben werde. Und da nun Konrad in den niederländisch-westfränkischen Verwirrungen in Nachteil geraten war, so hielt er es um so mehr für notwendig, ungesäumt nach Mainz zu gehen und es unter allen Umständen gegen den König zu behaupten. Das gelang ihm auch vollkommen: der König mußte nach einer zweimonatlichen Belagerung von derselben abstehen, was dann als ein Sieg seines Sohnes und seines Schwiegersohnes über ihn, den Vater und Herrn, betrachtet wurde. Konrad der Rote gewann hierauf überhaupt die Oberhand. Er fand Anhänger in Sachsen: Truppenführer, die gegen ihn herangezogen waren, gingen zu ihm über.

Auch in Bayern kam ihm ein inneres Zerwürfnis zu statten: die noch überlebenden Mitglieder der agilolfingischen Familie sahen sich durch Heinrich von dem Herzogtume ausgeschlossen, sie wandten sich zu Liudolf. Judith mußte das Land verlassen. Als Otto, dem alles an der Wiedererwerbung Bayerns lag, seine Mannen dahin führte und Regensburg belagerte, richtete er daselbst so wenig aus, wie vor Mainz. Ungeachtet seiner bisherigen großen Erfolge erfüllte sich das Innere mit Krieg und Gewaltthat, sei es zur Empörung oder zur Unterdrückung derselben. Konrad wandte seine Waffen gegen Metz, wo Bischof Adalbero von ihm abgefallen war, und verjagte denselben. Dann schritt er zu einem Angriff gegen seinen vornehmsten Widersacher in Niederlothringen, den Grafen Raginald.

Konrad erscheint als die größte politisch-militärische Gestalt der Zeit: er war unternehmend und unbezwinglich; man rühmt ihm nach, daß er zwar sehr verwegen sei, aber mit seiner Kühnheit Vorsicht und wohlerwogene Ent-

schlüsse verbinde. Er übte über seine Truppen den beherrschenden Einfluß aus, den eine tapfere und glückliche Heerführung in allen Zeiten hervorgebracht hat; von allen Gegnern wurde er gefürchtet. Wohin nun seine Gedanken damals gegangen sind, läßt sich aus den Gerüchten, die darüber in Umlauf kamen, doch nicht entnehmen. Nur eines ist gewiß, er wollte Liudolf gegen Heinrich aufrecht erhalten. Indem er aber hiezu alle Mittel, die ihm zu Gebote standen, anwandte, und dadurch allgemeine Unsicherheit hervorrief, trat ein Moment ein, welches den Ausschlag nach einer andern Seite hin gab.

Die Ungarn, welche damals das westliche Frankenreich und Italien überfluteten, bereiteten sich, eben durch diese Unruhen veranlaßt, zu einem neuen großen Einfall in Deutschland vor, der den allgemeinen Ruin herbeiführen zu müssen schien. Wer sollte ihnen widerstehen, der König und seine Getreuen oder Konrad und dessen Partei? Von der letzteren war die Meinung, daß sie selbst mit den Ungarn in Verbindung gestanden, und gewiß nicht ohne Grund war die Annahme; aber sie hatten dabei nur auf die Unterstützung ihrer eigenen Sache durch die Ungarn gerechnet, nicht etwa das Reich gefährden wollen.

In dieser Verlegenheit wurde besonders auf Betreiben der Bayern eine Versammlung beider Parteien verabredet. Sie fand in Langenzenn bei Nürnberg statt. Hier kamen zunächst die Gegensätze, die einander bekämpften, nochmals zu Tage: der König beschwerte sich über das Verhalten der Gegner, Anklagen und Gegenanklagen wurden gewechselt, mit denen nicht zu Ende zu kommen war. Endlich sprach der König das entscheidende Wort; dem Erzbischof Friedrich, welcher sich entschuldigte, aber zugleich seine Treue beschwor, antwortete der hochgesinnte Otto: seine Eidschwüre bedürfe er nicht, aber er möge helfen, den inneren Frieden herzustellen. In diesem treffenden Worte lag das Moment der Rettung. Der Erzbischof ging ungesäumt an das ihm aufgetragene Werk, und es gelang ihm vollkommen bei Konrad dem Roten, dem Manne, der in der Mitte der oppositionellen Bewegung stand, und als ihr Haupt betrachtet wurde. Friedrich und Konrad vergaßen ihre besonderen Interessen und schlossen sich den großen Angelegenheiten des Reiches und der Christenheit, die der König verfocht, wieder an.

Liudolf war zu jung und hochfahrend, um den Eröffnungen des Erzbischofs Gehör zu schenken. Er begab sich mit seinen Mannen von Langenzenn unmittelbar nach Regensburg zurück, wo er seine Parteistellung gegen seinen Oheim Heinrich und seinen Vater selbst entschlossen behauptete. Da ist es zu einem Kampfe zwischen Vater und Sohn gekommen. Liudolf wehrte sich tapfer und geschickt; erst als ein Mangel an Lebensmitteln eintrat, suchte Otto Unterhandlungen anzuknüpfen, von denen aber auch Liudolf alsdann nichts hören mochte. Er wollte nicht eigentlich Unterthan sein. Aus einer zwar zuverlässigen, aber nach Ort und Zeit nicht genau bestimmten Nachricht sieht man, daß Vater und Sohn an der Iller noch einmal kampfbereit einander gegenüberstanden. Es schien zu einer Schlacht zwischen ihnen

kommen zu müssen. Der Bischof Udalrich von Augsburg machte sich eine Pflicht daraus, das Zusammentreffen zu verhindern; er fand den Sinn beider sehr hart, aber sie gingen auf Friedensverhandlungen ein. Im Herbst des Jahres 954 ist endlich Liudolf, als sein Vater in Thüringen der Jagd pflegte, bei ihm erschienen, mit entblößten Füßen, als reuiger Büßer und hat ihm den Entschluß ausgesprochen, allen seinen Befehlen Folge zu leisten.

Eine ähnliche allgemeine Versammlung wie in Langenzenn wurde dann im Dezember desselben Jahres zu Arnstadt gehalten, bei welcher auch Liudolf sich einstellte und die Hand zur Versöhnung bot. Liudolf wurde seines Herzogtums Schwaben entsetzt, sowie Konrad der Rote des Herzogtums Lothringen. In dem ersten folgte Burchard, der sich bald darnach mit der Tochter Heinrichs von Bayern verheiratete. Das andere verwaltete Bruno, der immer auf seiten Ottos und Heinrichs gestanden hatte. In allen großen staatsrechtlichen Fragen behauptete der König die Oberhand. Liudolf und Konrad behielten ihren eigentümlichen Besitz und wir finden sie in den Diensten des Königs. Die Versöhnung, die in Langenzenn eingeleitet war, kam in Arnstadt wirklich zu stande.

Eine glückliche Konjunktur bildete es nun, daß die inneren Entzweiungen beigelegt waren, als die Ungarn den großen Einfall in Deutschland, mit dem sie umgingen, ins Werk zu setzen sich anschickten, in der Erwartung, das Reich in voller Entzweiung zu finden. Indem sie den König selbst mit friedlichen Eröffnungen in Ruhe zu halten vermeinten, ergossen sie sich über Bayern. Es ist kein Zweifel, daß einige Abkömmlinge des agilolfingischen Hauses mit ihnen im Einverständnis waren. Aber eben die Besorgnis vor einer neuen Überflutung durch das raubgierige avarisch-ungarische Kriegsheer hat zur Beilegung jener Entzweiungen am meisten beigetragen. Als die Nachricht von dem Einbruche der Ungarn erscholl, rüsteten sich in Deutschland die beiden Parteien mit einem gewissen Wetteifer, um ihnen zu widerstehen. Nicht sehr zahlreich war das Heer, welches Otto von der Elbe heranführte. Denn die Sachsen waren soeben in einem Kampfe mit den slavischen Nachbarn beschäftigt. Aber die bayrischen und fränkischen Völkerschaften zogen ihm zu, und man berichtet, daß er acht Heerhaufen aus ihnen bildete.

Die Ungarn waren überdies schon bis zum Lech vorgedrungen und belagerten Augsburg. Eine eigentümliche Rolle spielte der schon erwähnte Bischof Udalricus; sie ist für die damalige Stellung des Bistums überhaupt bezeichnend. Udalricus hatte sich eine kleine Kriegsmacht gebildet aus geübten, mannhaften Kriegsleuten. Aber er hielt sie beisammen, denn nur zur Verteidigung dachte er sie zu verwenden. Er erschien zu Pferde unter ihnen; in seiner geistlichen Tracht, ohne Schutzwaffen. Persönlich prüfte er die Verteidigungsmittel; er erneuerte die Verschanzungen und legte neue Bollwerke an. Die Ungarn erstaunten, als sie die Vorkehrungen wahrnahmen, die man gegen sie getroffen hatte, meinten aber dessenungeachtet die Stadt erobern zu können.

In diesem Augenblicke vernahmen sie, daß König Otto mit seinem Heere heranrücke. Sie wendeten sich sofort gegen ihn. In der bedrängten Stadt vernahm man den Schall ihrer Drommeten, durch welche ihr Vorrücken gegen den König angekündigt wurde. Es war den Ungarn selbst nicht unlieb, daß Otto erschien, denn sie hofften dadurch des Reiches Meister zu werden. Der König selbst war betroffen, als er die zahlreichen Scharen, mit denen er zu kämpfen hatte, anrücken sah. Er und sein Heer faßten erst Zuversicht zu ihrer Sache, als Konrad mit einer fränkischen Schar eintraf; denn dieser hatte durch seine Kriegführung das allgemeine Vertrauen gewonnen. Die Entzweiung der Deutschen hatte die Ungarn herbeigelockt; vereinigt waren die Deutschen ihnen überlegen. So kam es am 10. August 955 zu einer Schlacht auf dem Lechfelde, die in den Annalen der Geschichte eine große Stelle einnimmt. Hauptsächlich dadurch wurde sie entschieden, daß eine wohlgeordnete Schar Konrads die Ungarn, welche sich gegen die Böhmen, die das Gepäck hüteten, gewandt hatten, auseinanderwarf und zum Rückzug nötigte. Der König nahm an der Schlacht lebendigen Anteil: er soll sich mit der heiligen Lanze in das Getümmel der Feinde gestürzt haben. So wurden die Ungarn in die Flucht geschlagen.

Der König hatte eine so vollkommene Überlegenheit errungen, daß er im Gefühl der Hoheit des Reiches und der Kirche die Ungarn nicht als Kriegsleute behandelte, sondern als Räuber: die zahlreichen Gefangenen ließ er an Galgen vom Leben zum Tode bringen. Einen großen Verlust hatten die Deutschen. Konrad der Rote wurde, als er Atem zu schöpfen suchte, von einem Pfeile der Ungarn getroffen; an dieser Wunde kam er um. Aber man schrieb ihm das größte Verdienst an dem erfochtenen Siege zu.

Konrad ist durch die Opposition, die er der Politik des Königs entgegensetzte, noch mehr durch den Beistand, den er demselben wie früher, so zuletzt geleistet hat, unvergeßlich. Man darf nicht übersehen, daß er der Stammvater der folgenden kaiserlichen Dynastien geworden ist. Aus seiner Ehe mit Liutgarde sind nach einigen Generationen die salischen Kaiser entsprungen, mit welchen dann wieder die Staufen in engstem Zusammenhange stehen.

Die Schlacht auf dem Lechfelde erscheint um so mehr als ein Weltereignis, als die Ungarn soeben Frankreich und Italien durchstreift und auch Konstantinopel bedroht hatten. Der Fürst, der sie in einer großen Schlacht zu Paaren trieb, war der Retter von Europa; er enthob sie zugleich selbst ihrer ursprünglichen Barbarei, denn von da an beginnt ihre Christianisierung, sie treten von da ab in die geordnete Welt. Dem König Otto muß es wohl als ein großer Entschluß angerechnet werden, daß er die Ungarn anzugreifen gewagt hat, obwohl er in seiner unmittelbaren Nähe an der slavischen Bevölkerung der Grenzlande einen furchtbaren Feind hatte, der ebenfalls durch die Entzweiungen im Reiche in die Waffen gebracht worden war.

Otto hatte die Verteidigung Sachsens dem Ahnherrn des späteren

herzoglichen Hauses in Sachsen, Hermann Billung, anvertraut, welcher ihm in allen Unruhen unerschütterlich zur Seite gestanden hatte. Das war aber ein Mann, der, indem er die Sache des Königs verfocht, zugleich auf die Vergrößerung seiner eigenen Besitztümer Bedacht nahm. Die beiden Söhne seines älteren Bruders meinten, von ihm unter Zustimmung des Königs in ihrem Erbteile beeinträchtigt zu sein. Sie ergriffen den Augenblick, in welchem die Macht Konrads des Roten im Übergewicht war, um an den östlichen Grenzen ihren Oheim und zugleich den König zu befehden. Sie wurden leicht niedergeschlagen, dadurch aber um so mehr gereizt, so daß sie sich dem nationalen Feinde, den sie bisher bekämpft hatten, anschlossen: sie gingen über die Elbe und brachten benachbarte slavische Häuptlinge, Nako und Stoinef, indem sie den angeborenen Haß der Slaven gegen die Deutschen nährten, unter die Waffen. Hermann Billung vermochte seine Mark nicht zu beschützen: eine seiner Städte, der er selbst geraten hatte, sich zu unterwerfen, wurde bei dem Abzuge der Truppen verwüstet und zerstört. Diese Erfolge der Slaven, die sich auch über die benachbarten Marken erstreckten, fallen in dieselbe Zeit, in welcher ein Einbruch der Ungarn gefürchtet werden mußte. Noch vor der Ungarnschlacht, bald nach seiner Aussöhnung mit dem König, erschien Konrad an der sächsisch-slavischen Grenze und bewirkte einen Umschlag der allgemeinen Lage, doch war noch kein definitives Ergebnis gewonnen, als Otto seine Macht gegen die Ungarn wenden mußte. Der Sieg am Lech entschied auch über die Bewegungen an der Elbe.

Die slavischen Häuptlinge erklärten sich zum Frieden bereit, selbst unter der Bedingung einer Tributzahlung. Aber die Einrichtungen in den Marken, bei denen ihre Freiheit nicht bestehen könne, wollten sie nicht wiederherstellen lassen. Otto verweigerte den Frieden nicht, aber wesentliche Konzessionen zu gewähren, ließ er sich nicht bewegen; er forderte vielmehr Genugthuung für den geschehenen Einfall, da er, wenn wir recht verstehen, das alte Verhältnis der Marken, also das Übergewicht der Sachsen, wiederherstellen wollte.

Hierüber kam es zu einem neuen Kampfe, zu welchem auch Gero, der gegen die Ungarn mitgefochten hatte, wieder an der Elbe erschien. In dem von Sümpfen durchzogenen Lande geriet der König noch einmal in große Gefahr. Als er die Reckenitz überschreiten wollte, an der Stelle, wo dies durch die mit Sümpfen umgebenen Ufer unmöglich war, sah er sich durch die Verhaue der Slaven verhindert, den Rückzug anzutreten und war von allen Seiten von Feinden bedrängt. Den König hat damals der in diesem Kriege erfahrene Gero gerettet. Im ältesten Stile besprach er sich über den Fluß mit Stoinef und fragte, ob dieser gewillt sei, nicht allein ihm und seinesgleichen, sondern dem Könige selbst in offenem Kampfe zu begegnen. Und als Stoinef mit Schmähungen antwortete, ließ Gero keinen Zweifel darüber, daß es an dieser Stelle, auf der einen oder der anderen Seite des Flusses zum Kampfe kommen müsse. Indessen wurden an tieferen Stellen des Flusses drei Brücken geschlagen, auf denen dann das deutsche Heer hinüberging, so

daß es dem slavischen überlegen wurde. Der Vorteil Ottos lag darin, daß er die nun in europäischem Sinne eingeübte Kriegsmannschaft, namentlich die Reiterei, worin seine Hauptstärke bestand, über den Fluß führte. Als Stoinef, der mit seinen Leuten den Weg zu Fuß machen mußte, an der Stelle des Überganges anlangte, waren diese bereits ermüdet und wurden vollkommen geschlagen. Stoinef selbst kam um. Es ist wohl erlaubt, diese kleinen Umstände zu erwähnen, da sie charakteristisch sind und das Ereignis einen allgemeinen Erfolg hatte. Der Kampf war mit diesem Schlachttag keineswegs beendet. Die Gefangenen wurden als Majestätsverbrecher behandelt und großenteils enthauptet. An den ferneren Kämpfen hat auch Liudolf Anteil genommen. Ekbert und Wichmann haben sich, als die große Entscheidung gefallen war, zu Hugo dem Großen in das westliche Frankenreich begeben. Wie sollten sie darauf gekommen sein, wenn sie nicht von den Beziehungen ihres ursprünglichen Verbündeten, Konrads des Roten, zu den westfränkischen Baronen gewußt hätten?

Aber schon war auch hier alles verändert. Im September 954 war Ludwig d'Outremer noch in jungen Jahren unerwartet gestorben; seine Witwe Gerberga wußte kein anderes Mittel, die Rechte ihrer Kinder zu wahren, als daß sie sich an Hugo den Großen wandte, durch dessen Einfluß ihr ältester Sohn, Lothar, am 12. November 954 zum Könige gekrönt wurde. Es geschah durch ein Zusammenwirken verschiedener Parteien; ein Annalist sagt: auf Befehl des Herzogs Hugo hat ihn Erzbischof Artold geweiht. Lothar war der Enkel Heinrichs I.; der Einfluß des deutschen Königs, den sein Bruder Bruno in den Niederlanden repräsentierte, die Sympathien der westfränkischen Großen, welche Hugo leitete, griffen zusammen. Hugo hatte ebenfalls eine Tochter Heinrichs I. zur Gemahlin. Ein Sohn Heriberts verheiratete sich nach einiger Zeit mit einer Schwester des jungen Königs; eine große Verwandtschaft umschlang demnach die früher einander entgegengesetzten Parteien.

Die verwandtschaftlichen Beziehungen auf der einen Seite mit dem karolingischen Könige, auf der anderen mit den vornehmsten der französischen Großen, den Robertinern, verschafften dem sächsischen Hause eine unzweifelhafte Überlegenheit. Bruno, der als Erzkaplan an der Verwaltung des ostfränkischen Reiches an sich einen großen Anteil nahm, brachte Lothringen mit demselben in Verbindung: in Compiegne unterwarf er die beiden Zweige der Nachkommen König Heinrichs I., Neffen Ottos, in seiner Nähe einer väterlichen Aufsicht. Diese Stellung diente auch wieder dazu, alle Regungen im ostfränkischen Kreise niederzuhalten und wirkte selbst auf die Beruhigung der slavischen Marken zurück.

Verwickelungen mit dem Papsttum.

Indem das östliche und westliche Frankenreich dergestalt durch ihre enge Verbindung noch immer an das Reich Karls des Großen erinnerten, entwickelten sich die Verhältnisse des dritten, des italischen, auf eine Weise, welche dem Unternehmungsgeist des ostfränkischen Königs nochmals eine Richtung dahin gab. Berengar scheint es mit seinen Verpflichtungen gegen Otto nicht sehr genau genommen zu haben. Diese waren dennoch für ihn insofern bindend, als eine Anzahl italienischer Bischöfe seiner Huldigung in Augsburg beigewohnt hatten. Wie wenig er auf sie zählte, zeigt die Anmutung, ihm für ihre Treue Geiseln zu stellen. Wir erfahren wenigstens von einem derselben, Atto von Vercelli, daß er dieses Verlangen mit Indignation zurückwies. Die Schwierigkeit der Lage entsprang auch aus der Unbestimmtheit derselben. Der ostfränkische König hatte das oberste Dominium im Lande an sich genommen, Berengar aber nannte sich ebenfalls König. Welches war die Grenze zwischen beiden Gewalten? Mannigfaltige Konflikte brachen aus, so daß schon im Jahre 956 Liudolf, jetzt mit seinem Vater einverstanden, einen Zug über die Alpen unternahm. Er behielt militärisch die Oberhand, eine Anzahl von Bischöfen trat auf seine Seite. Aber indem sie bereits, was sie bisher unterlassen hatten, nach den Jahren des ostfränkischen Königs ihre Urkunden zu datieren begannen, wurde der Sohn und Repräsentant desselben noch auf der Heimreise von einem Fieber dahingerafft.

Hierauf kam Berengar wieder empor. Er war damals sehr mächtig; er besaß nicht allein Verona, welches der deutsche König, sondern auch das Exarchat, welches der Papst in Anspruch nahm. In dieser doppelseitigen, gegen Reich und Kirche zugleich anstrebenden Stellung griff er in die Streitigkeiten ein, die damals in Mittelitalien ausbrachen. Mit Hubert von Tuscien eng verbündet, wandte er seine Waffen gegen Spoleto; sein Sohn Adalbert eroberte nicht allein diese Stadt, sondern bei seinem weiteren Vorschreiten stieß er unmittelbar mit den Gerechtsamen des römischen Stuhles zusammen.

In dem damaligen Papste Johann XII. kam die Verbindung des geistlichen und weltlichen Regimentes, welche Rom seit mehr als einem Menschenalter beherrscht hatte, gleichsam persönlich zur Erscheinung. Sein Vater war Alberich, der Sohn jenes Alberich, der sich einst am Garigliano im Kampfe mit den Saracenen einen Namen gemacht hatte. Er selbst hatte die große Kombination, welche durch die Vermählung seiner Mutter Marozia mit Hugo von der Provence gebildet werden sollte, zersprengt und war dann in den ausschließlichen Besitz der Gewalt gelangt. Er gehört zu den Fürsten, die bei der Auflösung des karolingischen Reiches sich selbständig erhoben, aus eigener Macht, aber nicht ohne eine gewisse formelle Berechtigung. Waren nicht solche die Robertiner im westlichen Frankenreich und unser Heinrich I. selbst? Sie hatten alle mit dem Gegensatze der geistlichen Gewalten zu

kämpfen. Alberich, der aus der römischen Aristokratie hervorgegangen war und sich als Senator aller Römer, d. h. Senator ohne Senat, und als Princeps und Patricius aufstellte, besaß die Energie und Gewandtheit, die dazu gehörte, des Papsttums Meister zu werden. Er setzte die Päpste ein und beherrschte ihre weltlichen Beziehungen. Wenn Papst Agapet II., als Otto I. nach Einnahme der Lombardei die Absicht aussprach, nach Rom zu kommen, es ablehnte, ihn zu empfangen, so darf man das wohl dem Einflusse Alberichs zuschreiben, der die weltliche Gewalt, welche er im vollen Umfange besaß, mit niemand teilen wollte.

Von einem im allgemeinen wohl unterrichteten Zeitgenossen wird erzählt, Alberich habe kurz vor seinem Tode die Römer verpflichtet, seinen Sohn Octavian bei der nächsten Vakanz zum Papste zu wählen. Diese Notiz wird von den heutigen Forschern angenommen und, wenn man auch an ihrer Richtigkeit zweifeln könnte, so war es gewiß eine Nachwirkung der Autorität Alberichs, daß Octavian, nachdem er eine Zeitlang an seines Vaters Stelle getreten war, als Johann XII. zum Papste gewählt wurde. Er vereinigte die bisher auseinander gehaltenen Direktionen der höchsten Gewalt in Rom, die geistliche und die weltliche. Seine Sinnesweise hatte jedoch keine geistliche Ader in sich; er erschien selbst in Waffen, gab sich allen sinnlichen Gelüsten hin; er befleckte den Sitz des occidentalen Patriarchen mit Ungebühr und Laster. Auch in anderen hierarchischen Stellungen zeigte sich diese Verbindung geistlicher und weltlicher Autorität; nirgends aber trat der Mißbrauch der geistlichen Gewalt durch die weltliche so schroff hervor, als in Rom, welches doch als die Metropole aller geistlichen Macht angesehen wurde.

Von diesem Papste ist nun die allgemein angenommene Erzählung, daß er den deutschen König zu Hülfe gerufen und ihm dabei die Übertragung des Kaisertums in aller Form versprochen habe. Man hat dies von jeher sehr auffallend gefunden. Und ein direkter Widerspruch gegen diese Annahme liegt darin, daß nach der gleichzeitigen Chronik von Salerno die Römer und Lombarden insgeheim, ohne Vorwissen des Papstes, nach Deutschland geschickt haben, um Otto einzuladen, die Herrschaft von Italien in seine Hände zu nehmen.

Bei einem zwar unbeholfenen, aber der römischen Angelegenheiten überaus kundigen Chronisten der Zeit, dem Mönche Benedict aus dem Kloster St. Andrea auf dem Berge Sorakte, findet sich eine anlautende Nachricht. Der zufolge waren ein paar hohe Würdenträger in Rom selbst, der Kardinaldiakon Johannes und der Geheimschreiber Azzo, über die Schlechtigkeiten Johanns XII. so tief entrüstet, daß sie miteinander zu Rate gingen, ob sie nicht den sächsischen König nach Italien berufen sollten und wie dies geschehen könne; sie waren, sagt er, hierüber in vollkommener Übereinstimmung und wünschten dem Papste eher den Tod, als daß sie ihm das Leben, ich verstehe in der bisherigen Weise, gegönnt hätten; sie gedachten, das römische Kaisertum an den sächsischen König zu bringen, um für die römische Kirche

einen milden Vorsteher zu gewinnen. Sie schickten Gesandte an den König, er möchte kommen, Italien und das römische Reich in Besitz zu nehmen.

Wie auffallend ist es nun, daß eben diese Männer es sind, die als Gesandte des Papstes vor König Otto erscheinen. Sie sind später von Johann XII. grausam bestraft worden; er hat, so sagt Benedict, dem Geheimschreiber die Hand abhauen lassen, mit der er die Einladung niedergeschrieben hatte. Auch aus anderen Zeugnissen ist gewiß, daß Johann XII. die Männer, die sich als seine Gesandten dargestellt hatten, als Verräter behandelt und mit Strafen von entsetzlicher Härte heimgesucht hat.

Die historische Forschung gerät hier in nicht geringe Verlegenheit. Denn wie soll es geschehen sein, daß der Papst eben diese seine Gegner zu seinen Gesandten an den König ernannt habe? Die zuverlässigsten Berichte nennen dieselben Namen. Sollten diese Gesandten wirklich ihren diplomatischen Auftrag durch feindselige Einstreuungen gegen den Papst in das Gegenteil verwandelt haben? Es ist kaum glaublich; dennoch beweist die Härte, mit der sie später behandelt wurden, daß ihnen der Papst eine ähnliche Schuld beigemessen hat.

Ein Streiflicht in dieses Dunkel wirft ein aus Hildesheim, von wo die besten Nachrichten über die späteren Decennien des 10. Jahrhunderts auf uns gekommen sind, stammender Bericht. Nachdem darin der Übergriffe Berengars gedacht worden ist, heißt es weiter, der Apostolikus Octavian-Johannes habe den König Otto aufgefordert, ihm gegen denselben zu Hülfe zu kommen und sich dabei auf die dem Könige von altersher zustehende Amtsgewalt des Patriciats bezogen. Man darf über die Erwähnung dieser alten Würde, die dem Kaisertum noch vorhergegangen ist, nicht in große Verwunderung geraten. Die Titel Patricius und Imperator werden noch im 9. Jahrhundert nebeneinander genannt. Alberich hatte dann der Würde des Patricius eine neue Bedeutung gegeben; er hatte das Patriciat besessen, ohne sich Kaiser zu nennen. Auf die Erneuerung dieser Würde in dem deutschen König war nun die Absicht Johanns XII. gerichtet, denn eines Patricius bedurfte er, um sich gegen Berengar zu behaupten. Wir vernehmen in dem Bericht, er habe Otto angedeutet, er solle diese Gewalt entweder ausüben oder niederlegen, worin eigentlich auch eine Drohung liegen würde, den König der Amtsgewalt zu berauben, die er nicht auszuüben vermöge. Daß Johann XII. beabsichtigt haben könnte, Otto zum Patricius zu machen, nicht zum Kaiser, läßt sich jedoch nicht denken; seine Worte würden in Deutschland kaum verstanden worden und wirkungslos verhallt sein. Patriciat und Kaisertum ließen sich unter den Umständen dieser Zeit nicht voneinander sondern. Aber der Papst stellte die Idee des Patriciats in den Vordergrund, er sah in demselben das Wesen der kaiserlichen Gewalt; auf dieser Auffassung der Verhältnisse wird dann die Einladung beruhen, die er an Otto ergehen ließ. Die Legaten aber, die er nach Deutschland schickte, scheinen diesen Gedanken mehr in den Hintergrund gedrängt, als nach dem Sinne des Papstes hervorgehoben

zu haben; sie wünschten, in Otto einen Kaiser im alten Sinne des Wortes zu sehen, worin ihnen die übrigen Italiener freudig beistimmten.

Wir bewegen uns hier in der Mitte einsilbiger Nachrichten, die verschiedene Auffassungen verraten. Historisch aber ist unleugbar, daß, indem der Papst den König zu Hülfe rief, auch die Gegner desselben dem König anlagen, diesem Rufe zu folgen. Erheben wir uns zu einer allgemeinen Anschauung der Lage der Dinge.

Seit dem Verfall der karolingischen Autorität im Abendlande war der Name des Kaisertums, welches die höchste Gewalt im Occident und vielleicht in der Welt bedeutete, von untergeordneten Geschöpfen der momentanen italienischen Politik usurpiert worden. Jetzt aber hatte sich im Occident durch das wieder entstandene ostfränkische Königtum eine Macht gebildet, die sich dem Großkönigtume Karls des Großen, wie es vor der Erhebung desselben zum Kaisertume bestanden, wohl vergleichen ließ: sie dehnte sich nach Osten und Norden hin um vieles weiter aus; sie erreichte die Oder und hatte einen maßgebenden Einfluß im Norden; es ist wahr, das westfränkische Reich wurde von ihr nicht umfaßt, aber doch indirekt und faktisch beherrscht. Sie war selbst der Gestaltung der höchsten Gewalt unter Arnulf weit überlegen; sie beruhte nicht, wie diese, auf einer zweifelhaften Übertragung, sondern sie stand bei aller Anknüpfung an die Vergangenheit doch auf eigenen Füßen; sie hatte besonders durch die Besiegung der Ungarn und die Erwerbung des Oberkönigtums der Lombardei eine universale Weltstellung. Sollte nun die ruchlose Ausübung der päpstlichen Gewalt, die jetzt in Rom stattfand, von diesem neuen Großkönigtume unbeachtet gelassen werden? Die enge Verbindung des hohen Klerus in Deutschland mit dem römischen Stuhle und dessen Beziehungen zu den europäischen Mächten überhaupt machten es undenkbar. In dem Besitze des fränkischen Königtums, das doch als eine Fortsetzung des karolingischen gedacht wurde, lag an und für sich ein Anspruch auf die kaiserliche Krone. Es schloß eine Veränderung der Weltlage in sich ein, wenn nun die in Germanien neu begründete Macht diese Krone an sich brachte. Was hatten ein blinder König von Burgund oder die, welche sich um die Trümmer der Macht desselben stritten, ein Berengar von Friaul, selbst der geschickte und energische Hugo von der Provence neben einem ostfränkischen König, wie er damals war, zu bedeuten?

Mochte nun der Papst das Kaisertum nur unter dem Gesichtspunkt des territorialen Schutzes, den er von demselben erwartete, anbieten, so wurde es von Otto in seiner vollen und universalen Macht aufgefaßt. Für diesen hochstrebenden Geist war es eine Art von Pflicht, sich der kaiserlichen Krone zu bemächtigen, der zugleich ein gesetzlicher Einfluß auf die Kirche zustand.

Hauptsächlich in diesem Sinne betrachtete die intimste Umgebung Ottos das Unternehmen. Es heißt, er habe sich aufgemacht, die kaiserliche Krone zu empfangen und das Königreich Italien, das Heiratsgut der Adelheid, in

Besitz zu nehmen — wie man glaubte, auf göttlichen Befehl. Nicht das Eigene suchend, sei er aufgebrochen, sondern um ein religiöses Werk auszuführen.

Am nächsten aber lag Otto doch die Befreiung der Lombardei von dem willkürlichen Regimente Berengars. Die von demselben mißhandelten italienischen Bischöfe, Walpert von Mailand und Waldo von Como, waren selbst gekommen, um ihn einzuladen; auch einige weltliche Großen hatten sich ihnen angeschlossen, unter ihnen der Markgraf Otbert, der Stammvater der Este.

Auf diese Aufforderungen, die zum Teil geheim gehalten wurden, gestützt, schritt Otto im August 961 zu seinem größten Unternehmen. Wie gefährlich dasselbe erschien, sieht man daraus, daß seine Mutter Mathilde, Tag und Nacht in Furcht und Hoffnung schwebend, die göttliche Gnade für ihren Sohn anflehte. Er selbst soll seinen vertrautesten Schwertträger angewiesen haben, wenn er an den Schwellen der Apostel anbete, das Schwert über seinem Haupte zu halten; denn er fürchte die Hinterlist der Römer.

Der König versäumte nicht, für seine Nachfolge im voraus Sorge zu tragen. Der Knabe, der ihm zuletzt geboren worden war, wurde in Aachen zum künftigen Könige erklärt. Mit der Ausübung der Autorität in Lotharingien beauftragte Otto seinen Bruder Bruno, den Erzbischof von Köln, mit der Regierung des übrigen Germaniens seinen natürlichen Sohn Wilhelm, den er zum Erzbischof von Mainz erhoben hatte, der dann auch den künftigen König in seine Pflege nahm. Hierauf setzte sich Otto selbst in Bewegung mit einem Heere, wie es sich in den letzten Kämpfen um ihn gebildet hatte. Männer verschiedener Stämme, die einander kaum in ihren Sprachen verstanden, aber alle kriegsgeübt und zum Kampfe entschlossen, wie der Mönch von St. Andrea sich ausdrückt, eisenfest zur Schlacht. Sie waren von gewaltigem Troß begleitet, der nicht allein das Gepäck trug, sondern auch Kriegswerkzeuge; sie zogen sehr rasch daher. Die beinahe unverständlichen Ausdrücke des Mönches erinnern etwas an den Zug des Ostgoten Theoderich. Otto unternahm den seinen auf eigene Hand; es erhellt nicht, daß ein Beschluß des Reiches sein Unternehmen autorisiert habe. Der allgemeinen Beistimmung aber war er sicher, Widerstand fand er dabei nicht.

Man hat eine nicht gerade zu verwerfende Nachricht, nach welcher die Großen des Lombardischen Reiches den jungen Adalbert, der an der Spitze des Heeres stand, gern als König anerkannt hätten, wenn Berengar demselben die Krone hätte überlassen wollen; aber dieser Fürst und vor allem seine Gemahlin, die Mutter Adalberts, wären dagegen gewesen. Die Partei Berengars zerstreute sich hierauf; zum Kampf im offnen Feld war sie unfähig; sie suchte in der Besetzung fester Plätze ihr Heil. Adalbert wurde sich selbst überlassen. Hierauf nahm Otto in voller Überlegenheit die Lombardei in Besitz. Die vornehmsten Geistlichen und weltlichen Machthaber kamen ihm entgegen. So zog er nach Pavia, wo er vor allem den Wiederaufbau des königlichen Palastes, der unter Berengar ruiniert worden, anordnete.

Es ist nicht authentisch überliefert, ob er sich damals in der Lombardei hat krönen lassen. Allein ein über die Verhältnisse dieses Landes sehr wohl unterrichteter Schriftsteller des folgenden Jahrhunderts, der ältere Landulf, erzählt mit aller diesem Akt entsprechenden Umständlichkeit, daß Otto von Erzbischof Walpert von Mailand unter Assistenz der anderen Bischöfe gekrönt worden sei, in Gegenwart vieler weltlichen Großen. Ich wage nicht, diese Nachricht geradehin zu verwerfen. Und wir haben eine Urkunde Walperts vom Dezember 961, in welcher er nach den Regierungsjahren Ottos zählt. Dieser belohnte die alten und neuen Freunde und zögerte nicht, sich zum Zug nach Rom anzuschicken.

Man wird hiebei an den nächst vorausgegangenen Römerzug Arnulfs zur Unterstützung des Papstes Formosus erinnert. Beide geschahen unter den Einwirkungen der langobardischen und mittelitalienischen Irrungen. Die beiden Päpste standen zu denselben in zweifelhaftem Verhältnis. Aber Formosus war wirklich gefährdet. Arnulf konnte, als er mit Gewalt in Rom eindrang, als ein Befreier des Papstes erscheinen. Johann XII. hatte zwar Otto berufen, aber dieser war zugleich von den Italienern in einer gegen ihn selbst gerichteten Intention eingeladen worden. Der Zug hatte für Otto keine Schwierigkeit. Er schickte nur einen seiner geistlichen Begleiter dahin, um ihm die Wohnung zu bereiten. Unter dem Jubel des Volkes, mit gewohnten Ehrenbezeugungen empfangen, ist Otto am 31. Januar 962 in Rom eingezogen und am 2. Februar von dem Papst gekrönt worden, nicht allein er selbst, sondern auch seine Gemahlin.

Damit aber traten innerhalb Roms selbst die beiden Gewalten nebeneinander, noch scheinbar in Frieden, aber doch in tiefem inneren Gegensatz; denn darauf kam es nun an, ob die von der geistlichen Gewalt wesentlich verschiedene kaiserliche wieder zur Geltung kommen, inwiefern die päpstliche, wie sie damals war, sich neben ihr behaupten würde. Bekannt sind die Erklärungen, welche zwischen ihnen gewechselt wurden; sie erscheinen als Dokumente eines guten Verständnisses, enthalten aber doch den unzweifelhaften Ausdruck der inneren Differenz; ich denke, ihre Echtheit läßt sich nicht bestreiten. Das eine ist die eidliche Zusage Ottos selbst, die seine Gesandten in seinem Namen oder auf seine Seele beschworen haben, ehe er nach Rom kam. Der König verspricht darin Förderung der kirchlichen Angelegenheiten, Sicherheit des Papstes an Leib, Ehre und Leben, daß ohne dessen Rat keine Verfügung in Rom getroffen werden soll, ferner die Zurückgabe der Besitztümer der Kirche, die in seine Hände fallen würden, mit der Verpflichtung zugleich für den Stellvertreter, den er, der König, in Oberitalien einsetzen werde, auch seinerseits dem nachzukommen. Dagegen hat der Papst, wie sich im Grunde selbst versteht und Otto ausdrücklich versichert, zugesagt, mit Berengar oder Adalbert keine Gemeinschaft weiter zu pflegen.

Das Dokument enthält nichts sehr außerordentliches. Es könnte scheinen,

als enthalte es wirklich eine Auseinandersetzung der Rechte des Patriciats und der päpstlichen Autorität in Rom.

Um so merkwürdiger ist das sogenannte Privilegium Ottos I. für den römischen Stuhl. Es ist ein Aktenstück, von dessen Vorhandensein vorlängst Kunde vorhanden war, das aber bis in unsere Tage niemand mit Augen gesehen oder gar gelesen hatte. Das ist erst geschehen, nachdem der päpstliche Stuhl sich entschlossen hat, seine Archive den historischen Studien zu eröffnen. Es ist alsdann durch einen der gelehrtesten Paläographen untersucht, kopiert und durch ein Faksimile öffentlich mitgeteilt worden. Die Urkunde ist auf Purpurpergament mit Goldtinktur möglichst kalligraphisch in den Schriftzügen des 10. Jahrhunderts ausgefertigt. Es entspricht der offiziellen Bestimmung desselben für eine Transaktion zwischen beiden Gewalten. Unterrichtet man sich aber über seinen Inhalt näher, so scheint dieser keineswegs von so großer Bedeutung zu sein, als man angenommen hat. Das berühmte Privilegium Ottos enthält im wesentlichen nichts anderes, als eine Zusammenstellung zweier anderer Dokumente, die vorlängst ausgefertigt waren: einmal eine Reproduktion des sogenannten Privilegium Ludovicianum, dessen ursprünglicher Text sich hier sogar genauer findet, als in späteren Kopien oder Umschreibungen, andererseits aber der durch Lothar I., der noch seinen Vater vertrat, und Wala mit Papst Eugen im Jahre 824 getroffenen Vereinbarungen. Man könnte versucht sein, nicht zwar an der Authentie des Dokuments, aber doch an seiner Bedeutung für die damalige Zeit zu zweifeln und es einfach bei Seite zu legen. Man würde aber Unrecht damit thun, nicht weil die Texte einander nicht ganz entsprechen — denn formale Differenzen finden sich bei den meisten Abschriften —, sondern weil man auf Abweichungen stößt, welche wahrhaft historische Bedeutung haben.

Die eine von ihnen besteht darin, daß die dem päpstlichen Stuhle zukommenden Besitzungen und Gerechtsamen demselben von dem Kaiser im Namen seines Sohnes und seiner Nachfolger bestätigt werden zum Heil seiner Seele und zugleich zum Besten des gesamten von Gott erhaltenen und zu erhaltenden Volkes der Franken. Diese Worte finden sich nicht im Privilegium Ludwigs I., sie sind ein Zusatz des Ottonischen. Der Gedanke des ostfränkischen Reiches, sowohl der Dynastie als des Volkes, tritt in Verbindung mit der Erhaltung des römischen Pontifikats und seiner Rechte. Man darf von den fernliegenden und unausführbaren Anforderungen abstrahieren, aber die Anerkennung der gegenseitigen Rechte bildet doch die Grundlage des guten Vernehmens zwischen Reich und Kirche.

Unsere Urkunde verläßt hierauf das Ludovicianum überhaupt und geht zu der Constitutio Romana über, welche durch Eugenius und Lothar verabredet worden war. Die Wiederholung dieser Satzungen ist nun für das Verhältnis der beiden Gewalten überaus wichtig und eingreifend in dasselbe. Von hoher Bedeutung sind die Bestimmungen über die Papstwahl. In dem

Privilegium Ludwigs I. war die Papstwahl in der bis dahin gebräuchlichen Form einfach erhalten und nur eine Anmeldung derselben an den Kaiser erst nach erfolgter Konsekration angeordnet worden. Erst von Lothar wurde die alte Satzung, die aus den Zeiten des engen Zusammenhanges zwischen Rom und Byzanz bestand, nach welcher die Anfrage bei dem Kaiser vor der Konsekration geschehen mußte, für das abendländische Reich übertragen. Daran hielt das neue Dokument fest. Es unterscheidet sich von der vorangegangenen Satzung Lothars zunächst dadurch, daß an mehreren Stellen von Otto und dessen Sohne ausdrücklich die Rede ist. Dann aber folgen Bestimmungen, die in hohem Grade in Erstaunen setzen, nicht allein an sich, sondern durch ihre Beziehung auf den damaligen Moment. Der Klerus und die gesamte Nobilität des römischen Volkes sollen sich eidlich verpflichten, diese Form der Papstwahl inne zu halten. Man höre jedoch, warum: der Grund dazu liegt in dem dringenden Bedürfnis, daß die unvernünftigen Härten, welche der römische Pontifex gegen das ihm unterworfene Volk ausübe, zurückgewiesen werden sollen. Worte, welche dem in Rom herrschenden System mit einer Schroffheit entgegengesetzt sind, die man nicht erwarten sollte. Man möchte auf den Gedanken geraten, daß sie von den Gegnern des Papstes, die an der Berufung Ottos teil hatten, eingeschaltet worden sind. Der Kaiser tritt dabei an die Spitze der inneren Opposition und legalisiert sie gleichsam. Diesen Geist der Beschränkung und Überwachung des Papsttums atmen auch andere Anordnungen, die aus der Konstitution Lothars in Bezug auf die Jurisdiktion wiederholt werden. Zur Beaufsichtigung der Duces und Judices, — ich verstehe Civil- und Militärbeamten, in deren Händen Administration und Gericht waren, sollen kaiserliche und päpstliche Bevollmächtigte ernannt werden, welche jährlich dem Kaiser darüber Bericht zu erstatten haben, wie diese Beamten die Gerechtigkeit pflegen. Alle Beschwerden darüber sollen dem Papste vorgelegt werden, der sie entweder selbst durch die Missi heben oder den kaiserlichen Missus veranlassen soll, dem Kaiser über dieselben zu berichten, damit sie durch dessen Bevollmächtigte abgestellt werden.

Sehr auffallend ist es, daß ein Aktenstück dieser Art als ein Privilegium, welches Kaiser Otto dem Papste gewährt habe, bezeichnet wird. In der That enthält es wesentliche Beschränkungen der päpstlichen Macht, wie sie damals ausgeübt wurde. Die kaiserlichen Ansprüche werden darin nicht allein festgehalten, wie sie früher aufgestellt worden waren, sondern zugleich mit der Befreiung der Nobilität und des Volkes in Verbindung gebracht. Insofern ist das Aktenstück zugleich eine Manifestation der kaiserlichen Autorität in Bezug auf Rom.

Man verarge mir nicht, daß ich über diese alten Schriftstücke so ausführlich geworden bin. Obwohl es an Einwendungen nicht fehlen wird, so glaube ich doch, als unzweifelhaftes Resultat aussprechen zu können, daß zwei verschiedene Aktionen einander gegenüberstanden. Otto wurde zugleich durch den Papst und dessen Feinde nach Italien eingeladen. Die Einladung des

Papstes war in einem anderen Sinne gemeint als die konkurrierende Einwirkung seiner Gegner. Dieser Widerstreit begleitet Otto nach Rom und tritt in den oben in Erörterung gezogenen Aktenstücken zu Tage. Otto hatte die Italiener bereits überwältigt und dem Papste die Dienste geleistet, die dieser erwartete; aber damit begann auch die entgegengesetzte Einwirkung: der gekrönte Kaiser trat mit allen dem Kaisertum gebührenden Ansprüchen auf; er zog die alten Festsetzungen Lothars I., in die sich ein früherer Papst gefunden hatte, wieder hervor und erweiterte sie selbst auf eine der Idee Johanns XII. geradezu entgegenlaufende Weise. Kaiser und Papst erschienen noch in Friede und Freundschaft; denn das äußere Dekorum wurde gewahrt, aber in der Tiefe waltete ein Gegensatz zwischen ihnen ob, der, sowie er zum Ausbruch kam, zu einer Feindseligkeit führte, welche die gegenseitige Stellung der beiden Gewalten von Grund aus veränderte.

Otto nahm dann seinen Weg nach Oberitalien. Wir hören, daß er seinen Freunden ihre Dienste vergalt. Markgraf Otbert wurde zum Pfalzgrafen des italienischen Reichs erhoben. Eine Anzahl italienischer Bischöfe finden wir an Ottos Hofe; Bischof Wido von Modena, der von Berengar abgefallen und mit dem Kaiser in Rom gewesen war, wurde zum Erzkanzler ernannt.

Es kostete noch einige Mühe, die festen Positionen an den Alpenseen einzunehmen, welche sich im Namen Berengars hielten. Unter anderm verjagte Otto die Gemahlin desselben aus ihrer Burg im See von Orta und überließ ihr selbst, ihren Aufenthaltsort zu wählen. Sie begab sich nach der Felsenburg St. Leo, wo Berengar seine besten Truppen vereinigt hatte; sie soll ihn in seinem Widerstand bestärkt haben. Noch gaben sie ihre Sache, die schon früher einmal gestürzt und dann doch wiederhergestellt worden, keineswegs auf. Noch war auch Adalbert, der eine Zuflucht in Korsika gefunden hatte, in voller Thätigkeit; er hatte selbst mit der Saracenenkolonie in Fraxinetum Verbindung.

Da aber mußte Otto erleben, daß der Papst sich zu der Partei schlug, welche er im Namen desselben bekämpft hatte. Johann XII. war mit Adalbert in Verbindung getreten; gleichviel, ob sich Adalbert an den Papst oder der Papst zuerst an Adalbert gewendet hat. Otto hielt für gut, über den Grund oder Ungrund dieser Nachricht in Rom selbst Erkundigungen einziehen zu lassen. Dabei erfuhr er aber, daß das Gerücht nicht allein vollkommen gegründet sei, sondern es wurden ihm auch über das moralische Verhalten Johanns Nachrichten mitgeteilt, welche demselben höchlich zur Last fielen. Der Witwe eines seiner Dienstmannen, für die er in blinder Leidenschaft glühe, habe er Kostbarkeiten aus dem Schatz des heiligen Petrus zum Geschenk gemacht, selbst Kreuze und Kelche; ganz öffentlich nicht allein mit Frauen seiner Verwandtschaft besudele er den lateranensischen Palast; er greife auch nach Weibern geringeren Standes. Kaum wage es noch eine Fremde, an den Schwellen der Apostel anzubeten, aus Furcht vor seinen bösen Gelüsten.

Die heiligen Stätten selbst lasse er dagegen verfallen; stromweise dringe der Regen in das Dach des St. Peter ein.

Wiewohl ungern, muß man diese Anklagen im einzelnen wiederholen, weil sie von recht eigentlich sakrilegischer Natur sind, die dann in dem Kaiser als solchem den Gedanken einer Abhülfe hervorrufen mußten. Er scheint gemeint zu haben, der junge Mann werde sich noch bessern, besonders wenn er keinen Rückhalt an der Faktion fände, die sich ihm, dem Kaiser, noch entgegensetze. So die Relation, welche den Kaiser gerade im Vergleich mit dem verworfenen Papste als heilig darstellt. Man kann das auf sich beruhen lassen. Unter allen Umständen lag für Otto eine Notwendigkeit vor, diese Faktion vollends niederzuwerfen. Im Mai 963 rückte er vor St. Leo. Er dachte nicht die Feste zu erstürmen, sondern durch eine strenge Belagerung zur Kapitulation zu nötigen.

Indem er hier seine Regierungsgeschäfte besorgte, wie wir denn den tapferen Bischof von Augsburg in seiner Umgebung finden, brachte er in Erfahrung, daß Papst Johann nicht allein mit Adalbert in Verbindung getreten war, sondern auch entfernte Feindseligkeiten gegen ihn aufzuregen suchte. Johann wandte sich an den griechischen Kaiser, der ja seine Ansprüche auf das Imperium noch nicht hatte fahren lassen. Überdies aber — und das ist ohne Zweifel die Hauptsache, — schickte er auch zwei nicht eben wohlberufene Geistliche an die Ungarn, um sie zu einem neuen Einfall in die Gebiete des Königs und Kaisers zu veranlassen. Otto wurde davon benachrichtigt; er bekam auch die darauf bezüglichen, mit dem Siegel des Papstes bekräftigten Briefe in seine Hände.

Fassen wir die Stellung der beiden Gewalten in diesem Augenblick nochmals ins Auge. Der Kaiser suchte das Reich und die abendländische Christenheit, wie sie sich eben gebildet hatte, zu behaupten; der Papst aber wendete sich an die offenbaren Feinde des Kaisers in politischer und religiöser, territorialer und universaler Beziehung. Der Papst wollte um jeden Preis die geistliche und weltliche Macht in seiner Hand behaupten; Otto die Autorität, die das Kaisertum durch ihn gewann, zugleich zur Herstellung der Kirche in einer haltbaren Form benutzen; er richtete seine Macht gegen den gesamten Zustand, wie er durch Marozia und Alberich herbeigeführt worden war. Es ließe sich wohl sagen, der Papst unterdrückte mit seiner weltlichen Macht die geistlichen Interessen; der Kaiser, der nun die weltliche Macht in Besitz nahm, war entschlossen, die kirchliche Idee von der albericianischen Tyrannei zu befreien. Gegensätze dieser Art erscheinen zunächst in untergeordneten Streitfragen, über welche dann zwischen Papst und Kaiser gesandtschaftliche Verhandlungen gepflogen werden. Ein Zwiespalt trat ein, dem nur durch offene Gewalt ein Ende gemacht werden konnte.

Adalbert hatte zuletzt bei dem Papste in Rom Aufnahme gefunden; aber das brachte die gesamte dortige Gegenpartei in Bewegung: sie nahm den

in dieser Epoche befestigten Bezirk von St. Paolo ein und rief den Kaiser, dem sie für ihre Treue Geiseln stellte, zu Hülfe.

Der Papst, der seine Hoffnung in eine weltumfassende Kombination setzte, fühlte den Boden unter seinen Füßen schwanken. Als der Kaiser, der St. Leo noch immer eingeschlossen hielt, mit seiner Hauptmacht im November 963 an die Stadt heranrückte, wollte der Papst eine blutige Entscheidung, die doch gegen ihn ausgefallen wäre, nicht abwarten; er zog es vor, sich mit Adalbert zu entfernen. Man gab ihnen Schuld, sie hätten die Schätze des heiligen Petrus mit sich genommen, um sie für ihre Zwecke zu verwenden.

Das römische Volk nahm den Kaiser mit Freuden auf: es gelobte ihm nicht allein im allgemeinen Anhänglichkeit und Treue, sondern es versprach, niemals als unter Beistimmung des Kaisers einen Papst zu wählen.

Nicht allein nach dem halboffiziellen Berichte, den man Liutprand zuschreibt, sondern auch der Laieninformation zufolge, die ein deutscher Bericht enthält, wurde auf Bitten der Bischöfe und des Volkes am 6. November eine Synode versammelt. Erinnern wir uns, was die römischen Synoden unter Päpsten wie Nikolaus I. zu sagen hatten. Die kirchliche Bewegung der Zeit zu Gunsten des Papsttums wurde von ihnen repräsentiert; sie besaßen die Macht, die Beschlüsse anderer Synoden für ungültig zu erklären. Aus denselben Elementen war nun die damalige Synode zusammengesetzt. Bei weitem die Mehrzahl der Anwesenden bildeten Mitglieder der römischen Kirchenprovinz. Eine verstärkte Autorität gaben ihnen die Bischöfe aus dem übrigen Italien, aus den germanischen Ländern Sachsen und Franken. Diese Versammlung schlug nun eine allen vorangegangenen entgegengesetzte Richtung ein. Als der Kaiser in derselben erschien und nach der Ursache fragte, weshalb der Papst selbst nicht gekommen sei, brachten die Bischöfe alle die Vergehungen und Gewaltsamkeiten zur Sprache, deren sich Johann XII. schuldig gemacht habe; sie gaben ihm fast eine Verbrüderung mit dem Satan schuld; er gehöre nicht zu denen, welche in Schafkleidern kommen, inwendig aber Wölfe sind; er sei ganz offenbar ein reißendes Tier. Der Kaiser hielt es in seiner Eigenschaft als Richter für angemessen, den Papst aufzufordern, vor der Synode zu erscheinen und sich von den Anklagen zu reinigen, die gegen ihn erhoben worden seien. Wie hätte aber Johann XII. als Inhaber der Gewalt, welche eben darauf beruhte, daß sie keinem Gericht unterworfen sei, die richterliche Autorität dieser Synode anerkennen sollen? Die Prinzipien stießen feindlich aufeinander. Der Papst erwiderte den Synodalen: würden sie in ihrem Vorhaben weiter fortschreiten und seine Absetzung aussprechen, so stoße er sie hinaus aus der Gemeinschaft der Kirche im Namen Gottes des Allmächtigen; sie selbst würden zu keiner geistlichen Handlung mehr fähig sein.

Was sich jetzt in Rom begab, ist recht das Widerspiel dessen, was einst in Kolmar geschehen war. Wenn dort die um Kaiser Ludwig I. versammelten

Bischöfe dem damaligen Papste Gregor IV., der sie mit Ausschließung von der Kirche bedrohte, erklärten, sie würden ihm mit einer gegen ihn ausgesprochenen Exkommunikation antworten, dann aber aus Scheu vor der apostolischen Autorität davon abstanden; so wurde jetzt in Rom dies wirklich gegen Papst Johann XII. ins Werk gesetzt. Die Versammelten legten dem Kaiser die Bitte vor, daß jenes Ungeheuer von der Kirche vertrieben und ein anderer besserer Papst eingesetzt werden möge. Sie haben dem Kaiser nicht etwa das Recht zuerkannt, Päpste ein- und abzusetzen; sie forderten nur seine Einwilligung und traten in den Wahlgang ein, durch welchen der Protoscrinarius Leo zum Papste erhoben wurde. Daran hat denn auch das Volk teilgenommen.

Welch ein Gegensatz gegen den Vorgang in Kolmar. Dort war der Papst zu einer unbedingten Autorität emporgestiegen, hier in der That abgesetzt und ein anderer an seine Stelle berufen. Dort hatte der Klerus seinen Kaiser verlassen, hier sagte sich die gesamte Geistlichkeit von dem Papste los. Es sind zwei historische Epochen. Bei Kolmar geriet die weltliche Macht in einen Nachteil, aus welchem sich die Karolinger niemals mehr erhoben haben. Jetzt gelangte die weltliche Macht wieder zu selbständigem Ansehen. Dahin brachte es der Sachsenfürst, dessen Vater die geistliche Salbung verschmäht hatte. Heinrich war darum kein Feind der Kirche, noch weniger war es Otto; er hatte mitten in den deutschen Konflikten auffallende Beweise seiner Rücksicht auf die Kirche gegeben. Er war einmal von einem der Laien, die ihm zur Seite standen, um Einwilligung in dessen Absichten gegen die Bischöfe, die der anderen Partei angehörten, ersucht worden, hatte sich aber das Verdienst erworben, den kirchlichen Besitzstand aufrecht zu erhalten. Nicht aus dem Gesichtspunkt der kirchlichen Theorien darf man diese Konflikte betrachten. Es sind Kämpfe, die nach den obwaltenden Umständen zu verschiedenen Ergebnissen führen und dann weiter auf die Welt einwirken. Im Jahre 833 hat der Papst obgesiegt, im Jahre 963 behielt der Kaiser die Oberhand.

Otto hielt damals seine Stellung für vollkommen gesichert: er entließ einen Teil seiner Truppen nach der Heimat. Gleich in dem Moment des Sieges aber erhob sich eine sehr gefährliche Feindseligkeit gegen ihn, welche aus verschiedenen Ursachen entsprang. Leo VIII., der unter seinem Vorsitz eingesetzt wurde, war ein Laie gewesen; er hatte erst zum Priester ordiniert werden müssen, ehe er zur Tiara gelangte und den Vatikan in Besitz nahm. Obgleich er daran nicht gehindert wurde, so läßt sich doch begreifen, daß die Abweichung von dem altgewohnten Herkommen, die darin lag, ihm Gegner erweckte, die dann fortfuhren, Johann XII. noch immer für den rechtmäßigen Papst zu halten.

Dazu aber kam die Nachwirkung eines Ereignisses, welches eigentlich den völligen Sieg Ottos in sich schloß: die Felsenburg St. Leo fiel in die Hände des Kaisers. Berengar wurde gefangen und das ganze Gebiet als kaiser-

liches behandelt. Dadurch aber wurde die Besorgnis aller, welche in Aufrechterhaltung Berengars eine Gewähr für ihre eigene Existenz gesehen hatten, erregt. Benachbarte Grundherren, die sich in den Burgfesten, die sie inne hatten, unabhängig fühlten, fingen an, für sich selbst zu fürchten: sie kamen nach Rom, wo bei der schwankenden Stimmung die Anhänger Johanns XII. auf ihre Seite traten. Ein Aufstand brach aus, bei dem es darauf abgesehen war, sich Ottos durch einen Handstreich zu entledigen. Aber der im persönlichen Kampf geübte, handfeste Otto wußte, obwohl nur von einem wenig zahlreichen Gefolge umgeben, den Aufstand zu bestehen. Man begegnete ihm auf der Tiberbrücke mit einer Art von Barrikade, welche von dem Kaiser und seinen Mannen unverzüglich genommen wurde. An den Schuldigen wurde dann eine blutige Rache vollzogen. Die Römer meinten sich nur dadurch zu retten, daß sie dem Kaiser und dem neu eingesetzten Papst Gehorsam schwuren und dafür Geiseln stellten; es waren hundert an der Zahl. Und der Papst hätte doch wohl vertrauen dürfen, im Besitze dieses Pfandes seiner Stellung sicher zu sein; aber ihm selbst mißfiel ein solches Verhältnis: auf seine Bitten willigte der Kaiser in die Zurückgabe der Geiseln. Durch das eine und das andere, den Sieg mit den Waffen und die Begnadigung meinte man des Aufstandes vollkommen Meister geworden zu sein. Der Kaiser begab sich darauf nach Spoleto und Camerino, um der Bewegung auch hier ein Ende zu machen.

Allein nicht lange nach seiner Entfernung erneuerte sich die Empörung: Papst Johann kehrte zurück, die Partei erhob sich, die noch aus alten Zeiten für ihn war; man könnte sie die albericianische nennen. Es kam soweit, daß Papst Leo fliehen und seine Zuflucht in dem Lager des Kaisers suchen mußte. Johann XII. hat den günstigen Moment benutzt, um in einer Synode, die er nun selbst berief, die Beschlüsse der früheren und vor allem die Wahl eines neuen Papstes für ungültig erklären zu lassen; er dachte selbst auf einige Reformen und hielt sogar für gut, einen deutschen Bischof, der in seine Hände gefallen war, an den Kaiser zu schicken, um Verhandlungen mit ihm anzuknüpfen. Ehe es aber zu einer solchen kommen konnte, ist Johann XII., wie man wissen will, noch immer in sinnliche Genüsse verstrickt, gestorben.

Für die Sache selbst war dieser Todesfall doch von großer Wichtigkeit, denn die in Rom herrschende Partei wollte um keinen Preis Leo wieder aufnehmen; sie meinte sogar in ihrem Rechte zu sein, wenn sie nach dem Tode des als rechtmäßig anerkannten Papstes zu einer neuen Wahl schritt, die dann auf einen in dem besten kirchlichen Rufe stehenden hohen Geistlichen, den Kardinaldiakon Benedict, fiel. Die Römer forderten Otto auf, seine Einwilligung zu der Weihe desselben zu geben, als könnte von Leo gar nicht mehr die Rede sein. Der Kaiser antwortete: so lange er das Schwert an seiner Seite trage, müsse er dafür sorgen, daß Papst Leo den römischen Stuhl innehabe. Die Konsekration wurde dennoch vollzogen: Benedict trat mit aller Würde eines Papstes auf und ermahnte die Römer zum Widerstand.

Hierauf blieb dem Kaiser nichts anderes übrig, als sich mit den Waffen den Weg nach Rom zu öffnen: er umlagerte die Stadt, wie er soeben das Kastell St. Leo belagert hatte. Als eine Hungersnot ausbrach, wagte ihm niemand zu widerstehen; er nahm die Stadt nochmals und versammelte dann eine Synode, an der einheimische und fremde Bischöfe sich ungefähr in derselben Weise beteiligten, wie an der ersten, welche der Kaiser gehalten hatte. Diese nun verurteilten Benedict, der dann bewogen wurde, sich selbst der Abzeichen der päpstlichen Würde zu entkleiden. Leo entriß den Hirtenstab aus seinen Händen und zerbrach denselben in tausend Stücke vor den Augen der Versammlung.

Auf diese Weise behauptete Otto den Papst, der im Gegensatz gegen den noch lebenden, von einer römischen Synode nicht ohne die Teilnahme des Volkes an der Wahl, hauptsächlich aber unter der Einwirkung seiner Autorität gewählt worden war. In dieser Handlung besteht die große Neuerung, die er in Rom durchführte. Irre ich nicht, so liegt in diesem Akt ein wichtiges Moment in der Geschichte der beiden Gewalten, welche die abendländische Welt und ihr bürgerliches und geistliches Leben umfaßten.

Wohlbetrachtet beruhten sie beide auf unabhängigen Prinzipien; sie waren von gleicher Originalität des Ursprungs; auf einander angewiesen, konnten sie sich selten einander verstehen. In dem Kaisertum, das sich auf das fränkische Königtum stützte, war die weltliche Gewalt wieder kräftiger repräsentiert. Ich will es mit einem Worte aussprechen. Was König Heinrich in Deutschland durchgeführt hatte, die Unabhängigkeit der weltlichen Macht von den Eingriffen der Geistlichen, das setzte Otto in Italien und in Rom selbst durch: er befreite die kaiserliche Gewalt von der Unterordnung unter das Papsttum durch seine Waffen. Doch hatte sein Werk eine bei weitem größere Schwierigkeit als das seines Vaters. Es ist wahr, das Papsttum hatte eine nicht eben wohlbegründete Autorität, die auch die Stadt Rom begriff, an sich gebracht und verwaltete sie noch schlechter, als sie erworben worden war. Dem Kaiser stand als solchem das Recht zu, den Papst derselben zu entkleiden. Wie aber konnte das geschehen, ohne den Nerv der päpstlichen Macht zu verletzen; und diese besaß doch auch ihren originalen Ursprung und ihr unveräußerliches Recht. Der Kaiser hatte gemeint, sich auf die römische Gemeinde stützen zu können, und diese war anfangs auf seiner Seite, aber bald trat eine entgegengesetzte Strömung ein, beinahe wie in den altrepublikanischen Zeiten. Das Volk schloß sich dem Papst, den es eben verlassen hatte, wieder an. Der Kaiser überwand es ohne Mühe, aber in der Behauptung des von ihm eingesetzten Papstes lag doch eine Schwierigkeit, welche die Idee selbst berührte. Man könnte dem Kaiser keinen Vorwurf daraus machen, wenn er einen Papst, der unter seiner Einwirkung unter möglichster Beibehaltung der gewohnten Formen eingesetzt war, nun auch zu behaupten entschlossen war; denn darauf beruhte nunmehr das

kaiserliche Ansehen. Aber man kann sich darüber nicht täuschen, daß er wieder den eingeborenen Rechten des Papsttums Abbruch that. Dadurch wird eben die geistlich-weltliche Verfassung von Europa bestimmt, daß die beiden Gewalten nebeneinander bestehen und daß doch ihre Rechte niemals genau festgesetzt worden sind oder festgesetzt werden können.

Otto leistete der Kirche selbst einen Dienst, indem er dem Papst die weltliche Macht entriß, durch welche dieser selbst die geistliche unterdrückte. Nicht etwa einen Despotismus des Kaisertums wollte er gründen; er stützte sich gewaltig auf die Verbindung des episkopalen Klerus aus Italien und Germanien. Und unleugbar ist: der Kern der doppelseitigen Gewalt, welcher das Abendland unterthan war, versetzte sich in das Kaisertum.

Es war nicht das letzte Wort in dieser größten aller Kontroversen. Im folgenden Jahrhundert hat das Papsttum die Mittel gefunden, sich dem Kaisertum zu widersetzen. Man darf auch hier die Doktrinen, die miteinander kämpfen, nicht nach ihrer Orthodoxie oder Heterodoxie beurteilen; das allgemeine Leben nach dem Maße der Macht, die man besitzt, der Kräfte, die man einsetzt, beherrscht den Gesichtskreis und verdient in seinen Phasen und Motiven eine möglichst unparteiische Teilnahme. Bleiben wir bei den Ereignissen stehen, die wir eben berichteten. Dadurch wurde vor allem das Verhältnis von Germanien zu Italien von Grund aus verändert. Die Entscheidungen beruhen darauf, daß die italienischen Potenzen zweiter Klasse, zuerst in der Lombardei, dann auch in dem mittleren Italien dem ostfränkischen Königtum beitraten. Es war eine Erweiterung der Weltstellung desselben überhaupt. Wäre seine Macht nicht bereits konsolidiert gewesen, so daß sie zugleich Ehrfurcht und Schrecken erweckte, so würde es nicht geschehen sein. Es war nicht etwa eine unmittelbare Herrschaft von Germanien, was dadurch begründet wurde, sondern das Prinzipat des ostfränkischen Reiches über Italien. Die Grundbedingung von allem war nun aber die Erhaltung des Königtums in Deutschland selbst. Das Königtum und das Kaisertum waren immer zwei verschiedene Begriffe, die einander gleichsam bedingten: nur ein mächtiger König konnte thatsächlich darauf rechnen, römischer Kaiser zu sein, eine Würde, die dann doch wieder auf das innere Zusammenhalten des ostfränkischen Reiches begründet war und ohne die hohen Geistlichen, die in dem Papst ihr Oberhaupt sahen, nicht bestehen konnte. Eben das ist das Verdienst Ottos, daß er die weltliche Macht mit der geistlichen auszusöhnen und zu vereinbaren wußte.

Bei seiner Rückkehr nach Oberitalien hatte der Kaiser das Unglück, daß seine Heeresmacht von einer verderblichen Seuche heimgesucht wurde. Noch war Adalbert in dem Lande, dem es sogar gelang, einen angesehenen Bischof aus dem Gefolge des Kaisers in seine Gewalt zu bekommen und nach Korsika wegzuführen. An den Seen dauerte der Krieg noch fort. Aber Otto glaubte doch, die italienischen Angelegenheiten in guter Ordnung zurücklassen, als er sich im Anfang des Jahres 965 wieder nach dem vaterländischen Boden begab.

Wenn er früher in seiner Familie Widerstand gefunden hatte, so wurde er jetzt auf das freudigste empfangen. In Heimbodesheim (im Ufgau) begegneten ihm sein Sohn Otto und der Reichsregent, Erzbischof Wilhelm von Mainz, alsdann sein Bruder, Erzbischof Bruno von Köln in Worms. Hierauf schiffte Otto rheinabwärts nach Köln, wo er mit Domna Mathildis, seiner Mutter, in der er ehedem eine Gegnerin gehabt, die ihm aber jetzt eng verbunden war — wir werden auf dieses Verhältnis noch einmal zurückkommen —, und seiner Schwester, Königin Gerberga, zusammentraf. Es war eine große Familienvereinigung. Bei der Königin Adelheid waren die Töchter Berengars, dieser selbst in guter Obhut in Bamberg; dem Erzbischof Adaldag von Hamburg wurde der frühere Papst Benedict anvertraut. Alles schien sich friedlich zu gestalten.

In diesem Augenblick geschah nun aber, daß bei dem Tode Leos VIII. im März 965 die vornehmste aller obwaltenden Differenzen wieder erwachte. Die Römer säumten nicht, den Kaiser von diesem Ereignis zu benachrichtigen und ihn zur Ausübung seiner Gerechtsame aufzufordern. Im Sachsenlande erschienen zwei römische Legaten. Eine Überlieferung ist, sie hätten den Kaiser an seinen Gefangenen Benedict erinnert, und die Erhebung desselben würde allerdings eine Auskunft in der streitigen Frage dargeboten haben. Allein wie wäre dem Kaiser zuzumuten gewesen, den Mann, der ihm in Rom selbst feindlich entgegen getreten und alsdann von ihm zur Abdankung genötigt worden war, wieder einzusetzen? Er würde mit sich in Widerspruch geraten sein.

Die Umgestaltung der geistlich-weltlichen Verhältnisse, die mit der Abdankung Benedicts vollendet worden war, wollte Otto nicht fallen lassen. Er schickte den Bischof Otgar von Speier, den noch zuletzt Johannes an ihn abgeordnet hatte, und Liutprand von Cremona nach Rom, um die Wahl zu leiten. Diese wurde mit Wahrung aller üblichen Formen, unter Teilnahme des Volkes vollzogen, sie fiel auf einen der Anhänger des Kaisers, von dem sich jedoch nicht sagen läßt, daß er das unbedingt gewesen sei. Es war der Bischof Johann von Narni, der in den Kontroversen über Leo VIII. Partei gegen diesen, also gegen den Kaiser selbst genommen hatte. Ich weiß nicht, ob man annehmen darf, daß er eben deshalb, weil er doch nicht ein unbedingter Gegner gewesen war, in Rom, wo dessen Andenken sehr hoch gehalten wurde, in der Wahl durchdrang. Ein Römer von Herkunft, war er auf der Stufenleiter der kirchlichen Würden emporgestiegen; er schien eine vermittelnde Stellung einzunehmen und den Frieden vollkommen herstellen zu können. Aber das gerade Gegenteil erfolgte. Wahrscheinlich hat er durch Rücksichtslosigkeiten, die er beging, eine Partei der römischen Großen gegen sich aufgeregt; es war dieselbe, welche einst durch Alberichs Persönlichkeit oder seine Macht an Johann XII. geknüpft, in Verbindung mit den benachbarten Castellanen sich gegen Leo VIII. empört und gegen Otto selbst die Waffen ergriffen hatte. Den wahren Nachfolger Johanns XII. sah diese

Partei in Benedcit; es empörte sie, daß doch unter der Intervention kaiserlicher Gesandten ein neuer Papst auf die nunmehr für gesetzlich geachtete Weise gewählt worden war. Sie hatte dem Vorgang nicht offen widersprochen; allein sie empfand denselben auf das bitterste: sie meinte auf diesem Wege ihre Macht zu verlieren. Charakteristisch ist die Äußerung, die dabei von Mund zu Mund lief: ein sächsischer König dürfe nicht kommen, um ihr Reich zu zerstören. Johann XIII. wurde unter schweren Mißhandlungen aus dem Lateran vertrieben und nach Campanien in sicheren Gewahrsam gebracht. Unmöglich konnte das Otto ruhig geschehen lassen. Bei der Herrschaft dieser Partei in Rom konnte ein Kaisertum überhaupt nicht bestehen.

Wahrscheinlich hängt mit dieser Regung auch der Succeß zusammen, den Adalbert wieder in Oberitalien fand. Der Herzog von Schwaben, der nach der Lombardei geschickt wurde, wußte ihn zurückzudrängen. Allein Adalbert hatte noch Anhänger: der Bischof von Modena meinte, ihn mit dem Kaiser pacifizieren zu können, aber er wurde keiner Audienz gewürdigt und sogar in Gewahrsam genommen. — Überhaupt wich Otto keinen Schritt: er war gewillt, die gewonnene Stellung zu behaupten und diesmal hatte er das Reich ausdrücklich auf seiner Seite. Fünf Jahre früher war alles mehr sein eigener persönlicher Entschluß gewesen; das Reich hatte nur für die unterbrochene Succession des Königtums Sorge getragen; jetzt war der König Kaiser geworden, das Reich erkannte seine Anrechte auf die Behauptung der von ihm getroffenen Einrichtungen an.

Auf einem Reichstag zu Worms im August des Jahres 966 wurde nach Beratung mit den vornehmsten Fürsten des Reiches, die sich einmütig um den Kaiser scharten, der Beschluß gefaßt, einen neuen Zug nach Rom zu unternehmen. Die Anstalten, die Otto für die Reichsregierung traf, kündigten abermals an, daß er eine längere Abwesenheit beabsichtigte. Die Regierung wurde aufs neue den bewährten Händen des Erzbischofs Wilhelm, der dem künftigen König zur Seite stand, anvertraut.

An der Spitze eines Heeres, das der öfter angeführte Mönch für das größte erklärt, das jemals über die Alpen gegangen sei, brach Otto, der den Weg über den Splügen nahm, in Italien ein. In seiner Umgebung finden wir einige Bischöfe, die der römischen Angelegenheiten besonders kundig waren, namentlich Otgar von Speier. Ohne Mühe machte Otto der noch immer nicht unterdrückten Partei Adalberts ein Ende. Den Bischof von Piacenza und einige weltliche Magnaten, die sich zu demselben gehalten hatten, ließ er über die Alpen bringen, denn den italienischen Boden wollte er frei haben. Wie einst in dem alten römischen Reich die widerstrebenden germanischen Oberhäupter nach Italien abgeführt wurden, so machte jetzt der deutsche König, welcher das römische Reich besaß, seine italienischen Gegner dadurch unschädlich, daß er sie nach Deutschland verwies.

Die römischen Magnaten hatten den Mut nicht, ihre Sache zu ver-

teidigen; sie riefen Papst Johann XIII. aus seinem Gewahrsam zurück und baten ihn wegen der Unbilden, die er erfahren hatte, um Verzeihung. Ihrer aber wartete ein bei weitem härteres Los. Der Kaiser sah in dem Verhalten der Magnaten Hochverrat und trug kein Bedenken, die Rechte der beleidigten Majestät streng an ihnen zu vollziehen. Die dreizehn vornehmsten Urheber der letzten Tumulte ließ er am Leben strafen, nicht als Feinde, sondern als Verbrecher, wie er einst mit den Ungarn verfahren war. Der Stadtpräfekt Petrus, der bei allem die Hand gehabt hatte, versuchte zwar zu fliehen, aber er wurde ergriffen, dem Papst übergeben, von diesem mit ausgesuchtem Schimpf gezüchtigt und dann über die Alpen geschafft.

Es hat schon damals nicht an Stimmen gefehlt, welche das Verfahren Ottos als unrechtmäßig und gewaltsam bezeichneten. Von den Griechen, welche das occidentale Kaisertum noch immer nicht anerkannten, hörte man sagen, Otto habe sich Roms durch eine feindliche Invasion bemeistert und gegen viele Römer grausame Todesstrafen verhängt oder sie in die Verbannung geschickt. Darauf war die Antwort: Otto habe sich der Stadt Rom nicht sowohl bemächtigt, als sie von ihrem Tyrannen, überhaupt dem tyrannischen Joch befreit. Man brachte das Regiment unzüchtiger Weiber, die daselbst geherrscht hatten, in Erinnerung. Hiegegen habe das griechische Kaisertum, das sich mit Unrecht das römische nenne, nichts gethan. Die Päpste selbst seien von den Gewalthabern mißhandelt und außer stande gesetzt worden, ihrem täglichen Bedürfnis zu genügen und den Armen Almosen zu spenden. Da habe sich Otto von den Enden der Welt aufgemacht, die Gottlosen aus Rom verjagt und den Stellvertretern der Apostel ihre Gewalt und Ehre zurückgegeben. Dann aber habe er die, welche sich gegen ihn und den heiligen Vater empörten, als Übertreter ihres eigenen Eidschwures und Peiniger ihres apostolischen Herrn mit schweren Strafen gezüchtigt nach Maßgabe der Gesetze der alten Kaiser, eines Theodosius und Justinian. Hätte er das nicht gethan, so würde er sich selbst als Tyrann erwiesen haben.

Alles hing zusammen: der unerträgliche Zustand, dem die römische Kirche unter Octavian-Johann XII. anheimgegeben war, die Notwendigkeit eines Kaisertums im Abendlande, der Anspruch des ostfränkischen Reiches auf diese Würde, dessen Durchführung für Germanien selbst unentbehrlich war, die Gegensätze, die dann eintraten und nur durch die Gewalt der Waffen entschieden werden konnten.

Mit Papst Johann XIII. trat Otto in die engste Verbindung. Im Januar 967 hielt er eine Synode in Rom, der man deshalb gedenken darf, weil sich dabei ein neuer Vasall, der zu dem Kaiser übergetreten war, Pandulf von Capua, eingestellt hatte. Die vereinigte geistlich-weltliche Autorität riß die unteritalienischen Fürsten von den Griechen los. Ich weiß nicht, worauf die Sage beruht, daß Gisulf von Salerno ein naher Verwandter der Kaiserin Adelheid gewesen sei; genug, die Fürsten dieser Regionen, nament-

lich auch Landulf von Benevent, schlossen sich dem Kaiser Otto, der ihnen einen kurzen Besuch in ihrem Lande machte, als ihrem Oberherrn an.

Mächtig herrschend über das obere und mittlere Italien, anerkannt in dem unteren, hielt dann Otto im April 967 eine große Synode zu Ravenna, wo sich mehr als fünfzig italienische und eine Anzahl von deutschen Bischöfen um Papst Johann XIII. scharten. Das Bemerkenswerteste in diesen Verhandlungen ist, daß Ottos Augenmerk dabei auf sein Sachsenland gerichtet blieb. Er hat hier seinen neuen Erwerbungen jenseit der Elbe eine kirchliche Organisation verschafft. Die Bulle Johanns XIII. hierüber geht sehr systematisch davon aus, daß Rom das Haupt der Welt und der allgemeinen Kirche infolge der Verdienste des heiligen Petrus sei. Otto, der als der dritte Kaiser nach Konstantin, der dreimal gesegnete, heiligste bezeichnet wird, habe das Haupt der Christenheit aus dem tiefsten Verderben wieder aufgerichtet. Es ist der Moment, in welchem die kaiserliche und päpstliche Autorität auf das engste vereinigt waren. Auf die Anfrage Ottos, wie die Christenheit nach dem Norden weiter ausgebreitet werden könne, setzte der Papst in Übereinstimmung mit dem eben versammelten Konzil, wie er sagt, und mit dem Kaiser selbst fest, daß die Stadt Magdeburg an der Elbe zur kirchlichen Metropole erklärt werde unter der Autorität des heiligen Petrus; in der allgemeinen Hierarchie soll das neue Erzbistum denselben Rang wie Konstantinopel besitzen. Als Suffragane desselben werden Brandenburg und Havelberg genannt. Der Erzbischof soll die Befugnis haben, überall, wo es ihm nötig scheine, Bistümer zu errichten, namentlich jetzt in Merseburg, Zeitz und Meißen. Zugleich wurde die Abtei Quedlinburg in den besonderen Schutz der höchsten geistlichen Gewalt genommen.

Es war gleichsam eine Vollendung der kirchlich-politischen Handlungen des Kaisers; denn ohne Einverständnis des Kaisers mit dem Papste hätte er die norddeutsche Kirche nicht nach seinem Willen organisieren können. Wie aber die menschlichen Dinge einmal beschaffen sind, so ließ sich eine Fortdauer dieser Zustände doch nicht denken, wenn nicht auch die Nachfolge im voraus bestimmt wurde.

Nach Liudolfs Tode nahm man auf dessen unmündigen Sohn keine Rücksicht, und es konnte kein Zweifel sein, daß das Recht der Thronfolge, welches ein erbliches war, aber doch der Beistimmung bedurfte, auf den Sohn, den Adelheid dem Könige geboren, übergehen würde. Schon im Jahre 961 ist das Recht des jüngeren Otto von der Reichsversammlung zu Worms anerkannt worden. Es gehörte ohne Zweifel dazu, um jener ersten Unternehmung Ottos nach Rom ihren Succeß zu sichern. Nachdem diese aber über alle Hoffnung hinaus glücklich vollzogen war, schien es um so mehr geboten, den Nachfolger in Deutschland auch zum Nachfolger im Kaisertum zu erheben. Im Jahre 967 vereinigten sich Papst und Kaiser zu der Einladung an den jungen König, der erst dreizehn Jahre zählte, nach Italien zu kommen mit der äußeren Würde, die einem König gebühre. Nachdem der auf-

wachsende junge Mensch in Worms auf einem Reichstage präsidiert hatte, wo er die besten Hoffnungen erweckte, begab er sich noch einmal nach seiner sächsischen Heimat. Wohlausgerüstet unternahm er hierauf die Reise. In Verona traf er mit seinem Vater zusammen, gegen Weihnachten langten sie dann mit einander in Rom an. Unter den altherkömmlichen kirchlichen Ceremonien wurden sie bewillkommnet. Am Christtag selbst (967) wurde der jüngere Otto gekrönt. Mit der Thatsache der Krönung aber begnügte sich Kaiser Otto nicht; er wünschte seinem Sohne eine Gemahlin und zwar byzantinischer Herkunft zu verschaffen. Erinnern wir uns hiebei der damaligen Lage des orientalischen Imperiums.

Verhältnis Kaiser Ottos I. zu Byzanz.

In derselben Zeit, in welcher Otto Italien seiner Botmäßigkeit unterwarf, hatte sich der Hof von Konstantinopel im Orient mächtig erhoben, noch unter der Gewalt der Porphyrogeniti. Wenn man die Ansprüche begreifen will, die in Deutschland an die Bezeichnung geknüpft wurden, so darf man sich wohl erinnern, daß das Geburtsrecht unter Konstantin VII., welcher dieselbe mit seinem Namen vereinigte, zweimal triumphiert hatte: es war, wie erwähnt, das Wort des purpurgeborenen Knaben gewesen, durch welches Zoe ihrer Gewalt beraubt und der tapfere Romanus, genannt Lekapenus, mit dessen Tochter Konstantin sich dann vermählte, in den Besitz der höchsten Gewalt gesetzt wurde.

In den späteren Jahren des Romanus ist die Autorität Konstantins nochmals durchgreifend und entscheidend hervorgetreten. Den glaubwürdigsten Bericht hierüber verdanken wir Liutprand, der von allen Abendländern den konstantinopolitanischen Hof am besten kannte. Sein Stiefvater war einmal dort Gesandter gewesen und hatte ihm gute Nachrichten über den Kampf des Romanus mit den Russen unter Igor mitgeteilt. Nicht zu übersehen für den allgemeinen Zustand von Europa ist das Verhältnis, in welchem Liutprands früherer Fürst, König Hugo, zu dem orientalischen Kaiser stand. Er hat denselben gegen die Saracenen von Fraxinetum zu Hülfe gerufen und eine solche erhalten, ohne jedoch alsdann den Ruin dieser Räuber herbeizuführen, weil er ihrer selbst gegen Berengar bedurfte. Denn in diesem Jahrhundert, welches aller raschen Kommunikationsmittel entbehrte, war gleichwohl ein steter Zusammenhang der herrschenden Potenzen vorhanden. Hugo schickte auf Ersuchen des Romanus eine seiner nichtehelichen Töchter — denn eheliche hatte er nicht —, die aber sehr schön war, nach Konstantinopel, um mit dem jüngeren, eben heranwachsenden Romanus, dem Sohn des Constantinus VII. Porphyrogenitus, vermählt zu werden.

Es gab damals vier Kaiser, die in dem Palast zu Konstantinopel, der zugleich eine Burg war, zusammen wohnten: der älteste, Romanus I., dessen

beide Söhne, Stephan und Konstantin, endlich sein Schwiegersohn Constantinus VII. Fast scheint es, als habe eine Verstärkung des letzten darin gelegen, daß sein noch junger Sohn eine Gemahlin aus einem angesehenen occidentalen Hause erhielt. Der alte Romanus war seinen Söhnen, die nach der unabhängigen Ausübung der höchsten Gewalt strebten, verhaßt geworden. Man hat erzählt, ein hoher Geistlicher habe ihm das Schicksal des israelitischen Hohenpriesters Eli vorausgesagt, wenn er seine Söhne nicht besser im Zaume halte; Romanus habe das wirklich versucht, aber damit umsomehr das Selbstgefühl der Söhne aufgeregt. Durch die Einrichtung des Palastes sei es ihnen möglich geworden, den Vater zu überfallen, gefangen zu nehmen und auf eine nahe Insel zu schaffen, wo er mit den Könobiten philosophieren solle, wie diese mit geschorenem Haupt. Bei alledem habe Konstantin VII. mitgewirkt in der Absicht, sich alsdann seiner Schwäger zu entledigen.

Der Erzählung sind so viele fabelhafte Züge eingemischt, daß wir wohl den besser unterrichteten Liutprand ihr zur Seite oder vielmehr entgegensetzen können. Dieser führt die Opportunitäten des Palastes näher aus, durch welche jener Überfall möglich geworden sei und schildert dann die allgemeine Aufregung, welche die Gewaltthat in der Hauptstadt hervorbrachte. Das Volk strömte nach dem Palast, nicht aber, um sich nach dem weggeführten Romanus zu erkundigen — denn der erschien nur als mißbräuchlicher Imperator, — sondern um darüber Gewißheit zu erlangen, ob der legitime Kaiser Constantinus Porphyrogenitus noch lebe. Die allgemeine Aufregung nötigte die beiden Schwäger, ihn zu veranlassen, sich persönlich zu zeigen, worauf der Tumult nachließ. Eben dadurch aber sei, so berichtet Liutprand weiter, die Eifersucht der beiden Söhne des Romanus gegen Konstantin erweckt worden; denn was helfe es ihnen, den Vater beseitigt zu haben, wenn sie ihren Schwager als den höheren anerkennen sollten. Ein Haufen ergebener Leute sei von ihnen in den Palast aufgenommen worden; sie hätten die Absicht gehabt, den purpurgeborenen Kaiser, dessen Sohn durch die erwähnte Vermählung zu doppelter Geltung gelangt war, geradehin zu beseitigen, nicht etwa, um ihn nach einem Kloster zu verbannen, sondern um sein Blut zu vergießen.

Man darf das wohl anführen, weil das Bestehen des legitimen Kaisertums neben einem anderen, das die Gewalt ausübte, den Kern dieser Verwickelung bildet. Nach Liutprand nahm nun der Befehlshaber der in den Palast eingelassenen Truppen selbst Partei für Konstantin. Der junge Kaiser wurde von seiner Gefahr und zugleich von den Mitteln, die er besitze, dieselbe zu bestehen, unterrichtet. Auch er habe dann — so fährt Liutprand fort — eine Anzahl getreuer und handfester Macedonier um sich versammelt. Bei einem Gelage der Familie im Palast sei der Streit zum Ausbruch gekommen. Constantinus habe im rechten Moment seinen Getreuen das verabredete Zeichen gegeben; diese seien, während die andere Partei in ihren Räumen eingeschlossen gehalten wurde, ins Gemach hereingebrochen und

hätten sich der beiden Brüder bemächtigt und sie ebenfalls nach jener Insel geschafft, wo dann ihr Vater sie mit einem ironischen Zuspruch empfangen habe.

Der Kern des Ereignisses liegt darin, daß der legitime Kaiser endlich in den wirklichen Besitz der höchsten Gewalt gelangte. Als der schon vorläufig niedergelegte letzte Wille des Romanus veröffentlicht wurde, hat sich gefunden, daß dieser selbst den besser berechtigten Constantinus an erster Stelle zu seinem Nachfolger ernannt hatte.

Konstantin hat dann die Regierung fünfzehn Jahre lang geführt, durchaus im Sinne des Friedens und der Ruhe. Er war eine auf Gelehrsamkeit und gute Verwaltung gerichtete Natur und wünschte mit seinen Nachbarn Frieden zu halten. In die Zeit seiner Regierung fällt die engere Verbindung mit den Russen, die durch die Anwesenheit der Großfürstin Olga bezeichnet wird; die christliche Propaganda errang unter ihm neue Erfolge im Osten. Aber ebenso stand er in gutem Vernehmen mit dem Frankenreiche unter dem sächsischen Hause; auf dem Konzil in Ingelheim im Jahre 948 wird auch der griechischen Gesandten gedacht. Liutprand selbst, der von Berengar nach Konstantinopel geschickt wurde, traf in Venedig mit einem griechischen Gesandten zusammen, der in Spanien und Deutschland gewesen war, und einem Deutschen, des Namens Liutfred, der dahin ging. Er beschreibt dann den Palast und den Hof des Kaisers, in welchem sich Kunstfertigkeit und Pracht mit einer wohlgeordneten Administration und religiösen Ceremonien verband. Eine Scene, die er schildert, verdient wohl in Erinnerung gebracht zu werden.

Die Woche vor Ostern wurde mit einer Austeilung von Gold und Ehrenkleidern an die Würdenträger gefeiert. Zuerst wurde der Oberhofmeister, alsdann die beiden Oberbefehlshaber der Landmacht und der Flotte, die höheren Beamten und Patricier, die Protospatharier, Spatharier und andere beschenkt. Die Geschenke lagen bereits numeriert vor; die, welche sie erhalten sollten, nahmen sie in Empfang und zogen sich damit zurück. Die Austeilung dauerte mehrere Tage, der Kaiser selbst war dabei thätig. Als er nun Liutprand fragen ließ, wie ihm dies alles gefalle, verschwieg dieser nicht, daß es ihm noch besser gefallen würde, wenn er selbst einer Gnade teilhaftig würde, worauf ihn der Kaiser mit einem Ehrenkleid und einem Pfund Gold beschenkte. Der gelehrte Kaiser erscheint bei Liutprand überhaupt sehr erkenntlich; er hat jene indessen verstorbene burgundische Königstochter, die mit seinem Sohne vermählt worden, im Gedächtnis und um ihretwillen nimmt er Lothar, ihren Bruder, dem Berengar gegenüber in Schutz; es ist derselbe, mit dessen Gemahlin Adelheid sich Otto vermählte.

Gegen Ende der Regierung des Constantinus brachen neue Feindseligkeiten mit den Fatimiden in Syrien aus, die aber erst unter seinem Sohne Romanus II. zu nennenswerten Erfolgen führten. Auf den Rat des vornehmsten Heerführers, Nicephorus Phokas, der schon in Syrien gestritten, wurde mit allen Kräften ein Angriff auf die seit mehr als einem Jahr-

hundert entfremdete Insel Kreta unternommen und glücklich durchgeführt; im Jahr 961 wurde ein Einfall der Ungarn in Thracien siegreich zurückgewiesen. Zugleich drang Nicephorus in Cilicien vor; man versichert, daß die Saracenen im offenen Felde den Griechen nicht mehr zu widerstehen wagten. Aber in diesem Moment ging Romanus II., erst vierundzwanzig Jahre alt, mit Tode ab; er hinterließ zwei Söhne, Basilius II. und Konstantin VIII., die bereits als seine Nachfolger anerkannt waren, aber noch in sehr jungen Jahren standen, so daß für die Regierung anderweit gesorgt werden mußte. Da tritt nun die Witwe Romanus' II., die ältere Theophano, hervor, die aus dem geringsten Stande auf den Thron erhoben war. Wenn sie aber dem vornehmsten Truppenführer ihre Hand reichte, so ist das doch nicht geschehen, ohne faktiöse Bestrebungen zu veranlassen. Ein anderer Heerführer, Johannes Tzimisces, wurde von dem Verschnittenen Josephus, der den Palast regierte, dem Nicephorus vorgezogen; allein der Patriarch von Konstantinopel, Polyeukt, billigte die Vermählung mit der Kaiserin: Nicephorus wurde selbst auf den Thron erhoben. Das hatte auf die legitime Thronfolge wenig Einfluß; das Haus der Porphyrogeniti lebte in den beiden jungen Kaisern fort; nicht weniger aber in den Töchtern Romanus' II., den Enkelinnen Konstantins VII.

Zieht man nun die Macht des orientalischen Reiches, welches sich zu Lande und zur See gewaltig aufnahm und über russische und armenische Hülfsvölker verfügte, in Betracht, so hat es nicht eben etwas auffallendes, wenn Kaiser Otto I. den Gedanken faßte, seinen aufwachsenden Sohn, der einst Italien und Deutschland beherrschen sollte, mit einer Tochter aus dem Hause der Porphyrogeniti zu vermählen. Diese Dynastie galt als die vornehmste in Europa und befriedigte auch in dieser Hinsicht den väterlichen Ehrgeiz. Otto folgte damit einer Politik, der er bereits die größten Successe verdankte. Eben infolge seiner Vermählung mit Adelheid war er selbst Herr und Meister von Italien geworden; durch die Vermählung seines Bruders Heinrich hatte er das mächtige Bayern und diesen selbst für sich gewonnen; dann war er infolge der Verheiratungen seiner Schwestern mit den Oberhäuptern der beiden Parteien im westlichen Francien zu einer indirekten Herrschaft gelangt. Ähnliche Vorteile ließ eine Verbindung mit dem orientalischen Reiche erwarten, mit dem das occidentalische in mannigfaltigem Kontakt war, so daß ein Verständnis mit demselben als eine politische Notwendigkeit erschien.

Auch ein hierarchisches Moment wird dabei mitgewirkt haben. Wie schon jene Urkunde über Magdeburg andeutet, der römische Stuhl, dessen vornehmster Verbündeter Otto damals war, nahm eine Oberhoheit auch über Konstantinopel in Anspruch. Dieser Anspruch war dadurch genährt worden, daß vor kurzem römische Legaten an der Einsetzung des Patriarchen in Konstantinopel Anteil genommen hatten; es wird versichert, daß die Patriarchen mehr als einmal das Pallium von Rom empfingen; man klagte, das sei bloß

durch die Geldgier des Alberich geschehen, der die päpstlichen Rechte um Geld verkauft habe. Zu der Restauration des Papsttums, welche Otto durchzuführen im Sinne hatte, gehörte auch die Wiederherstellung dieser Rechte.

Am entschiedensten aber wirkte die Verbindung Ottos und des Papsttums mit den süditalienischen Herzögen von Capua und Benevent, Pandulf und Landulf, auf die Verhältnisse zu Konstantinopel ein: diese wurden von den Griechen als ihre Unterthanen betrachtet; daß sie jetzt zu dem abendländischen Kaisertume zurücktraten, erschien als eine Beleidigung der Majestät des Kaisertums von Konstantinopel. Um so stärker wurde es empfunden, da nun auch Otto die Ansprüche derselben auf die Grenzbezirke, welche die Griechen noch inne hatten, unterstützte; wir finden ihn im Jahre 968 in einer Belagerung von Bari begriffen, das die Unteritaliener den Griechen zu entreißen für geboten erachteten.

Wenn man es nun der Stärke des Widerstandes, den Otto dabei fand, zuschreibt, daß er sich zurückzog und sich wieder nach Rom begab, so mag dabei die Idee, sich mit den Griechen zu verständigen, mitgewirkt haben. Dabei aber sollte die Vermählung einer Porphyrogenita von Konstantinopel mit dem Sohne und präsumtiven Nachfolger Ottos die vornehmste Bedingung bilden. Liutprand, der über die Sache schon mit dem Kaiser gesprochen hatte, wurde dazu ausersehen, die Unterhandlungen hierüber in Konstantinopel zu führen. Er war schon einmal als Gesandter Berengars daselbst gewesen, hatte dort eine gute Aufnahme gefunden und erwartete jetzt eine noch bessere, weil er im Namen eines viel größeren und mächtigeren Fürsten erschien. Allein indes war in Konstantinopel alles verändert.

Der Aufschwung der Macht unter Nicephorus brachte die byzantinische Anmaßung, die oberste Potenz auf der Welt zu sein, wieder zu vollem Leben. Nicephorus sah in Konstantinopel die Fortsetzung des wahren, alten Roms. Den occidentalischen Kaiser als seinesgleichen anzuerkennen, war er weit entfernt: von ihm aber ward Liutprand mehr als ein Gegner angesehen. Nicephorus machte noch immer den Unterschied, daß er sich selbst den kaiserlichen Titel Basileus vorbehielt, Otto bezeichnete er aber nur als Rex. Eine matrimoniale Verbindung des einen mit dem anderen Hofe erschien als eine Mißheirat; man wurde in Konstantinopel nicht müde, die Vorzüge der regierenden Familie über alle anderen hinaus zu erheben; man fand nicht Worte genug, den Rang zu betonen, welcher einem Porphyrogenitus und den Nachkommen desselben zustehe; zu denen aber gehörte die Prinzessin, auf deren Vermählung mit seinem Sohne Otto dachte. Bei der ersten Erwähnung dieses Vorschlags gerieten die Staatsbeamten des Nicephorus in Aufregung: sie erklärten, darauf nur dann eingehen zu können, wenn ihnen Rom und Ravenna zurückgegeben würden.

Wir haben den Gesandtschaftsbericht Liutprands übrig: er ist immer mit Erstaunen gelesen worden. Wohl niemals hat ein Gesandter eine gehässigere Schilderung des Hofes, bei dem er beglaubigt war, geliefert.

Wollte man den Gegensatz, der zwischen Orient und Occident bestand, in grellster Form zur Anschauung bringen, so wäre dieser Bericht vor allem zu Grunde zu legen. Der byzantinische Hof erscheint darin als ein Überrest veralteter Größe. Die prächtigen Gewänder, in denen der Imperator und seine Würdenträger einhergehen, wollen für sie selbst nicht mehr passen. Die Devotion des Volkes erscheint lächerlich und kindisch. Die Hauptstadt ist voll von Anmaßung, Kriecherei und Betrug.

Man darf nicht alles, was darüber zuweilen mit einer Art von Skurrilität erzählt wird, als eine Rückwirkung der schlechten Behandlung betrachten, welche Liutprand erfuhr. Meistens tragen seine Schilderungen ein Gepräge von Gegenständlichkeit. Aber es ist nur die Schattenseite, die sich seinem Auge darstellt. Nicephorus, ein ausgezeichneter Mann im Feld und Rat, wird als die Karikatur eines wirklichen Fürsten geschildert, ebenso seine Umgebung. Man empfindet bei der Lektüre zugleich Vergnügen und Indignation. Eine eigentlich diplomatische Verhandlung aber war dabei unmöglich. Einmal nur wird Liutprand gefragt, ob sein Herr wirklich, wenn man ihm sein Verlangen gewähre, Friede und Freundschaft mit Nicephorus halten werde. Liutprand erwidert, daß die Behandlung, die er erfahren, seinen Kaiser leicht irre gemacht haben könne, worauf ihn die Byzantiner auf die unglückseligen Folgen aufmerksam machen, die ein Bruch mit Byzanz für Otto selbst und seine mit Tierfellen bekleideten Sachsen herbeiführen würde.

Damals ging ein Schreiben des Papstes, welches zur Empfehlung der ins Auge gefaßten Vermählung dienen sollte, in Konstantinopel ein. Schon in der Aufschrift wurde das Kaisertum Ottos hervorgehoben und Nicephorus als König der Griechen bezeichnet. Darüber aber schlug nun die Entrüstung des Hofes vollends in Flammen auf. Man war verwundert, daß das Meer die Boten, die ein so abscheuliches Schriftstück mit sich führten, nicht verschlungen habe. Man vergriff sich nicht weiter an ihnen, weil sie es nicht wert seien, behandelte sie aber als Gefangene. Liutprand, der die widerwärtigsten Begegnungen ausgehalten hatte, bekam endlich die Erlaubnis, abzureisen, aber auch hiebei fand er noch in Bezug auf sein Gepäck — denn viele kostbare Waren hatte er gekauft, darunter auch einige, deren Ausfuhr verboten war — die unangenehmsten Schwierigkeiten. Er war vom 4. Juni bis zum 2. Oktober 968 in Konstantinopel gewesen. Seine Heimkehr hat sich dann noch um einige Monate verzögert. Sein Bericht an Otto zeigt nicht nur den Unmut eines persönlich Verletzten, sondern er war tief ergrimmt. Sein Gedanke war eigentlich, den geistlichen Streit zwischen den Patriarchen in Rom und Konstantinopel zum Anlaß eines Krieges zu machen. Man sollte ein Konzil berufen und zu demselben auch den Patriarchen von Konstantinopel einladen. Sollte er nicht erscheinen, so würde man dann die kirchlichen Gesetze gegen ihn und Nicephorus in Anwendung bringen.

Daß Kaiser Otto auf die Vorschläge eines beleidigten Gesandten ein-

gehen würde, war nicht zu erwarten, aber an ein freundschaftliches Verhältnis zu Konstantinopel ließ sich doch auch nicht denken, so lange Nicephorus lebte. Im Jahre 969 brach der Krieg in Unteritalien wieder aus. Aus der Mitte dieses Feldzuges haben wir ein Dokument übrig, in welchem der Anspruch des Kaisers oder vielmehr des Kaisertums auf Unteritalien unumwunden ausgesprochen wird. Otto hebt darin hervor, daß er kraft seines kaiserlichen Rechtes allen seinen Getreuen aus Calabrien und dem übrigen Italien, sowie auch den Franken und den Deutschen gesetzliche Vorschriften mache. Aber etwas nachhaltiges richtete er nicht aus. Nachdem er sich entfernt hatte, geriet Pandulf, sein vornehmster Verbündeter, in Gefangenschaft; die Griechen waren stark genug, um Capua zu bedrohen. Wenn sie aber leicht vorgedrungen waren, so fanden sie doch auch wieder kräftigen Widerstand. Sie waren schon abgezogen, als die kaiserlichen Scharen von Spoleto, durch Sachsen und Schwaben verstärkt, anlangten, sich des Landes wieder bemächtigten und den Feinden nach Apulien folgten. Bei Ascoli kam es dann zu einer blutigen und wechselvollen Schlacht, in welcher das kaiserliche Heer zuletzt die Oberhand behielt. Im Mai 970 finden wir den Kaiser selbst, der inzwischen in Oberitalien verweilt hatte, auf einem Zuge, der ihn ins Gebiet von Neapel und Apulien führte.

Die einzige Chronik, die diese Ereignisse meldet, erzählt nicht sowohl von Kriegsthaten als von Verwüstungen. Eine Nachricht aber giebt sie, die von Wert ist. In dem Lager von Capua besuchte Aloara, die Gattin des gefangenen Pandulf, den Kaiser und brachte ihm ihren Gemahl in Erinnerung. Was hätte Otto aber unter den obwaltenden Umständen für denselben thun können? In diesem Augenblick ist in Konstantinopel eine Thronveränderung eingetreten, welche allem eine andere Gestalt gab.

Bei Leo Diakonus wird Nicephorus ganz im Gegensatze zu der Schilderung Liutprands als ein Mann gerühmt, der in der Durchführung des Zweckmäßigen und Benutzung von Zeitumständen alle seine Zeitgenossen übertroffen habe. Er wird als thatkräftig, scharfsinnig und durchgreifend geschildert. Aber nicht aus dem legitimen Geschlecht entsprossen und nur durch eine momentane Verwickelung auf den Thron gehoben, hatte er doch eine so feste Position, wie sie zur Durchführung eines strengen Regiments gehört hätte, mit nichten. Von Anfang an fand er einen Nebenbuhler an jenem Johannes Tzimisces, einem Heerführer, der ihm an Ruf und Verdienst am nächsten stand. Dieser war damals zurückgetreten. Nicephorus aber hatte seitdem für nötig gehalten, ihn aus seiner amtlichen Stellung zu entfernen und sich so in ihm einen unversöhnlichen Gegner geschaffen. Tzimisces wurde ihm auch dadurch gefährlich, daß er die Gunst der Kaiserin Theophano besaß, die sogar das meiste zu seiner Erhebung beitrug, indem sie ihm Gelegenheit gab, in den Palast einzudringen und Nicephorus zu töten. Am 11. Dezember 969 wurde Johannes Tzimisces in Konstantinopel zum römischen Kaiser zugleich mit den Söhnen Romanus' II. ausgerufen. Er würde

sich allem Anscheine nach mit Theophano, die schon mit seinen beiden Vorgängern den Thron geteilt hatte, vermählt haben, wenn der Patriarch Polyeukt sich nicht geweigert hätte, ein so anstößiges Verhältnis zu sanktionieren. Er vollzog die Krönung an Johannes Tzimisces nur unter der Bedingung, daß derselbe von Theophano gesondert bleibe. Übrigens war die Veränderung in der Regierung eine durchgreifende, sie betraf zugleich die inneren und die äußeren Verhältnisse. Alle die Männer wurden entfernt, von denen Liutprand so bitter gekränkt worden war.

Da ist es nun sehr erklärlich, wenn Tzimisces in Beziehung auf den Kaiser des Occidents die Politik seines Vorgängers änderte. Was Nicephorus verweigert hatte, gewährte Tzimisces. Leider ist der Blick der griechischen Autoren auf Konstantinopel und den Osten eingeschränkt; aber durch die italienischen Zeitgenossen erfahren wir, daß der von Nicephorus gefangen gehaltene Pandulf befreit und an Otto geschickt wurde, um den Frieden zu vermitteln. Daß nun bei diesem Frieden die Gewährung der bisher versagten Vermählung die vornehmste Bedingung ausmachte, wird zwar nicht ausdrücklich gesagt, aber versteht sich gleichsam von selbst.

Nicephorus war als ein Gegner des macedonischen Hauses betrachtet worden. Darin lag wohl das vornehmste Motiv für seine Zurückweisung der Anträge des sächsischen Hauses, dessen Ansehen, wenn sie genehmigt worden, dem Hause der Porphyrogeniti zu statten gekommen wäre. Tzimisces trat als ein Beschützer des macedonischen Hauses auf. Sein Verhalten in dieser Beziehung trug ihm den Beifall des Volkes von Konstantinopel ein. Durch seine Vermählung mit Theodora, Tochter Konstantins VII. Porphyrogenitus, Schwester des Romanus, machte er selbst die Interessen dieser Familie zu den seinigen. Er war jetzt der Oheim der jüngeren Theophano und hatte keinen Grund, ihr eine glänzende Stellung im Occident zu mißgönnen.

Dem neuen Imperator des Ostens mußte alles daran liegen, den Abzug der fränkischen und sächsischen Truppen aus Apulien herbeizuführen; denn das Verweilen derselben in einer griechischen Provinz war ein wunder Fleck in dem Zustande des oströmischen Reiches. Und die Lage desselben nach beiden Seiten hin, den Tauroscythen und Bulgaren in Europa, den Abbasiden, Fatimiden und Omajjaden in Asien und Afrika, war nicht dazu angethan, zugleich in Feindschaft mit der großen occidentalen Macht zu verharren. Tzimisces mußte inne werden, daß er Frieden mit Otto haben müsse. Andererseits war für die unteritalienischen Fürsten eine Verständigung des östlichen mit dem westlichen Kaisertume die Bedingung ihres Daseins. Es traf sich sehr gut, daß Pandulf, der durch seine Gemahlin dem Kaiser des Westens so eben in lebendige Erinnerung gerufen war, mit einer Mission des orientalischen Kaisers bei ihm eintraf. Wodurch aber konnte Otto bewogen werden, seine Truppen aus Apulien zurückzuziehen? Es konnte nichts anderes sein, als die Annahme seines oft wiederholten Antrages der Vermählung seines Sohnes mit einer byzantinischen Dame höchsten Ranges.

Es erhellt nicht mit Bestimmtheit, daß Otto hiebei die Anerkennung seiner kaiserlichen Würde zu teil geworden sei. Eine solche lag jedoch in der Annäherung des Tzimisces, die ohne dies in nichts zerronnen wäre. Der Schwerpunkt, in welchem sich die verschiedenen Tendenzen begegneten, lag eben in der Vermählung des jungen Kaisers mit einer Porphyrogenita aus Konstantinopel: sie erfüllte alle Ansprüche des genealogischen Ehrgeizes, der in dem sächsischen Hause ein großes Moment bildete. Heinrich I. hat einst seine Erhebung zum Königtume aus dem Gesichtspunkt angesehen, daß er eine Ehre erwerbe, die keiner seiner Vorfahren besessen habe. Eine Verbindung mit dem macedonischen Hause, das in Konstantinopel regierte, war der letzte Schritt in dieser Stufenreihe. Insofern hat es Wert, daß der Stammbaum des Basilius über entfernte Epochen ausgedehnt und selbst bis auf Alexander den Großen hinaufgeführt wurde; es gewährt der Verwandtschaft einen um so größeren Glanz.

Jenseit der persönlichen Wünsche lag die Idee im allgemeinen, die ein wahrhaft historisches Interesse in sich schloß. Die beiden Kaiserreiche standen seit den ersten Zeiten der Trennung durch den Primicerius von Ravenna in einem nicht auszugleichenden Widerstreit. Darauf beruhte der Gang der Weltereignisse bis zum Emporkommen des karolingischen Kaisertums. Aber noch war zwischen Orient und Occident ein nicht zu überbrückender Gegensatz: immer von neuem wurden die alten Feindseligkeiten wach gerufen. Jetzt bot sich die Gelegenheit dar, die beiden Herrscherhäuser dynastisch auf immer zu verknüpfen. Schon öfter war davon die Rede gewesen, aber nur vorübergehend; jetzt geschah es infolge einer großen politischen Veränderung in Konstantinopel. Es war die Bedingung und das Cement eines Friedens, der Orient und Occident umfaßte.

Dabei tritt noch eine unmittelbare Beziehung auf die laufenden Angelegenheiten hervor. Das schon öfter herbeigezogene und der Berücksichtigung würdig befundene Chronikon des Benedictus macht die Bemerkung, daß das griechische Kaisertum noch immer in Italien sehr angesehen gewesen sei. Um den Einwirkungen desselben dort ein Ende zu machen, habe Otto die Absicht einer matrimonialen Verbindung seines Sohnes mit einem Fräulein aus dem Kaiserhause von Konstantinopel gewünscht. Der Gang dieser Angelegenheit ist ein sehr natürlicher. Den Antrieb gab das hohe Ansehen des Hauses der Porphyrogeniti und eine direkte oder indirekte Verbindung mit demselben. Der Gedanke wurde jedoch dadurch unausführbar, daß ein nicht legitimer Kaiser im Besitz der Gewalt in Konstantinopel war, der dann eine Förderung des legitimen Hauses nicht eben gerne sah und an dem Gegensatz des griechischen und ostfränkischen Imperiums eifrig festhielt. Durch eine Revolution in Konstantinopel selbst wurde aber dieser Kaiser gestürzt und der Nachfolger desselben, der sich dem legitimen Geschlecht auf das engste anschloß, ließ die Widerrede gegen die Vermählung nicht allein fallen, er machte sie selbst zu einem Motiv des Friedens mit dem Abendlande.

Otto verließ Apulien, ohne jedoch die Herrschaft im südlichen Italien aufzugeben; wir finden ihn im Herbste des Jahres 970 seines Amtes als oberster Richter daselbst pflegen; den Winter verweilte er in Rom. Im April 971 hielt er eine Reichsversammlung in Ravenna ab, bei der sich auch die unteritalischen Fürsten einfanden. Die deutschen Angelegenheiten wurden nicht aus den Augen gelassen, wie die Anwesenheit des Bischofs Udalrich von Augsburg beweist. Aber über allem, was geschah, schwebte doch die Verhandlung über die Vermählung des kaiserlichen Erben.

Eine neue Gesandtschaft ging von Ravenna nach Konstantinopel ab, an deren Spitze, soviel man weiß, der Erzbischof Gero von Köln stand, der, indem er die Werbung vollzog, zugleich Bedacht nahm, seine Kirche mit namhaften Reliquien zu versorgen. Wir erfahren, daß er in beiderlei Hinsicht glücklich war. Tzimisces ließ die Prinzessin mit ansehnlichem Gefolge, reich ausgestattet mit Geschenken, nach Italien abgehen. Theophano wird in den Nachrichten, die nach dem Sachsenlande gelangten, als eine vornehme Dame von Geist und Eleganz geschildert. In Benevent empfing sie der Bischof Theodorich von Metz, der der kaiserlichen Familie sehr nahe stand; seine Mutter war die Schwester der Königin Mathilde; in der Schule Brunos von Köln war er aufgewachsen; wir werden seiner noch öfter zu gedenken haben.

Die Vermählung wurde im April 972 in Rom vollzogen; Papst Johann XIII. gab ihr den apostolischen Segen. Theophano wurde gekrönt; sie erscheint als Kaiserin der Römer. Durch die Vermählung seines Sohnes, welche zugleich einen Ausgleich zwischen Rom und Konstantinopel, dem Papsttum und dem Patriarchat, sowie den Frieden für Italien in sich schloß, konnte Otto das Tagewerk seines Lebens für vollendet erachten.

Nicht ohne die größten Gefahren, Kämpfe und Entschließungen war Otto zu der Stellung gelangt, die er jetzt inne hatte. Ich lege Wert auf die Entschließungen: denn diese sind es, was die Geisteskraft und die Seele eines Menschen am meisten kennzeichnet und was dann demgemäß auch die größten Wirkungen hervorbringt. Sollte man nicht die Thronbesteigung Ottos selbst einer inneren Entscheidung zuschreiben müssen? Den Absichten seiner Mutter gegenüber, die nach einer aus Persien und Konstantinopel stammenden Idee und aus persönlicher Vorliebe den jüngeren Bruder begünstigte, schloß er mit den vornehmsten Herzögen und der hohen Geistlichkeit einen Bund, vor welchem sie zurückweichen mußte, so daß dann jene Krönung vollzogen wurde, welche das Vorbild der späteren Krönungen im deutschen Reiche geworden ist.

Aber kaum hatte sie stattgefunden, so entstanden feindselige Bewegungen zu Gunsten der Ansprüche des durch die Krönung zurückgewiesenen Bruders, an denen auch einige Herzöge teilnahmen, welche die Krönung vollzogen hatten; denn die von ihnen selbst begründete königliche Gewalt fiel ihnen, sobald sie handelnd auftrat, doch wieder beschwerlich. In den Verwickelungen, die dann folgten, bildet es vielleicht das entscheidende Moment, daß Otto die Bedingungen, die ihm unter der Vermittelung eines großen geistlichen Fürsten

angeboten wurden, zurückwies; er wollte das Königtum, wie es in seinen Händen war, in voller Autonomie behaupten. Und wenn er damit Unruhen in dem östlichen und westlichen Reiche hervorrief, die einmal nahe daran waren, ihn zu vernichten, so hat er sich doch durch Entschiedenheit seines Wollens und das Vertrauen auf den durch göttliche Schickung ihm erteilten Beruf gegen sie behauptet und dadurch faktisch die Herrschaft in dem ostfränkischen und das Übergewicht in dem westfränkischen Reiche an sich gebracht.

Indem er nun aber seinen Bruder, der ihm im Sachsenlande selbst sehr gefährlich wurde, nachdem er ihn nochmals überwunden, dadurch zu befriedigen suchte, daß er ihm ein großes Herzogtum übertrug, erweckte er die Eifersucht seiner bisherigen Anhänger, seines vornehmsten Heerführers und seines Sohnes selbst.

Um die einmal ergriffene Stellung zu behaupten, hat Otto sich nicht selten mit denen schlagen müssen, die ihm am nächsten standen, wie erst mit seinem Bruder, so jetzt mit seinem Sohne. Er mußte erleben, daß ihm in einer der wichtigsten Metropolen des Reiches ein Widerstand entgegengesetzt wurde, dem er in der That nicht gewachsen war, zumal da die Slaven auf der einen, die Ungarn auf der anderen Seite das Reich durch Zerstörung der Marken und verwüstende Einbrüche bedrohten. Da ist nun nichts höher anzuschlagen, als die Haltung Ottos auf dem Tage von Langenzenn; er setzte die Herstellung des inneren Friedens über jede andere Rücksicht und brachte es wirklich dahin, daß diese Überzeugung sich Bahn brach, so daß bei dem großen Einfall der Ungarn beide Parteien gemeinschaftliche Sache machten und der König unter Beihülfe seiner bisherigen Widersacher jenen Sieg am Lech davontrug, der nicht allein in der deutschen, sondern auch in der europäischen Geschichte Epoche macht. Mit dieser Entschlossenheit, die aus moralischen Impulsen entsprang, verband sich in Otto eine gleichsam instinktive Einsicht in die politische Lage, die ihm seine großen Unternehmungen nach Italien eingab. Ohne Zweifel ist in seinem Kopfe dort in Böhmen aus den Wahrnehmungen der in Italien obwaltenden Verhältnisse der Entschluß entstanden, sich der Lombardei kraft des alten Anrechtes der karolingischen und ostfränkischen Könige und zugleich durch eine Verbindung mit den herabgedrückten italienischen Landsassen, an deren Spitze eine Fürstin stand, die er zu seiner Gemahlin erkor, zu bemächtigen. Durch glückliche Kombination und einsichtige Entschlossenheit gelangen ihm alle seine Unternehmungen. Nach der ersten Besitznahme der Lombardei stand er den Schwierigkeiten, die er voraussah, gegenüber davon ab, nach Rom zu gehen und sein Recht auf die Kaiserkrone geltend zu machen. Dazu schritt er erst, als die Sache dahin gekommen war, daß er von den italienischen Großen und zugleich von dem Papst dazu eingeladen wurde. Er nahm die Krone aus der Hand des Papstes, zugleich aber manifestierte er die Tendenz, die kaiserlichen Rechte geltend zu machen. Diesen Entschluß hätte ihm niemand anraten können. Er war ganz sein

eigen; und was er einmal gethan, davon wich er auch in den größten Gefahren nicht zurück; er besaß eine eiserne Unerschütterlichkeit. Seine Politik stützte sich auf sein Schwert. Wehe denen, die sich ihm widersetzten; er behandelte sie nicht allein als seine Feinde, sondern als Verbrecher. Rücksichten kannte er nicht; er identifizierte seine Persönlichkeit mit der Stellung, die er in den allgemeinen Konflikten nahm.

Einen Einblick in sein intimstes Leben gewährt uns sein Verhältnis zu seiner Mutter. Er hatte mit ihr gebrochen, weil er ihr keinen Einfluß auf seine Regierung gestatten wollte, dann aber, als nichts mehr zu befürchten war, zur Aussöhnung die Hand geboten; in den Irrungen mit Liudolf ist ihm ihre Unterstützung nicht allein erwünscht, sondern nützlich gewesen. Die größte Teilnahme widmet Mathilde dem Wohlergehen ihrer neuen Schwiegertochter Adelheid und deren Kindern, namentlich der Geburt des jungen Otto, dessen Dasein ein Moment in dem Mißverständnis mit Liudolf bildet und die Hoffnung des Hauses ausmacht, da Liudolf kurz darauf stirbt. Mit heißen Gebeten begleitet sie den Zug ihres Sohnes nach Rom, der in ihren Augen zugleich eine Wallfahrt ist. Bei der Rückkehr von dort traf sie in Köln mit ihm zusammen. Es war ein großes Fest der kaiserlichen Familie: Adelheid mit ihrem Sohne, auch Gerberga mit ihren Kindern waren gekommen, nicht allein der Erzbischof Bruno, sondern auch dessen Lehrer Balderich von Utrecht, der sich durch Wiederherstellung seiner Kirche aus tiefem Verfall einen Namen erworben hatte. Der Kaiser selbst, in dessen Antlitz, den wachsenden Jahren zum Trotz, noch immer die Augen mit ihrem eigentümlichen Feuer leuchteten, erschien in dem Glanze der Siege, im Kreise seiner Angehörigen, voller Kraft, ein patriarchalischer Kaiser; seine Bewegungen waren langsamer, als ehedem; sein Haupthaar war ergraut und spärlich geworden; gegen die Sitte der Sachsen wallte ihm ein breiter Bart tief auf die Brust herab; seine Körperbeschaffenheit hat man mit Worten geschildert, die an die homerischen Helden erinnern. Und wie er von jeher immer den Umständen Rechnung getragen hatte, so erwies er auch jetzt seiner Mutter die Freundlichkeit, die sie am höchsten anschlug: er begleitete sie nach dem von ihr in Nordhausen gestifteten, noch nicht vollendeten Kloster, an dessen Zukunft ihre Seele hing. Dort nahm er von ihr Abschied. Man wird der Scene wohl gedenken dürfen, die in der jüngeren Lebensbeschreibung der Mathilde überliefert ist. Sie haben beide miteinander der Messe beigewohnt. Das Pferd des Kaisers steht gesattelt und gezäumt vor der Thüre der Kirche; Mathilde begleitet ihren Sohn mit ihren Augen, bis er es bestiegen hat; dann geht sie nach der Kirche zurück und küßt den Boden, auf dem seine Füße gestanden. Hievon unterrichtet, springt Otto wieder aus dem Sattel. „Wie könnte ich Dir diese Thränen vergelten", ruft er aus, indem er neben ihr auf seine Kniee sinkt. Naturwahr ist es, wie dann die Königin in ihn dringt, nicht länger zu verweilen, denn dadurch würde der Schmerz der Trennung nur bitterer werden; wider ihren Willen seien sie genötigt, sich

voneinander loszureißen; der Abschied sei für immer: niemals werde er sie wieder sehen.

Es ist keine Sentimentalität zwischen Mutter und Sohn. In der Abwechselung der Stimmungen liegt aber ein tiefes und echtes Gefühl. Die alte Mutter, die von dem Wahne, Anteil an der Regierung zu nehmen, längst zurückgekommen war, und der glorreiche Sohn, der mit ihr gehadert, aber jetzt alles vergessen hatte, scheinen einander wert gewesen zu sein. Bald darauf ist Mathilde gestorben.

Otto hat alsdann die kaiserliche Autorität in Rom wiederhergestellt und seine Aufmerksamkeit auf den Orient gerichtet. Seine Regierung hat einen Grundzug, der an die Familie anknüpft; sein natürlicher Sohn Wilhelm, Erzbischof von Mainz, verwaltete das Reich, sein Bruder Bruno, Erzbischof von Köln, sicherte ihm eine dauernde Beziehung zu den vornehmsten westfränkischen Häusern; die großen Herzogtümer waren mit Angehörigen seines eigenen Hauses besetzt. Bei seiner Größe entschwanden ihm doch niemals die Erinnerungen aus früherer Zeit; in einem langen Lebenslauf knüpfen die entfernten Momente unaufhörlich aneinander: man hat verzeichnet, wie freudig er aufsprang, wenn ihm in Italien der Besuch eines alten Freundes aus Deutschland gemeldet wurde. Auf der Vogelbeize hat man ihn altgewohnte Weisen wiederholen hören. Er war fünfunddreißig Jahre alt geworden, ehe er ein Buch hatte lesen können; aber er hatte einen angeborenen Sinn für Litteratur und Wissenschaft; noch bei seinem letzten Aufenthalte in Rom hatte er Gerbert, den gelehrtesten Mann der Epoche, in seine Bekanntschaft gezogen. Es ist ein gewisser Schwung in diesem Leben, der fast noch mehr in den Begebenheiten hervortritt, die zwischen äußerer Gefahr und großen Successen schwanken, als in Kundgebungen persönlicher Gefühle. Jetzt war nun Otto dahin gelangt, jene Verbindungen einzugehen, welche sein Ansehen im Orient mächtig erhoben und zugleich seinen Nachkommen die größte Aussicht eröffneten.

Nach der Vermählung seines Sohnes und seiner Schwiegertochter begab er sich auf die Rückreise nach Deutschland, denn auch hier wollte er seinen Sohn als den künftigen Herrn einführen. Wir dürfen ihn wohl auf den Stationen seiner Reise begleiten, die immer etwas charakteristisches darbieten. In Pavia bestätigte er dem Patriarchen von Grado die ihm von seinen Vorgängern zu teil gewordenen Verleihungen. In Mailand nahm er mit seinem Sohne an einer Gerichtssitzung teil, in welcher über die Ansprüche der Kirchen von St. Ambrosio und Bergamo auf gewisse Güter entschieden wurde. In Begleitung seines Sohnes trat er im August 972 in die eigentlich deutschen Gebiete ein. Im September finden wir ihn in Ingelheim auf einer in Gemeinschaft mit dem Papste angeordneten Synode, wo die Erzbischöfe des Reiches, von Mainz, Köln, Trier, Salzburg, Hamburg und der neue Metropolit von Magdeburg mit den meisten ihrer Suffragane ihn persönlich begrüßten und die hierarchische Einheit des Reiches zur Erscheinung

brachten. In Tribur sah er am 7. Oktober seine Nichte, die Äbtissin Gerberga von Gandersheim, die er mit Besitzungen im Taubergau ausstattete. Weihnachten feierte er in Frankfurt, wo er das Bistum Cambray nicht nach der von den Bürgern getroffenen Wahl, sondern nach eigenem Ermessen mit einem Kanonikus sächsischer Herkunft besetzte, obwohl dieser die Landessprache nicht verstand.

Nicht so ganz ohne alle innere Gegenbewegungen fand er sein Sachsen, als er im Jahre 973 dahin zurückkam; seine Anwesenheit aber hielt alles in Unterordnung. Den Palmsonntag brachte er in Magdeburg zu, wo dann der Erzbischof und seine Suffragane ihn in die noch unvollendete Kirche geleiteten. Darauf ging er nach Quedlinburg, um die Osterfeier zu begehen. Hier, wo er sich an den Gräbern seines Vaters und seiner Mutter der Hinfälligkeit der Menschen erinnern mußte, traf ihn selbst ein herber Verlust: Herzog Hermann von Sachsen, genannt Billung, der nicht ohne fortdauernde Anstrengungen die Autorität der höchsten weltlichen Gewalt in der Provinz ausgeübt hatte und noch immer unentbehrlich schien, war gekommen, ihn zu begrüßen; er wurde durch einen unerwarteten Tod vor seinen Augen weggerafft; ein Ungemach, wie es das ansteigende Alter der Fürsten und nicht dieser allein zu verfolgen pflegt. Alles andere entsprach Ottos Wünschen. Die Herzöge von Böhmen und Polen erschienen vor ihm, von denen besonders der erste, namens Boleslav, als eifriger Christ geschildert wird. Auch Gesandte der Ungarn und selbst der Bulgaren stellten sich ein, um ein gutes Vernehmen mit dem Kaiser, dessen Ansehen durch die Verbindung mit Konstantinopel noch verstärkt worden war, einzuleiten. Dieser zog darauf nach Merseburg, der ältesten Erwerbung seines Vaters, wo er das Himmelfahrtsfest (1. Mai) beging. Hier empfing er eine Mission noch von größerer Aussicht, aus Afrika. Wahrscheinlich veranlaßten die zweifelhaften Verhältnisse zwischen den Fürsten der Fatimiden, dem neuen Emir al Mumenin, der sich eben damals Ägyptens bemächtigt hatte, und dem östlichen Kaisertume diese Mission. Oder war es eine bloße ehrerbietige Begrüßung? Die Gesandten brachten zugleich Geschenke dar.

Diese Mission beschließt den Kreis der universalen Beziehungen, in denen sich Kaiser Otto bewegte; denn auch mit den Omajjaden in Spanien stand er, wie wir wissen, in gesandtschaftlichem Verkehre. In diesem Augenblick ist auch ein jüdischer Reisender aus Spanien bei ihm gewesen, der die östliche slavische Welt zu seinem Studium gemacht hat.

Das Gefühl seiner Gesamtstellung mochte den Kaiser beleben, als er sich nach seiner heimatlichen Pfalz und Kirche begab, nach Memleben an der Unstrut, da, wo dieser, an der Oberfläche ruhige und stille, in der Tiefe aber in starker Strömung wogende Fluß sich aus dem Thale einen Weg durch die benachbarten Berge gebrochen hat, die noch ihre in das höchste Altertum reichenden Namen bewahrt haben. Man nimmt an, daß es eine altgermanische Begräbnisstätte gewesen sei. Wer jemals die Ruinen des Ortes besucht hat,

wird dort weder ohne Freude an der lebensvollen Umgebung, noch ohne schmerzliche Teilnahme für die alten Gründer verweilt haben, die daselbst ihr Lebensziel erreicht, wie schon Heinrich I., so auch Otto. Er war am 6. Mai daselbst angekommen. Man hat mehr vorausgesetzt, als aus alten Nachrichten bestätigt wird, daß er mit Todesahnungen dahin gelangt sei. Aber der Tod war in ihm. Am 7. hat er noch die Stunden kirchlicher Andacht innegehalten, nicht ohne sie durch Ruhe zu unterbrechen und den Armen, wie die Chronik sagt, seine Hand dargeboten. Bei Tische erschien er heiter. Als er in der Vesper den Gesang des Evangeliums angehört hatte, ist er vom Todesschauer betroffen worden. Von Hitze und Schwachheit überrascht, ward er auf einen Sessel gebracht, empfing daselbst noch das Abendmahl, das den Menschen bei seinem Abschiede aus dem Irdischen mit dem Unvergänglichen in Berührung bringt; dann ist er ohne vorhergegangene Krankheit, ohne Todeskampf verschieden. So erlag der Mann, welcher als der Herr der abendländischen Welt angesehen werden konnte, unerwartet dem Schicksale der Sterblichen. Die Fülle einer unerschöpflichen Lebenskraft hatte ihn bis an sein Ende begleitet, dann ist sie plötzlich versiegt. Er war erst einundsechzig Jahre alt, als er verschied, wie auch sein Vater ungefähr in demselben Alter gestorben war, beide an demselben Orte, nach dem thatenvollsten Leben.

Es sei mir erlaubt, über die Weltstellung der beiden großen Männer, selbst auf die Gefahr mich zu wiederholen, noch einige Bemerkungen hinzuzufügen.

Vorangegangen waren ihnen Pippin und Karl der Große, ebenfalls Vater und Sohn, durch deren Aufeinanderfolge und Zusammenwirken der Occident seine definitive Gestalt erhalten hatte. Was der Vater mit genialem Blick entworfen hatte, führte der Sohn mit umsichtiger Politik und glücklichen Waffen aus; unter seiner langen ruhigen Verwaltung gestaltete sich das abendländische Reich. Nicht gerade dasselbe war das Verhältnis zwischen Heinrich und Otto. Von Heinrich findet sich nichts, woraus man schließen könnte, daß seine Entwürfe den Unternehmungen seines Sohnes zu Grunde gelegen hätten. Aber sie haben, nacheinander auftretend, unter veränderten Umständen doch die größten Erfolge errungen. Ihnen vor allen ist zu danken, daß das karolingische Reich im allgemeinen in seinem Bestande erhalten wurde. Vater und Sohn wirkten zusammen, um die gefährlichsten Feinde, von denen Germanien jemals angefallen worden ist, von dem Boden desselben zu vertreiben. Durch Otto wurde Italien wieder auf das engste mit dem Reich verbunden und das westliche Francien in friedlichem Konnex mit demselben erhalten. Auf der Vereinigung der drei großen Lande beruhte die abendländische Welt, ihre Macht und ihre Kultur.

Sehr wesentlich zur Konsolidation des Reiches war die Verbindung Karls des Großen mit dem Papsttum, durch welche das geistliche und weltliche Interesse so gut wie ineinander fielen. Die Kirche gehörte der romanischen Welt an; sie wirkte aber auf die germanischen Völkerschaften auf das tiefste

ein: sie verknüpfte die religiöse Anschauung mit der Idee der apostolischen Mission des heiligen Petrus und mit der Überlieferung des Altertums überhaupt. So wurde Sachsen, das Karl mit den Waffen bezwang, als Kirchenprovinz organisiert, Bayern nur durch eine direkte Einwirkung des Papstes dem Großkönigtum, welches dann das Kaisertum wurde, unterworfen. Ich will sagen, daß die Konstituierung des Reiches, wie sie die romanischen Elemente in sich begriff, so auch nicht ohne den Einfluß des Papstes durchgeführt worden ist. Die persönliche Autorität eines großen Fürsten aber gehörte dazu, um alles vereinigt zu halten.

Seitdem aber war, wie oft bemerkt, eine durchgreifende Veränderung eingetreten. Jener ebenfalls aus dem Altertum stammende Widerstreit zwischen Priestertum und höchster Gewalt war wieder ausgebrochen; das Priestertum war zu einer Ausbildung und Stärke gelangt, bei der die weltliche Macht, die unter den Karolingern verfiel, nicht mehr selbständig berühren konnte. Auch in Germanien drangen die hierarchischen Doktrinen vor, und es hätte wohl möglich scheinen können, daß die Wesenheit des germanischen Geistes dadurch absorbiert worden wäre. Wodurch nun ist es geschehen, daß es soweit nicht kam? Es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß es hauptsächlich durch das Emporkommen eines Fürstenhauses geschah, welches, durch und durch germanisch, die Idee der weltlichen Gewalt wieder zur vollen Geltung brachte. Das Reich, das Heinrich I. gegründet und Otto der Große zu einem prächtigen Aufbau erhob, hat eine germanische Ader von überwiegender Kraft und Schärfe; es gab der weltlichen Macht ihre Autorität zurück, nicht allein den höchsten Gewalten selbst, sondern auch den untergeordneten, die sich um sie her gruppierten, denen auch die Bischöfe, frei von dem bisherigen absoluten Ansehen des Papstes zu Rom, sich anschlossen. Wäre eine unbedingte Unterwerfung des Klerus ins Werk gesetzt worden, so würde das die Fundamente des Reiches erschüttert haben. Die religiöse Idee wurde jedoch von den sächsischen Fürsten nicht bekämpft, aber die kirchenpolitische erfuhr eine Umwandlung. Das Bestreben ging nun dahin, die Unabhängigkeit der kaiserlichen und königlichen Gewalt von den klerikalen Eingriffen in die Regierung zu befreien. Es zielte auf ein Nebeneinanderbestehen der beiden Gewalten mit einem Übergewicht der weltlichen. Das war das Prinzip des deutschen Reiches, welches durch Heinrich und Otto auf den Grundlagen des karolingischen autonom errichtet wurde. Die europäischen Völkerverhältnisse wurden durch ein kompaktes Zusammenhalten der deutschen Nation neugestaltet. In England und Frankreich war man nicht so glücklich gewesen, wie in Deutschland; man hatte die nordischen Einbrüche nicht zurückzuweisen vermocht; die Nationalitäten selbst hatten sich unter dem Einfluß derselben verändert. Sie hatten andere Bedürfnisse, andere Mittelpunkte. Das Emporkommen der weltlichen Macht verschaffte ihnen in sich selbst neue Grundlagen.

Wenn das Kaisertum eine universale Autorität anstrebte, so mußte doch dieser Versuch — wir werden darauf zurückkommen — wieder aufgegeben

werden. Dem deutschen Reiche selbst wäre eine vollkommene Nullifizierung der päpstlichen Gewalt unerträglich geworden, und die benachbarten Nationen waren weit entfernt, sich einer centralen Superiorität unterwerfen zu wollen, wie sie hierdurch entstanden wäre. An die Begründung des deutschen Reiches mit höchstem Anspruch knüpft sich vielmehr das Erwachen des nationalen Gefühles, ohne jedoch von der geistlichen Idee abweichen zu wollen. Vielmehr gewann diese wieder im Laufe des folgenden Jahrhunderts eine intensive Kraft und Stärke. Aus allem zusammen bildete sich der Völkerkomplex, den wir die abendländische Christenheit nennen, in dem dann die eigentümlichsten Kräfte und Tendenzen sich gestalteten und bedingten. Diese Welt ist dann die Grundlage des heutigen Völkerlebens geworden. Ich würde glücklich sein, wenn mir vergönnt wäre, den Fortgang der Weltgeschicke unter diesem Gesichtspunkt noch weiter nachzuweisen.

III.

Höhe und Niedergang des deutſchen Kaiſertums.

Die Hierarchie unter Gregor VII.

Vorwort.

Mit tiefer Wehmut legen wir dem deutschen Publikum den 7. Band* der Weltgeschichte Leopold von Rankes vor. Der Wunsch, den der Verewigte am Schlusse des 6. Bandes* ausgesprochen: „Ich würde glücklich sein, wenn mir vergönnt wäre, den Fortgang der Weltgeschicke unter diesem Gesichtspunkt noch weiter nachzuweisen" — dieser Wunsch, den Tausende dankbarer Leser von ganzem Herzen teilten, ist leider nur in beschränktem Maß in Erfüllung gegangen.

Wie es für Ranke niemals eine Pause im Schaffen gab — denn Leben und Thätigkeit war ihm eins und dasselbe: so hat er auch diesmal unmittelbar nach dem Abschluß des vorigen Teils an die Fortsetzung seines letzten und größten Unternehmens Hand angelegt. Zu der gewohnten Leidenschaft der Arbeit gesellte sich eine ahnungsvolle Ungeduld, die seinen Geist dazu beflügelte, in der Frist von vier Monaten, aller Anfälle körperlichen Schmerzes ungeachtet, einen Zeitraum von vier Menschenaltern, reich an universalhistorischen Begebenheiten, nach seiner Weise aus den ursprünglichen Quellen neu zu erkunden und darzustellen. Das Ergebnis dieser heldenmütigen Anstrengung des Neunzigjährigen ist der vorliegende Band, welcher die Weltgeschichte vom Tode Ottos des Großen bis auf die Schwelle des Zeitalters der Kreuzzüge herabführt.

Es bedurfte freilich noch der eifrigen und glücklichen Bemühung eines treuen wissenschaftlichen Gehülfen, des Herrn Paul Hinneberg, um aus den Diktaten und nach den Weisungen des Entschlafenen einen wohlgefügten, bequem lesbaren Text herzustellen. Doch wird niemand erst nach einer Versicherung verlangen, es lehrt vielmehr überall der Augenschein, daß dies nachgelassene Werk im ganzen wie im einzelnen als ein durchaus echtes Produkt des Rankeschen Genius zu Tage tritt.

---

* Der ersten neunbändigen Ausgabe. D. V.

Noch auf seinem Sterbelager war Leopold von Ranke mit der Anschauung der in diesem Bande auftretenden Gestalten unserer Kaiserzeit beschäftigt. Gleichsam von der Dämmerung seines scheidenden Tiefsinns beleuchtet, erschienen ihm die großartigen Geschlechter der Ottonen und Salier wie etwas Ungeheures. Es war ihm nicht beschieden, was er so sehnlich begehrte, zum mindesten noch die staufische Zeit bis zum Ausgang des Kampfes zwischen Kaisertum und Papsttum mit dem nämlichen Anteil reifster Lebensweisheit schildernd zu begleiten. Nur die Aufzeichnungen früherer Jahre, wie sie für die vollendeten Teile regelmäßig die Unterlage bildeten, sind auch für die Folgezeit im Nachlasse vorhanden.

Man wird Verlangen tragen, die Auffassung der ferneren welthistorischen Entwickelung, die in Rankes Geist lebte, soweit es möglich ist, aus diesen Papieren zu entnehmen. Doch gestattet der Zustand der letzteren bis jetzt noch keine bestimmte Entscheidung über die Form, in welcher eine derartige Ergänzung der Rankeschen Weltgeschichte — denn von einer ebenmäßigen Vollendung ließe sich nicht reden — dem Publikum dargeboten werden soll.

Für heute war es unsere Pflicht, dem deutschen Leser das eigenste Vermächtnis unseres größten Geschichtschreibers einzuhändigen; niemand im Vaterlande wird es ohne ehrfürchtige Rührung empfangen.

Im Auftrage der v. Rankeschen Familie:
Alfred Dove.

Bonn, Dezember 1886.

Ich habe mich einst mit dem patriotischen Gedanken getragen, eine allgemeine deutsche Geschichte zu unternehmen. Was mich davon abhielt, war die Bemerkung, daß die beiden geistigen Potenzen, die in derselben mit oder gegeneinander auftraten, doch keine Erklärung innerhalb ihrer Grenzen selbst haben. Sie sind nur zu verstehen als Produkte der früheren Epochen der allgemeinen Geschichte. Die oberste politische Gewalt, das Kaisertum, das mit dem 10. Jahrhundert an die Deutschen kam, war dasselbe Imperium, welches einst bei der Überwältigung der Völker der alten Kultur durch die Römer gegründet worden. Es trug den Namen des größten Mannes, den das Altertum in Bezug auf innere Antagonien und äußere Organisationen hervorgebracht hat. Doch erst die Nachfolger Cäsars, die nach ihm ihre Würde benannten, haben dem Gemeinwesen eine feste Gliederung gegeben, durch welche den inneren Kämpfen, die es zerstört haben würden, ein Ende gemacht und seine Stellung in der Welt unwiderruflich bestimmt wurde. Es war eine den Frieden und die Macht erhaltende Gewalt, die sich über den Orient sowie über den Occident erstreckte und auch einen Teil der germanischen Völker umschloß.

Nicht in diesem Umfange war sie die Jahrhunderte daher fortgesetzt worden. Sie würde sonst das innere Leben der Nationen unmöglich gemacht und absorbiert haben. Die religiösen Vorstellungen der alten Welt, welche, ursprünglich überall an lokale Dienste anknüpfend, jetzt in der Hauptstadt centralisiert, dieser, ja dem Cäsar selbst eine göttliche Mission zuschrieben, konnten hierdurch doch weder befriedigt noch erschöpft sein. Die zweifelhafte Übertragung der höchsten Gewalt von einem Herrschergeschlecht zum andern mußte immer neue Bewegungen hervorbringen, welche das religiöse Ansehen des Imperators erschütterten. Die Völker verlangte so nach einer Religion, die in ihnen selbst das Gefühl einer tiefinnerlichen, von diesen Wechselfällen unabhängigen Gemeinschaft erzeugen konnte.

Da war nun die Religion in der Welt erschienen, welche die universale zu werden den Anspruch und die innere Macht besaß, und in der das dem

Menschen innewohnende allgemeine religiöse Bedürfnis wie in keiner andern befriedigt wurde: das Christentum. Aber wie es nur durch persönlichen Glauben ergriffen werden konnte, so mußte es sich auf dieser Grundlage in sich selbst organisieren. Es erhob sich in fortwährendem Widerstreit mit dem Kaisertum, dem es einen überweltlichen Gott, an den Dienst Jehovahs anknüpfend, in gläubiger Verehrung entgegensetzte.

Endlich, im Konflikte aller inneren Elemente des Lebens geschah es, daß die Kaiser selbst zu dem Gedankenkreis übertraten, mit dem sie bisher gerungen hatten, jedoch ohne im mindesten auf das lebengebende Moment ihres eigenen Daseins zu verzichten. Vielmehr bildete sich zwischen den beiden Autoritäten eine Wechselwirkung aus, auf welcher lange Zeit der Bestand der abendländischen Welt überhaupt beruhte. Das Christentum gewann durch die Macht über die Gemüter bald eine nahezu unabhängige Stellung; die geistlichen Oberhäupter, die sich auf den Konzilien vereinigten, behielten doch auch, dem Kaiser zur Seite und im Einverständnis mit ihm, eine dominierende Autorität, da die vornehmsten Fragen, die jetzt die Menge beschäftigten, geistlicher Natur waren.

Nicht lange, so wurden zwischen dem geistlichen und dem weltlichen Oberhaupt neue Organisationen des Reiches vereinbart und durchgeführt, die, in unaufhörlichem Kampfe entstanden, den Stempel dieser Bewegung trugen. Sie führten eine Trennung zwischen Orient und Occident herbei, indem der weltliche Mittelpunkt auf Byzanz überging, wo sich die Macht des alten Imperiums fortsetzte, während Rom in unaufhörlichem Kontakt mit den germanischen Völkerschaften, welche die Oberhand im Occidente erlangt hatten, sich zum geistlichen Mittelpunkt entwickelte. Das römische Papsttum — denn dies war der Name, welcher jetzt aufkam — stieg durch die allmähliche Ausbreitung des Glaubens im Abendlande immer mächtiger empor.

Bald jedoch mußte es sich, von dem byzantinischen Imperium bedroht, das seine Ansprüche auf den Occident niemals vergessen hatte, zu seiner Rettung an die germanischen Völker wenden. Zugleich war jetzt auch der Moment eingetreten, wo die von der neuen Lehre des Islam entflammten Araber, durch Eroberungen in den drei Weltteilen ermutigt, die Existenz des Papsttums ebenso wie die des byzantinischen Reiches gefährdeten. Nur durch die Teilnahme der germanischen, selbst erst allmählich dem Heidentume entwachsenen Streitkräfte im allgemeinen Wettkampf konnte das Papsttum der Welteroberung der Araber ebenso wie den Ansprüchen des Imperiums zu Byzanz Widerstand leisten. Darauf beruht das Kaisertum Karls des Großen: Rom erkannte, von den Saracenen und dem byzantinischen Reiche zugleich gefährdet, den König der Franken als seinen Kaiser an. Man darf den Ausdruck, das Kaisertum sei an Karl übertragen worden, nicht gerade wörtlich verstehen. Er war bereits Meister und Herr der occidentalen Gebiete im weitesten Umfang und im Besitz der größten weltlichen Macht, die er durch seine Verbindung mit der geistlichen nicht etwa aufzugeben, sondern vielmehr

zu erweitern gedachte. Auf der Übereinstimmung dieses neuen Kaisertums, welches doch an das alte anknüpfte, und des Papsttums, das durch die Losreißung von Konstantinopel nicht auch von der Idee des Kaisertums selbst emancipiert worden war, beruht die folgende Weltentwickelung.

Schon unter den nächsten Nachkommen Karls aber traten in dem abendländischen Imperium Streitigkeiten über die Erbfolge ein, in welche sich dann die tiefgreifendsten Differenzen über das Machtverhältnis der geistlichen zur weltlichen Gewalt mischten. Das Resultat derselben mußte notwendig zum Nachteil der weltlichen Gewalten ausfallen: das Kaisertum konnte sich nur sehr einseitig fortsetzen, es schien nur noch im Dienste der geistlichen Institute bestehen zu können. Sollten aber deshalb die germanischen Nationen sich dem altrömischen Kaisertum widersetzt und zu seiner Destruktion beigetragen haben, um jetzt einer neuen Gewalt zu verfallen, die ihren einzigen Impuls von den geistlichen Ideen entnahm? Noch einmal nämlich waren diese zu einer Ausdehnung und Kraft gelangt, daß es nicht anders schien, als ob die Besonderheit der Nationen und die innere Entwickelung der Religion selbst in Gefahr geraten würden. Auf diesem Wege wäre alles nur einer absoluten Priestergewalt unterworfen worden, worin der Beruf einer Welt, welche die Elemente und Reliquien des antiken Lebens in sich schloß, nicht liegen konnte.

Da nun geschah es, daß aus der Mitte der germanischen Nation heraus ein neues Königtum sich erhob, welches von dem unmittelbaren Einfluß des Papsttums und seiner Velleitäten sich losriß und der Idee des Kaisertums, die völlig absorbiert worden zu sein schien, aufs neue Bahn machte.

Dies war das Imperium Ottos des Großen. Es war dem altrömischen nicht zu vergleichen, es erreichte das karolingische bei weitem nicht. Aber es gab doch der Idee einer höchsten, mit der Autorität verbundenen, in sich selbst unabhängigen Autorität in Germanien einen starken, unwiderruflichen Ausdruck. Es schloß die civilisatorischen Institutionen des alten Imperiums in sich ein und brachte sie zu neuer Geltung. Andererseits gehörte aber auch das Übergewicht Roms dazu, die öffentliche Ordnung zu behaupten; und wenn deshalb auch zwischen dem Papsttum, das seinen überlieferten Ansprüchen treu blieb, und dem Kaisertum, das sich dem widersetzte, mannigfaltiger Zwiespalt entstand, so gab es doch in der elementaren Zusammensetzung Momente, in denen beide notwendig zusammentrafen.

Die Entstehung des deutschen Kaisertums, d. h. einer auf der inneren Entwickelung der deutschen Stämme beruhenden Ordnung, die durch die Ausbreitung der ottonischen Macht über Italien eine universale Stellung gewann, bildet das Weltereignis des 10. Jahrhunderts.

Man darf einen Augenblick hiebei stehen bleiben, um die Bedeutung dieses Ereignisses zu überblicken. Es involviert die innigste Verbindung des deutschen Gemeinwesens mit den universalen Interessen. Ein Gegensatz gegen Byzanz lag darin nicht, vielmehr ein Antrieb zu enger Vereinigung mit dem

ſelben; denn nur in der Gemeinſchaft beider konnten dem immer kecker vordringenden Islam Grenzen geſetzt werden.

Dieſes germaniſche Imperium hatte keine durchaus unanfechtbare genealogiſche Grundlage, aber inſofern doch einen Vorzug vor dem karolingiſchen Kaiſertum, als jetzt über den Beſitz des Imperiums durch das Erbrecht im deutſchen Königtum ſelbſt entſchieden wurde. Zudem hatte es eine andere Art von Oberherrlichkeit über die Nachbarn zu behaupten als das frühere: die Verſuche der Chriſtianiſierung und Unterwerfung zugleich umfaßten andere, über die früheren weit hinausreichende Regionen.

Es war eine Reaktivierung der Idee des altrömiſchen Kaiſertums, aber keineswegs ſeiner Form. Vielmehr hatten ſich in ſteten Kämpfen Verfaſſungsformen ausgebildet, von denen die alte Welt noch keinen Begriff hatte. Es iſt auch hier nicht der Ort, auf das Lehnsweſen näher einzugehen, welches dem öffentlichen Leben überhaupt eine andere Geſtalt gab. Aber mit einem Wort müſſen wir dieſe Umgeſtaltung bezeichnen. Sie beruht darauf, daß der Begriff des Gehorſams und des Waffendienſtes mit dem Bedürfnis des individuellen Lebens auszugleichen verſucht wurde. Alle Einrichtungen bekamen dadurch einen anderen Charakter, daß eine Verleihung von Grund und Boden an die lokalen Oberhäupter erfolgte, die, in ihren verſchiedenen Abſtufungen mit Beſitztümern ausgeſtattet, dieſer nur dadurch verſichert wurden, daß ſie dem Oberhaupt Treue und Glauben hielten. Es war eine durch und durch lebendige Organiſation, die das geſamte Reich umfaßte und zu einer vielgegliederten Einheit verknüpfte, denn die Grafen und Herzöge nahmen zu ihren Unterſaſſen andererſeits ein ähnliches Verhältnis ein. Der Beſitz von Grund und Boden trat dadurch mit der Idee des Reiches in eine unauflösliche Verbindung, der ſich auch die Völkerſchaften anſchloſſen, die an den Grenzen in untergeordnetem Kontakt mit dem Reiche ſtanden.

Daß nun ein Kaiſertum dieſer Art auf den unbedingten Gehorſam, wie er dem altrömiſchen zu Teil geworden war, nicht rechnen durfte, liegt am Tage. Dennoch aber hing die Geſamtvorſtellung von der Vereinbarung ab, deren Schlußſtein oder vielmehr gebietenden Mittelpunkt das Kaiſertum ſelbſt bildete. Es hatte kaum mehr den Anſpruch, das univerſale zu ſein, aber es beſaß doch die oberſte Stelle in dem europäiſchen Gemeinweſen und hielt die Unabhängigkeit der weltlichen Macht gewaltig aufrecht.

Die Idee einer allgemeinen Gewalt und des Übergewichtes über die chriſtliche Welt überhaupt war eben dem deutſchen Reiche durch Otto den Großen unvertilgbar eingepflanzt.

Konnte dieſe Idee aber wirklich realiſiert werden, war Deutſchland ſtark genug dazu, ſie durchzuführen?

Otto der Große hat ſie aufgenommen, aber keineswegs vollendet. Er hat ſein Leben unter ſtetem inneren und äußeren Kampf zugebracht, feſte Formen einer Verfaſſung hat er nicht hinterlaſſen. Das iſt, man möchte ſagen, das Charakteriſtiſche der großen Naturen: ſie begründen wohl, aber ſie

vollenden nicht. So hat Otto alle Gegner bezwungen und Festsetzungen getroffen, durch die man dem gewaltigsten Feinde des großen Gemeinwesens, den Saracenen, zu begegnen die Aussicht fassen konnte. Aber diese selbst hatte er unberührt gelassen, und unverzüglich stand ein allgemeiner Kampf bevor, bei welchem das deutsche Reich, Rom und Konstantinopel vereinigt aufzutreten bestimmt waren. Unter den Nachfolgern Ottos, wie wir sehen werden, ist dieser Kampf dann zum Ausbruch gekommen.

Erstes Kapitel.

Regierung Ottos II.

Noch zu seinen Lebzeiten hatte Otto der Große die besten Vorkehrungen für die widerspruchslose Anerkennung seines Sohnes durch die deutschen Fürsten getroffen: Otto II. hatte schon selbst Reichstage gehalten, er war bereits in Rom vom Papste zum Kaiser gekrönt worden. Würde eine einfache Erbfolge im Reiche bestanden haben, so hätte dem Sohne Liudolfs von Schwaben, des älteren, lange verstorbenen Bruders Ottos II., die Succession zufallen müssen. Aber dieser junge Mensch, der auch den Namen Otto führte, wuchs am Hofe seines Großvaters in vollkommener Hingebung an denselben und in Unterwürfigkeit unter die zu Gunsten des jüngeren Sohnes des großen Kaisers gefaßten Beschlüsse auf. So wurde Otto II. beim Tode seines Vaters in Memleben, am 7. Mai 973, als König und Kaiser begrüßt.

Wenn auch die formellen Schwierigkeiten, die in einer Wahlhandlung gelegen hätten, hierdurch vermieden wurden, so traten dem jungen Kaiser doch bald andere entgegen, welche in der Sache selbst lagen. Denn eine unbedingte Autorität über die Herzogtümer besaß das Kaisertum keineswegs. Gleich bei der ersten Verfügung über die Nachfolge in Schwaben fand Otto II. bei Bayern den lebhaftesten Widerspruch. Dabei trat der alte Hader wieder hervor, der Otto dem Großen in dem Innern des Reiches am meisten zu schaffen gemacht hatte.

Nach dem Tode Heinrichs I. von Bayern, des Bruders Ottos des Großen, im Jahre 955, war das Herzogtum auf seinen erst vierjährigen gleichnamigen Sohn übergegangen, der sich später durch seine Händel den Beinamen des Zänkers (Rixosus) zugezogen hat. Die Vormundschaft über den Knaben führte seine Mutter Judith, die schöne und kluge Tochter Arnulfs von Bayern. Judith erscheint selbst unter dem Titel Herzog, ihr Herzogtum als ein kleines Reich. Sie hatte sich an den Marken von Bayern einen überwiegenden Einfluß gesichert und durch ihre Tochter Hadwig, die Gemahlin

des Herzogs Burchard von Schwaben, selbst eine talentvolle Fürstin, auch dort ein gewisses Übergewicht erworben. Es mußte jetzt beim Tode Burchards das natürliche Bestreben der beiden Fürstinnen sein, diese Verbindung für die Zukunft aufrecht zu erhalten.

Ganz entgegengesetzt verfuhr der neue Kaiser bei der eintretenden Vakanz. Er belehnte Otto, den Sohn Liudolfs, dessen er sich vollkommen sicher wußte, mit dem Herzogtume Schwaben. In dem aber sah man in Bayern einen ausgesprochenen Gegner.

Der Bischof Abraham von Freising, mit dessen Beirat vorher Judith regiert hatte, stand jetzt auch ihrem Sohne zur Seite. Wahrscheinlich ist er es nun gewesen, der den jungen Heinrich veranlaßte, mit den Herzögen von Böhmen und Polen, die Otto den Großen noch vor kurzem besucht hatten, in eine einseitige Verbindung zu treten, welche nicht gerade Gehorsam gegen den neuen Kaiser atmete, obwohl es nicht deutlich erhellt, daß sie auf den Sturz desselben berechnet gewesen sei. Bayern und Böhmen waren von jeher enge verbündet. Die Gemahlin des Böhmen Boleslav hat, soviel man weiß, in naher Familienverbindung zu Judith gestanden. Die Vereinigung der drei Fürsten schien die Bildung einer Opposition gegen das kaiserliche Regiment anzukündigen.

Was hätte daraus werden sollen, wenn in dem innersten Gefüge des Reiches eine entscheidende Zwietracht ausgebrochen wäre? Auf den Rat des Reichstages ließ Otto II. den Herzog Heinrich vor ein Fürstengericht laden. Dieser war noch auf keinerlei Weise zum Widerstande vorbereitet: er mußte sich dem Kaiser unbedingt unterwerfen. Auch die Verbindung, in welche die Böhmen mit dem Herzog getreten waren, meinte Otto II. nicht ungeahndet lassen zu können: er unternahm einen Einfall in ihr Land, bei welchem es verwüstet wurde. Doch weder die Unterwerfung Heinrichs, noch die Verwüstung von Böhmen führte zum Ziele. Im Jahre 976 überzog Otto Bayern selbst und verjagte den Herzog, der zu den Böhmen entfloh. Wie genau dies aber mit den in Schwaben getroffenen Verfügungen zusammenhängt, sieht man daraus, daß der Sohn Liudolfs, der schon Schwaben beherrschte, es war, dem der Kaiser alsbald die interimistische Verwaltung von Bayern anvertraute.

Es gewann das Ansehen, als ob der alte Zwist zwischen Herzog Heinrich I. und Liudolf in den Söhnen beider wieder erwacht sei. Auf das lebendigste wurde hierdurch der Bischof von Augsburg berührt, der, obgleich Vasall des Herzogs Otto von Schwaben, sich doch an den Herzog von Bayern hielt. Als der Kaiser im Jahre 977 Böhmen angriff und Otto von Schwaben ihm zu Hülfe zog, ließ der Bischof ihn, trotz des Versprechens, sich ihm anzuschließen, allein ins Feld ziehen und nahm dann sogar eine feindselige Haltung an, um in Abwesenheit des Herzogs Bayern gegen diesen aufzuwiegeln und die festen Plätze zu besetzen. Daraus läßt es sich wohl erklären, daß der Kaiser in Böhmen doch nur einen zweifelhaften Sieg davontrug. Herzog

Otto mußte sich bald mit aller seiner Macht nach Bayern werfen, um es zu behaupten. Der vertriebene Heinrich nämlich war aus Böhmen zurückgekommen und hatte eine für Otto II. unerwartete Stütze an Kärnthen gefunden. Diese Markgrafschaft war nach der Besiegung Heinrichs des Zänkers von Bayern losgetrennt und zu einem Herzogtume erhoben worden, das der Kaiser dem Sohne des früheren Bayernherzogs Berthold, Heinrich, verliehen hatte.

Jetzt nahm dieser Fürst, der unter dem Namen Heinrich der Jüngere bekannt ist, gegen alle Erwartung Partei für Heinrich von Bayern. Er erstürmte durch einen kühnen Angriff Passau, wo sich ihm der Bayer zugesellte. Dem Kaiser und dem Schwabenherzog konnte nun nicht so viel an Böhmen gelegen sein, als an der Niederwerfung der beiden Heinrich, die, in Verbindung mit dem Bischof von Augsburg, Bayern wieder einzunehmen in stand kamen. Die Belagerung von Passau bildet den Knotenpunkt in dieser Verwickelung; der Platz wurde nicht erobert, aber die beiden Heinrich genötigt, sich vor dem Kaiser zu demütigen. Wahrscheinlich haben sie sich anheischig gemacht, sich vor einer Versammlung zu stellen, die in Magdeburg stattfand.

Kaiser Otto konnte sich jetzt nach Sachsen begeben. Hier, wie es scheint in Quedlinburg (Ostern 978), hat sich ihm Boleslav unterworfen und ist, mit Gnaden aufgenommen und beschenkt, nach seinem Böhmen zurückgegangen. In Magdeburg erschienen dann auch die beiden Heinrich, um ihr Urteil, wie es allmählich gewöhnlich wurde, unter Mitwirkung der Fürsten zu empfangen; sie wurden beide zur Verbannung aus ihrer Heimat, der Bayer außerdem zur Gefangenschaft verurteilt. Auch der Bischof von Augsburg stellte sich ein: er wurde in eine Abtei verwiesen, wo er verbleiben sollte. So hatten die beiden Otto den vollkommenen Sieg davongetragen.

Die Ereignisse sind charakteristisch für die Zeit. Sie betreffen allerdings das Verhältnis des Kaisertums zu den herzoglichen Gewalten, allein diese selbst treten nicht mit einer doktrinären Opposition hervor. Alles beruht hier zugleich noch auf dem verwandtschaftlichen Verhältnis der Herzöge zu dem Kaiser. Von besonderem Wert aber mußte es sein, daß in diesen Kämpfen das Kaisertum einen großen Erfolg hatte, welcher zugleich auch die slavischen Grenzlande umfaßte, die sich nicht gerade aus nationaler Antipathie, sondern infolge ihrer politischen Verbindungen mit den Deutschen geregt hatten. Auch Herzog Mesko von Polen, der sich bald darauf mit der Tochter eines deutschen Markgrafen vermählte, konnte als pacifiziert betrachtet werden.

In diesen Zusammenhang gehört es nicht minder, daß Kaiser Otto einen Einfall der Dänen reprimierte. Alsbald nach dem Tode Ottos des Großen waren sie, zusammen mit den Norwegern, aus ihrem Grenzwall, dem Danewirk, hervorgebrochen und verwüsteten weithin das Land, wurden aber durch einen friesisch-sächsischen Verteidigungszug zurückgeworfen und zu erneuerter Tributzahlung verpflichtet.

Wie auf den Osten und Norden, so hatten die inneren Unruhen in

Deutschland auch auf den Westen großen Einfluß. Denn sie waren es doch, die dem westfränkischen Könige karolingischer Herkunft, Lothar, den Mut dazu einflößten, einen Angriff auf Lothringen zu unternehmen, indem er behauptete, dieses Land sei bloß ein persönlicher, unvererblicher Besitz Kaiser Ottos I. gewesen.

Lothar berief seine Großen nach Laon, beschwerte sich über die vermeinten Anmaßungen der Deutschen, und ohne lange Beratung stürzte er sich in den Kampf. Mit 20000 Mann, wie Richer erzählt, fiel er in Lothringen ein, besetzte Aachen, und wie es die Gewohnheit war, den Adler, der sich auf der dortigen Pfalz befand, immer dahin zu richten, wo das Gebiet der Herrscher gelegen war, wendete er ihn nach Westen, zum Zeichen, daß Aachen jetzt den Westfranken gehöre.

Otto II. ließ ihm Vorwürfe über seine Hinterlist machen und bot ihm einen offenen und ehrlichen Kampf an. In Dortmund sammelte er zu einem solchen die deutschen Kriegsleute um sich. Alle eilten freudig herbei, um die von den Westfranken erlittenen Unbilden zu rächen. Weder in Lothringen fand der Kaiser Widerstand auf seinem Zuge, noch auch in den eigentlich westfränkischen Gebieten, in welche er eindrang. Nachdem er ein Anzahl fester Schlösser genommen, rückte er bis vor Paris, das damals Hugo Capet, der spätere König Westfranciens gegen ihn verteidigte. Es konnte jedoch nicht seine Meinung sein, eine längere Belagerung der Hauptstadt abzuwarten. Er begnügte sich damit, so wird erzählt, auf dem Montmartre ein Halleluja te martyrum von seinem Heere anstimmen zu lassen und machte sich dann auf den Rückzug, nicht ohne bei dem Übergang über die Aisne von den nachsetzenden Truppen Lothars in ein gewisses Gedränge gebracht zu werden.

Nach einiger Zeit, 980, jedoch bot König Lothar auf den wohlbedachten Rat seiner Getreuen die Hand zu einem festen Verständnis. Bei Richer erkennt man den Beweggrund des Königs zu einem solchen Schritte: er wünschte sicher zu sein, daß Otto niemals mit den westfränkischen Großen gemeinschaftliche Sache gegen ihn machen werde. Otto war infolge seines guten Zuges in Lothringen mehr Herr geworden als früher: die Unterthanen hatten ihm gelobt, in jeder künftigen Gefahr ihm beizustehen. Dem westfränkischen Könige mußte daher an einem Frieden mit dem König gelegen sein; er ließ ihm sein Bündnis anbieten, mit der Bemerkung, daß auch er dann sicher regieren würde; das ostfränkische und das westfränkische Heer müßten zusammenstehen.

Wie nun das ostfränkische Königtum unbedingt erforderlich war, um die Agitation in Westfrancien zu reprimieren, so lag es im Interesse des ostfränkischen Reiches, des Friedens mit Westfrancien sicher zu sein. Der König und der Kaiser haben eine Zusammenkunft am Chiers gehalten, wahrscheinlich ebenda, wo ihre Vorgänger öfter zusammengekommen waren. Es wird berichtet, Lothar habe daselbst seine Ansprüche auf Lothringen feierlich aufgegeben. Sollten sich auch gegen die völlige Richtigkeit dieser Nachricht

Bedenken erheben, so ist doch die Hauptsache außer Zweifel: die alte Freundschaft zwischen dem Karolinger und dem ostfränkischen Könige wurde in diesem Augenblick wieder erneuert.

Otto II. hatte das Imperium seines Vaters nach allen Seiten hin behauptet: er hatte die größten Weltelemente, das slavische, das karolingisch-westfränkische und das normannische, die sich an die inneren Empörungen im Reiche anschlossen, meist mit Hülfe des größten Teiles der Reichsfürsten niedergeworfen. Es war der wesentlichste Teil des kaiserlichen Berufes, der ihm seine Weltstellung verschafft hatte.

Wenn wir Königtum und Kaisertum, obwohl sie auf das engste ineinander verwachsen sind, scheiden wollten, so würde Otto II. den Anforderungen des ersten für den Anfang genügt haben. Er mußte jetzt daran gehen, den Pflichten des Kaisertums und seinem universalhistorischen Beruf zu entsprechen. In der Zeit des Überganges von Otto I. zu Otto II. aber hatte sich im Orient eine Umgestaltung innerhalb des Islam zugetragen, welche die Stellung desselben gegen das griechische Reich sowohl wie gegen das lateinische, Italien und das Papsttum, veränderte: ich meine die Ausbreitung der fatimidischen Herrschaft.

Wir kommen dabei nochmals auf Ägypten zurück, das in allen Jahrhunderten einen Mittelpunkt in den Weltbewegungen gebildet hat. Hier führten seit einiger Zeit die Ikschiden, welche noch an der Oberhoheit des alten Kalifats von Bagdad festhielten, ein angesehenes und selbst glänzendes Regiment. Ägypten genoß unter ihnen alle Vorteile seiner geographischen Position, der Verbindung mit Indien und den Mittelmeerländern islamitischen Glaubens. Dies Land, wo Orient und Occident sich berührten, war der reichste und größte Markt der Welt; der Sklavenhandel in Fostat versorgte den Osten und Westen in gleicher Weise. Man lebte in tiefem Frieden und setzte die alten wissenschaftlichen Bestrebungen fort. Es war in der Hauptsache noch jenes Ägypten, mit welchem vor drei Jahrhunderten einst Amru seine Kapitulation geschlossen hatte. Denn daß wieder eine neue Dynastie daselbst eingetreten war, bezeichnete nur eben die Art und Weise der damaligen Abhängigkeit von Bagdad. Aber darin lag doch andererseits auch die vornehmste Schwäche, daß sich keine festbegründete Regierung bildete.

In der Mitte des 10. Jahrhunderts standen die Ikschiden unter der Herrschaft eines Verschnittenen, des Namens Kafur. Nach dessen Tode im Mai 968, trat unter der Einwirkung der Truppen eine neue Regierung ein, an deren Spitze an Stelle eines minderjährigen Ikschiden dessen Oheim Hasan sich stellte, der aber bald zu Gewaltsamkeiten gegen die Freunde Kafurs schritt, welche im Innern bedrängt nach auswärtiger Hülfe sich umsahen. Zu ihnen gehörte Abulfaradsch Jakub Ibn Jussuf Ibn Killis, der vom Judentum zum Islam übergetreten war, sich der Gunst Kafurs erfreut hatte und als der reichste Mann im Lande galt; er besonders wurde von den Unbilden Hasans

betroffen. Aber er fand Gelegenheit, nach Maghrib zu fliehen, wo er die alten Feindseligkeiten des fatimidischen Emir al Mumenin entflammte.

Es war die Epoche, in welcher das Ansehen der Fatimiden immer gewaltiger emporstieg. Moëzz, der Sohn Almansurs, stand damals in der Fülle seiner Macht. Er besaß unter seinen Heerführern einen Griechen von Abkunft, der die Truppen aufs beste führte: Dschauhar Ibn Abdallah el-Rumi von den arabischen Quellen genannt. Dieser hatte seinem Gebieter den Westen Nordafrikas unterworfen, sodaß er aus dem Atlantischen Meer Fische fangen lassen konnte. Auch Sicilien wurde in jener Zeit, vornehmlich durch eine vernichtende Niederlage, die das griechische Heer im Herbste 964 erlitt, völlig der fatimidischen Herrschaft unterthan.

Moëzz nun ging auf die Anträge des Juden Abulfaradsch bereitwillig ein. Er selbst blieb in seinem Reiche, aber er rüstete ein Heer von hunderttausend Mann aus, meistens aus Reitern bestehend, an dessen Spitze er Dschauhar stellte. Es bezeichnet die fatimidischen Zustände in Afrika, was man von dem Auszug dieses Heeres erzählt. Moëzz war täglich in das Feldlager des Dschauhar gekommen, um ihm seine Befehle zu erteilen. Beim Abschied küßte Dschauhar Moëzz die Hand, seinem Pferde den Huf; dann stieg er zu Pferde und die Armee setzte sich in Bewegung. Moëzz gab ihr eine kleine Flotte zur Seite, welche mit Lebensmitteln reich beladen war.

Die Ikschiden in Ägypten dachten anfangs, sich gegen die Heranziehenden zur Wehr zu setzen. Aber neue Verwirrungen brachen im Lande aus, und bald überwog die Absicht, sich dem Emir Moëzz zu unterwerfen, selbst in den Truppen. Als sie sich später doch noch gegen denselben zu wehren beschlossen, hatten sie die Bevölkerung gegen sich; ohne Widerstand zog Dschauhar am 6. Juli 969 in Fostat ein und legte ganz in der Nähe Kairo an, das sich der Verbindung Ägyptens mit der östlichen Macht des Islam entgegenstellen sollte.

Bald brach zwischen dem siegreich vordringenden Emir al Mumenin-Moëzz, welcher jetzt Hof in Kairo hielt, und dem damals selbstbewußten, wohlgerüsteten Kaisertum in Byzanz in aller Form der Krieg aus. Wir finden das griechische Heer dem fatimidischen gegenüber bei Damaskus, denn dahin ging die vornehmste Absicht des Kaisers Johannes Tzimisces, wie vor ihm des Nicephorus, den Fortschritten der Moslims in Syrien Einhalt zu thun. Tzimisces war besonders kriegskundig und tapfer im Felde; man meint, er wäre imstande gewesen, der aufkommenden Macht des Moëzz Schranken zu setzen. Da aber sind die beiden Gegner, Moëzz und Tzimisces, bald nacheinander gestorben, der erste im Dezember 975, Tzimisces im Januar des folgenden Jahres, wie erzählt wird, durch Gift umgebracht, was bei der Heftigkeit der Faktionen in Konstantinopel nicht geradezu abzuweisen ist.

Weder der eine, noch der andere der beiden letzten Imperatoren des oströmischen Reiches hatte auf Legitimität Anspruch machen können. Diese kam allein den beiden Söhnen des Romanus, den Brüdern der Teophano, Basilius II. und Konstantin VIII., zu, die nun den Thron einnahmen.

Basilius II., der die Regierung eigentlich führte und es für seine Pflicht hielt, die Herrschaft seines Hauses zu behaupten, war nicht imstande, den Krieg fortzusetzen; er hatte mit der Unbotmäßigkeit der Führer zu kämpfen, die den Krieg gegen die Saracenen führen sollten, besonders mit Bardas Sclerus, welcher sogar mit arabischen Emirs in Verbindung trat. Auf der anderen Seite hatten auch die Bulgaren ihr mit Tzimisces getroffenes Abkommen gebrochen. Sie bemeisterten sich Macedoniens und Albaniens und schlugen ihren Hauptsitz in Ochrida auf. Wenn Basilius sie im Jahre 981 angriff, so geriet er dabei, wie man bei Leo Diakonus, der ihn begleitete, lesen kann, in die schwerste Verlegenheit.

In dieser Epoche der äußeren Bedrängnisse und der inneren Unruhen im byzantinischen Reiche machten die Fatimiden beständige Fortschritte, die besonders darauf beruhten, daß türkische Horden von den Abbasiden abfielen und sich mit den Fatimiden verbündeten. Da ist denn auch Damaskus in die Hände der Fatimiden gefallen. Als ihre Truppen schon der Außenwerke Meister geworden waren, haben die Ältesten bei dem Befehlshaber angefragt, ob sie nicht hinausgehen und mit den Feinden eine Abkunft schließen dürften. Dieser hat das nicht verweigert; die feindlichen Truppen sind dann in die Stadt eingerückt. Mit dem Besitz von Damaskus waren die Fatimiden Meister Vorderasiens geworden; sie hatten eine noch stärkere Stellung als einst Moawijah inne. Die Griechen wichen überall zurück.

Schon war auch Sicilien, wie berührt, völlig in die Hände der Fatimiden gefallen. Eben von hier aus nun gerieten dieselben in Konflikt mit dem Abendlande. An den ägyptischen Kriegszügen des Moëzz hatte auch der Emir von Sicilien, Ahmed, teilgenommen; er hatte dabei den Tod gefunden. Der Bruder Ahmeds, Abulkasem, der ihm nachfolgte, wurde bei seiner Ernennung von dem Emir al Mumenin aufgefordert, die Meerenge von Messina zu überschreiten, da Sicilien keinen Raum zu großen Unternehmungen biete. Abulkasem machte keinen Unterschied zwischen Griechen und Lateinern. Sein erster Angriff, im Jahre 976, richtete sich auf die langobardischen Fürstentümer. Nicht lange, so schien die Eroberung des gesamten Unteritaliens bevorzustehen. Pandulf, der Fürst von Capua, leistete allein nachhaltigen Widerstand. Wir haben eine vielleicht nicht ganz von der Hand zu weisende Überlieferung, nach welcher dieser von einem seiner jüngeren Brüder, der einen Anspruch auf Benevent zu haben glaubte und die Griechen für sich gewonnen haben soll, angegriffen wurde, ohne jedoch darum in seiner Treue gegen das westliche Kaisertum irre gemacht zu werden.

Für Otto II. lag in diesen Verhältnissen, die eine doppelte Feindseligkeit ankündigten, eine unabweisbare Veranlassung, sich nach dem gefährdeten Süditalien zu wenden. Indem er sich noch dazu anschickte, ereignete es sich, daß der mächtige, ihm ergebene Pandulf, der eine sehr umfangreiche Herrschaft besaß, mit Tode abging, wodurch die Verwirrungen in Unteritalien immer mehr anwuchsen. Sein Gebiet wurde unter seine Söhne geteilt. Den

vornehmsten Teil, Benevent und Capua, erhielt Landulf, der früher einmal während der Abwesenheit des Vaters das Land regiert hatte. Landulf jedoch konnte sich nur einige Monate behaupten. In Benevent empörte man sich gegen ihn; er wurde von dort verjagt, behauptete sich aber in Capua, so daß zwei verschiedene Fürstentümer, Capua und Benevent, gebildet wurden. Auch in Salerno brachen zugleich Unruhen aus, in denen Manso von Amalfi Herr des Ortes wurde, so daß Salerno, da Amalfi noch griechisch war, in Abhängigkeit von den Griechen geriet.

Es giebt eine fabelhafte Erzählung in den Annalen von St. Gallen, nach welcher Otto, um die Grenzen seines Reiches zu erweitern, die Absicht gefaßt habe, Unteritalien zu erobern, wobei dann vorausgesetzt wird, daß dies unmittelbar zu dem griechischen Reiche gehört habe. Durch Ehrgeiz und Eroberungssucht sei er bewogen worden, in diese Landschaft einzubrechen; die entgegengesetzten Vorschläge seiner Schwäger in Konstantinopel seien wirkungslos geblieben. Diese selbst hätten sich dann an die Saracenen gewendet, einen Bund mit ihnen geschlossen, in dessen Folge die Saracenen in Unteritalien eingebrochen seien, um es im Vereine mit den Griechen dem römisch-deutschen Kaiser zu entreißen. Es ist eine Erzählung, die auf der moralischen Polemik gegen fürstlichen Ehrgeiz beruht, aber sie entstammt einer Verkennung des kaiserlichen Berufes überhaupt. Dieser ging dahin, Unteritalien dem westlichen Reiche zu erhalten oder zu vindizieren, mochten die Griechen damit einverstanden sein oder nicht.

Die ganze Voraussetzung ist eine falsche. Daß die Griechen mit den Fatimiden und ihren Emiren sogar in Verbindung getreten seien, läßt sich kaum denken. Kaiser Basilius II. kann unmöglich einen Vertrag, der zwischen Nicephorus und Moëzz einst geschlossen worden sein soll, wieder erneuert haben; denn alle diese Verbindungen waren durch Johannes Tzimisces zerrissen und vernichtet und indessen durch die Eroberung von Ägypten in ihr Gegenteil verkehrt worden. Basilius war eben im Jahre 981 von den Bulgaren in einer großen Schlacht geschlagen; es kann ihm nimmermehr in den Sinn gekommen sein, sich mit seinem Schwager, dem deutschen Kaiser, zu verfeinden und mit den Saracenen, deren Absicht gegen alles, was sich christlich nannte, gerichtet war, in Bund zu treten.

Allerdings waren die Griechen durch die Successionsunruhen nach Pandulfs Tode zu größerem Einfluß in Unteritalien gelangt, wodurch sie von einem vollen Einverständnis mit den Deutschen abgehalten wurden. Es war aber mehr ein Verhältnis der Konkurrenz als der Feindseligkeit, das sich bildete, wenn auch unleugbar ist, daß sich Otto auf eine ernstliche Teilnahme der Griechen in Unteritalien keine Rechnung machte.

Otto II. hielt es für ratsam, die griechische Besatzung aus Tarent zu verdrängen und diesen festen Platz der Obhut seiner eigenen Leute anzuvertrauen. Es ist eben das Charakteristische des Momentes, daß die deutschen Streitkräfte den Angriff der Saracenen zurückzuweisen berufen wurden. Der fati-

midiſche Emir al Mumenin von Ägypten her und der römiſche Imperator, deſſen Kriegskräfte auf Sachſen, Franken, namentlich aber auf Schwaben beruhten, kämpften miteinander um das Übergewicht in Süditalien, in der ſüdlichen Welt.

Über das Zuſammentreffen, das nun, im Juli 982, ſüdlich von Roſſano in Calabrien erfolgte, haben wir zwei ausführliche Berichte, den einen bei dem Araber Ibn el Athîr, den anderen bei unſerem Thietmar, die im ganzen zuſammenſtimmen, aber doch etwas Sagenhaftes an ſich tragen. Nach meinem Dafürhalten iſt die kurze Notiz in der gleichzeitigen venezianiſchen Chronik des Diakonus Johannes vorzuziehen. Denn wo hätten ſich von den Vorfällen an der ſüditalieniſchen Küſte beſſere Nachrichten zuſammenfinden können, als in Venedig, das in der Mitte der kämpfenden Parteien zur lebendigſten Teilnahme an denſelben angetrieben war? Von einer eigentlichen Schlacht im offenen Felde iſt hier nicht die Rede. Der Kaiſer erfährt in Rom von einem neuen Einfall der ſicilianiſchen Moslimen, welche Calabrien abermals überzogen und nach Apulien vordrangen. Er rückt ihnen herzhaft entgegen; ſie erwarteten ihn nicht eigentlich, aber ſie ſuchen ihn, zahlreich wie ſie ſind, in ihre Mitte zu locken. Der Kaiſer gerät mit einer Schar von ihnen in Kampf, die er ohne viel Mühe überwältigt; ſeine Leute ziehen ſich in ihre Zelte zurück. Indem aber bringen die in den Schluchten verborgenen Saracenenhaufen, von deren Nähe der Kaiſer keine Ahnung hatte, heran und bringen ihm eine Niederlage bei, welche ſein Heer vernichtet; dem Kaiſer ſelbſt gelingt es nur mit genauer Not, mitten durch die Feinde an die Meeresküſte zu gelangen, wo er in einem griechiſchen Fahrzeuge rettende Aufnahme findet.

Es iſt ein Ereignis, das nochmals an den Krieg Hannibals in denſelben Regionen erinnert. Die alten Punier erſcheinen hier als fatimidiſch-afrikaniſche Saracenen. Die Römer ſind in die gepanzerten Deutſchen verwandelt. Aber dieſelben Intereſſen ſind es doch; und die Niederlage Ottos II. in Calabrien iſt das Cannä des deutſchen Reiches in dieſer Ausdehnung ſeiner Macht.

Die Geſchichte der Rettung des Kaiſers nimmt ſich faſt wie ein Abenteuer aus; dennoch enthält ſie Umſtände, die wieder eine hiſtoriſche Beziehung haben. Darin kommt vor allem das immerhin zweifelhafte Verhältnis des Kaiſers zu den Griechen in Erſcheinung. Der Kaiſer wurde von den griechiſchen Schiffern doch zuletzt erkannt. Sie wollen ihn nach Konſtantinopel führen. Er ſagt: er wünſche ſelbſt, zu den Füßen ſeiner erlauchten Schwäger gebracht zu werden, aber zugleich ſeine in der Nähe harrende Gemahlin ſamt ihren Schätzen mit ſich zu führen. Darauf gehen nun die Griechen ein und nähern ſich der Küſte. Da erſcheinen kaiſerliche Nachen, die einen der vornehmſten Ratgeber Ottos, den Biſchof Theoderich von Metz herbeiführen. Auf deſſen Anraten kleidet ſich der Kaiſer um und tritt dann auf das Vorderteil des Schiffes, nach der Küſte hingewendet.

Otto meinte aber nicht, es so weit kommen lassen zu dürfen, daß er aus den Händen der Griechen seinen Unterthanen wiedergegeben werde. Daher bedachte er sich nicht lange: wie er dastand, warf er sich in die Flut. Die Griechen suchten ihn im letzten Augenblick noch festzuhalten, doch die Begleiter des Kaisers wußten das zu verhindern. Während auf dem Schiffe tumultuarische Unruhe überhand nahm, gelangte Otto nach dem Ufer, wo er in stolzer Ruhe die Schiffsleute erwartete, um ihnen Belohnungen in reichen Geschenken zu gewähren. Die Griechen aber empfanden es bitter, daß sie, sonst unübertroffen in listigen Anschlägen, jetzt durch den abendländischen Kaiser sich hatten überlisten lassen; sie fuhren, ohne zu landen, nach Konstantinopel davon.

Man halte mir zu gute, daß ich bei dem kleinen Abenteuer länger verweile: es betrifft die fast zufällige Errettung des Oberhauptes der abendländischen Welt und die Wiedervereinigung desselben mit seinem Hof und Heer.

Unberührt von dem Verlust, den er erlitten, ging er mit nichts anderem um, als mit der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten und der Durchführung seiner Absichten. Er war ein junger Mann, nicht sehr ansehnlich von Gestalt, aber von kraftvoller Leibesbeschaffenheit und geistiger Lebenskraft, von einem Mut, der mit den Schwierigkeiten wuchs. Er war der Erbe einer Gewalt, die das Abendland umfaßte, und die er bisher zu behaupten gewußt hatte. Es bildete einen integrierenden Teil derselben, daß er wieder Meister in Unteritalien würde; das Ansehen des wiederhergestellten Kaisertums hing davon ab. So hatte einst auf die erste Nachricht von dem Vordringen der Saracenen gegen Rom Kaiser Lothar alle Kräfte des Abendlandes angestrengt und sein Sohn Ludwig das möglichste gethan, um sich des universalen Feindes zu erwehren; wie wir wissen, nicht ohne Erfolg. Otto II. war insofern in einer anderen Lage, als er nicht auch über westfränkische und eigentlich lothringische, transjuranische Streitkräfte gebieten konnte, Er war nur auf die Scharen angewiesen, die ihm aus dem inneren Germanien zu Hülfe kamen. Er hatte die wohlgewaffneten Männer Germaniens nach dem südlichen Italien geführt, war aber dabei einem Feinde unterlegen, welcher, des Klimas gewohnt, seinen Krieg auf eine der Landesart gemäße Weise führte.

Sollte nun Otto fähig sein, mit neu herangezogenen Mannschaften ein Unternehmen durchzuführen, welches Schwierigkeiten darbot, die nicht durch eine tapfere Hand allein überwunden werden konnten? Es war wenigstens des Versuches wert und ihm durch seine Ehre geboten. So traf er einige Vorkehrungen für den Fall, daß es ihm damit abermals mißlingen sollte. Er berief die deutschen Fürsten zugleich mit den italienischen zu einem großen Reichstage nach Verona (Juni 983), wo ihn seine Familie umgab und sein dreijähriger Sohn durch gemeinschaftlichen Beschluß zum künftigen König und Kaiser designiert wurde. Im November des vorhergehenden Jahres war

in Oberitalien sein bester Freund, Otto, der Herzog von Bayern und Schwaben, umgekommen: er mußte seine Stelle ersetzen, doch hütete er sich wohl, den exilierten Herzog Heinrich, den er mehr als einmal hatte bekämpfen müssen, wiederherzustellen; er entschloß sich, den jüngeren Heinrich, den ehemaligen Herzog von Kärnthen, aus dem Exil zurückzurufen und zum Herzog von Bayern zu erheben. Er meinte dadurch wenigstens vor einer offenen Entzweiung in Deutschland gesichert zu werden. In Italien suchte er einen festen Zustand besonders dadurch zu gründen, daß er seiner Mutter Adelheid, mit der er wahrscheinlich wegen seiner Verbindung mit seinem Neffen, dem Sohn Liudolfs, zerfallen war, die Statthalterschaft in der Lombardei überließ; und Tuscien gab er dem Markgrafen Hugo, einem Verwandten Adelheids, dem er unbedingt vertrauen konnte. Zugleich endlich gelang es ihm, bei der eintretenden Vakanz in Rom, an die Stelle Benedicts VII. den Bischof Peter von Pavia, seinen bisherigen Erzkanzler, als Papst Johann XIV. einzusetzen, durch welchen das Papsttum aufs neue an den Gang der kaiserlichen Politik geknüpft wurde.

So hatte Otto alles zu einem neuen, entscheidenden Kampfe gegen die Occupationen der Saracenen in Italien vorbereitet. Nach Sicilien zu gehen und zwar, wie uns berichtet wird, vermittelst einer Brücke über die Meerenge, kann er allerdings nur in einer Art von Fiebertraum gedacht haben, wenn ihm auch die durch die Lage gebotene Eroberung dieser Insel sehr am Herzen gelegen haben muß. Die Erhaltung der in dem letzten Jahrhundert geschaffenen Zustände und die Zurückweisung der islamitischen Gewalten vom italienischen Boden hat er ohne Zweifel beabsichtigt. Wie hätte dies auch ohne ihn unternommen werden können? Da aber wurde seinem Dasein unerwartet ein Ende gemacht: ein starkes Fieber hat ihn nach erst zehnjähriger Regierung am 7. Dezember 983 in Rom dahingerafft.

Otto II. starb nicht wie sein Vater auf dem Gipfel des Lebens, nach wohlvollbrachtem Tagewerk in einem heimatlichen Besitz, sondern in der Ferne, mitten in einer Krisis, welche die Welt umfaßte, und schon in frühen Jahren, wahrscheinlich doch infolge seiner Anstrengungen und der Wechselfälle, die ihn soeben betroffen hatten.

Zweites Kapitel.

Unruhen im deutschen Reiche und vormundschaftliche Regierung Theophanos.

Wenn schon das Hinscheiden Ottos I. innere Bewegungen im deutschen Reiche veranlaßt hatte, so mußten solche nach dem Tode Ottos II. allenthalben noch viel stärker hervorbrechen.

Bereits die Nachricht von dessen Niederlage und Flucht in Italien hatte das nördliche Germanien in eine allgemeine Bewegung versetzt. Die Dänen waren die ersten, welche die ihnen gegenüber angelegten Befestigungen angriffen; sie eroberten und verbrannten eine Grenzstadt, die den Sachsen unentbehrlich war. Diese konnten gleich damals ihrem Kaiser und Landsmann die Hülfe nicht leisten, welche sie ihm zudachten. Bald darauf erhoben sich die slavischen, mit Mühe niedergehaltenen Völkerschaften, besonders Liutizen und Heveller, zur Erneuerung ihres Kampfes für Unabhängigkeit und Heidentum, der mit der Vernichtung der Bistümer Brandenburg und Havelberg endete.

Noch andere weitaussehende Folgen hatte jetzt die Nachricht von des Kaisers Tode. Die höchste Gewalt, welche Italien und Germanien in Eins umfaßte und das abendländische Kaisertum konstituierte, hatte plötzlich keinen Repräsentanten mehr, der sie hätte verwalten können. Der karolingische König von Westfrancien meinte durch seinen letzten Frieden nicht mehr gebunden zu sein: er rüstete sich zur Wiederaufnahme seiner Feindseligkeiten unter dem Vorwand, daß ihm Lothringen gehöre oder die Vormundschaft über das Kind, das zum König gekrönt war, zukomme. Die benachbarten mächtigen Herzöge von Böhmen und Polen gedachten ihrer alten Verhältnisse zu Herzog Heinrich von Bayern, den sie als den künftigen König betrachteten.

Die Hauptsache aber war, daß dieser Fürst selbst die alten Ansprüche auf die höchste Stellung im Reiche wieder erneuerte. Er war auf jenem Reichstage zu Verona nicht etwa von seinem Exil losgesprochen worden — denn auf seiner Entfernung beruhte der bestehende Zustand des Reiches —; jetzt verließ er eigenmächtig Utrecht, wo er in Gewahrsam gehalten wurde, und begab sich nach Köln. Hier erlangte er soviel, daß ihm als dem nächsten Stammesverwandten und deshalb nach altem Rechte gesetzlichen Vormund von dem Erzbischof Warin der königliche Knabe in die Hand geliefert wurde.

Es war ein Akt, der die Regierung des Reiches in ihrer Grundlage erschütterte. Die beiden besonders sachkundigen Chronisten der Zeit, Thietmar und der Quedlinburger Annalist sind einstimmig darüber, daß Heinrich sich mit der Vormundschaft nicht begnügen wollte. Diese sei ein eitler Vorwand

gewesen, erklärt der Annalist, denn nach dem Königtum selbst habe sein Herz gestanden.

Thietmar, der den Anspruch auf die Vormundschaft voranstellt, erzählt, gleich der erste Versuch, denselben zur Geltung zu bringen, sei gescheitert; bei Gelegenheit eines Gnadengesuches sächsischer Großen, das Heinrich verweigerte, seien ihm Feindseligkeiten unter den Verwandten und Freunden derselben erweckt worden. Als er bald darauf bei einer Zusammenkunft der Sachsen in Magdeburg mit seiner Absicht, sich zum Könige erheben zu lassen, hervorgetreten, habe er von der Mehrzahl der Anwesenden eine hinhaltende Antwort erhalten.

Auf einer Fürstenversammlung, die zu Ostern in Quedlinburg stattfand, erreichte er es aber, daß ihn seine Anhänger — darunter auch die Oberhäupter der benachbarten slavischen Völker — als König ausriefen.

Man darf sonach nicht in Zweifel ziehen, daß Heinrich die Krone selbst an sich zu reißen entschlossen war. Die hochfliegenden Gedanken seines Vaters waren in ihm erwacht. Es stimmte mit den Wünschen seiner besten Verbündeten überein; alle früheren Freunde seines Hauses schlossen sich ihm an.

Abstrahieren wir von einzelnen Umständen, so ist doch der Vorgang selbst von unzweifelhaftem Gewicht für die gesamte Reichsgeschichte. Die Frage war, ob die höchste Gewalt einem dreijährigen Kinde anvertraut, d. h. in dessen Namen verwaltet, oder ob sie einem vor kurzem von dem Vater desselben niedergekämpften Herzog, der eben dem Gewahrsam, in dem er gehalten wurde, eigenmächtig entronnen war, übertragen werden sollte. Heinrich hatte sich an den Stamm gewandt, dem er selbst angehörte und der noch das höchste Ansehen unter den Stämmen behauptete. Es gelang ihm auch wohl, einen kleinen Teil der Vornehmen mit sich fortzureißen. Die benachbarten Fürsten slavischen Ursprungs schienen sich ihm unterwerfen zu wollen.

Wäre es so weit gekommen, so würde ein Umsturz der Politik erfolgt sein, welche Otto II. inne gehalten hatte. Dem aber widersetzten sich nun die vornehmsten Oberhäupter des sächsischen Stammes. Es waren besonders der Herzog Bernhard selbst, der Markgraf Dietrich von der Nordmark, der Pfalzgraf Dietrich und dessen Bruder Sigbert, Ekkard von Meißen und die Grafen Bio und Ezeko von Merseburg. Sie sammelten sich in der Hesseburg unfern der Ocker, und gaben alsbald den Entschluß kund, dem Herzog Heinrich, der sich zum König aufwarf, mit bewaffneter Macht zu widerstehen.

Dieser sendete ihnen eine Botschaft zu, die sie erreichte in dem Augenblick, wo sie gegen ihn angehen wollten. Sie gewährten ihm eine kurze Waffenruhe bis zu einem bestimmten Tage. Den Termin aber mochte der Herzog nicht erwarten, da seine Gegner die Oberhand hatten: er sah sich gezwungen, Sachsen zu verlassen.

Dennoch gab Heinrich es nicht völlig auf, seinen Anspruch auf die Krone durchzuführen. Sein Gedanke war vor allem auf die Wiedereroberung des ihm entrissenen Herzogtums Bayern gerichtet.

Nachdem er hier zwar keine vollkommen gute Aufnahme gefunden, aber doch wieder Fuß gefaßt hatte, nahm er eine Richtung nach Franken, um dort den größeren Anspruch durchzuführen. Allein auch in Franken fand er bei den vorwaltenden Fürsten, namentlich dem Erzbischof Willigis von Mainz, entschiedenen Widerspruch. Es gehört zu den wichtigsten Regierungshandlungen Ottos II., daß er diesen Mann von geringer Herkunft, aber praktischem Talent, in die einwirkendste geistliche Stellung in Germanien gebracht hat. Dafür ist dann Willigis nach dem Tode des Kaisers jeder Zeit ein unerschütterlicher Verteidiger der Grundsätze Ottos geblieben.

Eine andere Maxime Ottos II. war es gewesen, bei allem, was er that, den Rat und die Teilnahme der mächtigsten Fürsten des Reiches herbeizuziehen. Es waren dieselben, die einst über Heinrich von Bayern Gericht gehalten hatten; um keinen Preis durften sie jetzt ihren Gegner zu der königlichen Würde gelangen lassen. Sie beschlossen, eine neue Reichsversammlung zu berufen, wo eine definitive Entscheidung der großen Streitfrage getroffen werden sollte. Dabei aber war eine persönliche Repräsentation der königlichen Familie höchst erwünscht, beinahe notwendig. Die sächsischen Großen hatten das Rechte getroffen, als sie die Kaiserin Adelheid, die sie ja viel unter sich gesehen hatten, aufforderten, nochmals über die Alpen zurückzukommen. Sie war sehr bereit dazu und ebenso bereit die Kaiserin-Witwe Theophano.

Herzog Heinrich hatte in seiner Bedrängnis sich in Franken verpflichten müssen, den jungen König, den er in seinen Händen hatte, der Mutter und der Großmutter desselben an einem festgesetzten Ort und Tage zu überliefern. Dennoch gab er seine Absichten noch keineswegs vollständig auf. Es gelang ihm mit Hülfe des befreundeten Boleslav, einen Weg nach Thüringen zu finden, wo damals Graf Wilhelm von Weimar, der zu seiner Partei hielt, von den Anhängern des jungen Königs, welche sonst die Oberhand hatten, belagert wurde. Heinrich war nicht ohne eine gewisse Macht: er hatte selbst den Erzbischof Giselher von Magdeburg auf seiner Seite. Allein die sächsischen Großen waren ihm doch bei weitem überlegen: sie gaben die Belagerung auf und stellten sich bei Eythra an der Elster in Bereitschaft, um ihn unverzüglich anzugreifen. Der Erzbischof konnte nichts weiter bei ihnen ausrichten (denn sie beherrschten die Landstraße auf allen Seiten), als daß sie dem Herzog freien Abzug bewilligten unter der Bedingung, daß er aufs neue sich anheischig machte, was er schon in Franken versprochen hatte, den jungen König auf dem beschlossenen Tage seiner Mutter und Großmutter auszuliefern. In dieser Krisis rief Herzog Heinrich seine Getreuen zusammen, überlegte mit ihnen die Lage der Dinge und kam zu dem Entschluß, die Forderung der Gegner zu bewilligen.

Das den Oberdeutschen gegebene Versprechen erhielt durch die bei Eythra den Niederdeutschen gemachten Zusagen volle Gewähr: Heinrich forderte auch die Anhänger, die ihn umgaben, auf, sich zu dem bestimmten Tage zu der angesagten Versammlung einzufinden. Die Versammlung kam dann am 29. Juni 984 zu Rara wirklich zustande.

Man hat sich bisher nicht über die geographische Lage des Ortes vereinigen können; die älteren Meinungen gingen auf Groß-Rohrheim in der Nähe von Lorsch, neuere glauben den Ort im Kloster Rohr bei Meiningen gefunden zu haben; und doch ist die Versammlung eine der wichtigsten, die je in Deutschland gehalten worden sind. Zu derselben kamen von der einen Seite die Frauen des königlichen Geschlechtes, Adelheid, Theophano, die Äbtissin Mathilde von Quedlinburg und König Konrad von Burgund, der als Bruder der Kaiserin Adelheid und Schwiegervater des Herzogs Heinrich von Bayern genealogisch beiden Parteien angehörte. Diesen gesellten sich Herzog Konrad von Schwaben, der Repräsentant des alten Geschlechtes der Konradiner, mit einigen der vornehmsten Oberhäupter von Schwaben, Franken und Lothringen, selbst italienischen Provinzen zu; von der anderen Seite erschienen Thüringer und Häuptlinge der Slaven, die Anhänger Heinrichs, die noch zuletzt mit ihm zusammen gehalten. Der Herzog zögerte nicht, seinem zwiefachen Versprechen nachzukommen und das von ihm in Gewahrsam genommene Kind der Mutter desselben auszuliefern; er entließ dann seine Getreuen (denn noch immer nahm er die Miene des Herrn an) ihres Dienstes, indem er ihnen dankte. Nicht ohne jeden Vorteil für sich selbst wich Heinrich der Übermacht der Gegner. Durch die vermittelnde Stellung der Kaiserin Adelheid und des Königs Konrad erlangte er sichere Aussicht auf die Wiedergewinnung Bayerns. Nach dem glaubenseifrigen Chronisten wurde die Entscheidung durch einen plötzlich am Himmel aufgehenden Stern herbeigeführt. Doch bedurfte es einer solchen augenscheinlichen Erklärung des Himmels in der That nicht. Die Ereignisse selbst waren es, die das Übergewicht unzweifelhaft entschieden.

Ein Erfolg von größter Bedeutung für die deutsche Geschichte, daß in dem Streite um die Regierung ein dreijähriger Knabe über den männlichen Kronprätendenten den Platz behalten hatte, durch eine Entscheidung, bei der die Oberhäupter fränkischen und sächsischen Stammes konkurrierten! Man wollte eben Veränderungen nicht, wie sie der Wiedereintritt des Exilierten in die Regierung veranlaßt haben würde. So geschah es, daß die legitime Nachfolge und die schon geleistete Huldigung das Übergewicht über die Tendenzen des Abfalls und der Neuerung davontrugen. Das Reich hielt, auch ohne einen mächtigen Kaiser, in seiner Einheit zusammen.

Wenn man sich der vorangegangenen Ereignisse erinnert, so läßt sich nicht verkennen, daß sie auf die jetzt folgenden eine tiefe Rückwirkung ausgeübt haben. Die henricianische Faktion, welche der Prätendent vertrat, war vor der konradinischen, die unter Otto II. schon die Oberhand behauptet,

nochmals zurückgewichen, wenn sie auch insoweit einen Erfolg errungen hatte, als der wegen seiner empörerischen Handlungen des Herzogtums entsetzte und zum Exil verurteilte Fürst wieder in Besitz desselben gelangte. Mit dieser Niederlage der Henricianer eben hängt es nun ohne Zweifel zusammen, daß nicht Adelheid, sondern die Mutter des jungen Königs, welche durch die konradinische Faktion zum Throne gelangt war, als die eigentliche Vormünderin desselben im Reiche erschien: es war die Kaiserin Theophano, eine Griechin von Herkunft.

Soviel wir sehen können, zeigte sich die kaiserliche Frau ihrer schwierigen Aufgabe vollkommen würdig. Thietmar rühmt an ihr ein mit Bescheidenheit gepaartes Selbstvertrauen, was hauptsächlich dazu gehörte, um mit den mächtigen Großen der Zeit ein zusammenhaltendes Regiment zu führen. Die Sachsen, welche durch ihren Widerstand gegen Heinrich dem jungen König den Thron gesichert hatten, schlossen sich ihr vertrauensvoll an.

Niemals war ein energisches Zusammenhalten dringender gewesen; denn alle die Wendenlande, welche bereits pacifiziert erschienen, hatten sich infolge der doppelten Katastrophe Ottos II., wie schon berührt, zu einer autonomen Erhebung bewegen lassen: Schlösser und Kirchen bis nach der Elbe hin waren in ihre Hände gefallen und zerstört worden. Die Liutizen erhoben sich unter den Fahnen eines ungebändigten Heidentums. Jahr für Jahr mußten neue Züge unternommen werden, um sie zu dem alten Gehorsam zurückzuführen.

Aber indem Theophano dies vermittelte, verlor sie doch die anderen großen Interessen keineswegs aus den Augen. Die Urkunden beweisen, daß sie sich auch nach Italien hingewendet hat, wo sie sogar als Kaiser erscheint. Und auch hier verstand sie die Großen in ruhiger Unterordnung zu halten. In Norddeutschland, in dem Schlosse von Quedlinburg, sammelte sich zuweilen ein glänzender Hof um sie. Im Jahre 991 finden wir daselbst zum Osterfest den Markgrafen Hugo von Tuscien und den Herzog Mesko von Polen; überdies aber, wie eine gleichzeitige Chronik versichert, die vornehmsten Fürsten aus ganz Europa, welche Geschenke darbrachten zu Ehren des kaiserlichen Namens. Bald darauf begab sich die Kaiserin, begleitet von ihrem Sohne zu einem Reichstage nach Nymwegen: der Chronist bemerkt, sie habe gleichsam das gesamte Reich wie mit einer Kette vereinigt.

In diesem Augenblick aber ist sie dort, am 15. Juni 991, allzufrüh für ihren Sohn und für das deutsche Reich gestorben. Eine Erscheinung, die nur zu bald vorüber ging, diese geistvolle und verständige Fürstin byzantinischer Herkunft im Besitze der deutschen Krone. Wohl mag ihr ihre Abstammung aus der Familie, welche als die vornehmste der Welt galt, zustatten gekommen sein. Durch ihren Rang, ihr sittliches Verhalten, ihr Geschlecht selbst, hielt sie den Hochmut der Magnaten in Unterordnung und

Zaum. Leider ist ihr Thun und Lassen kaum in dem Umriß flüchtiger Andeutungen erhalten. Lebhaft wird man an ihre Zeit durch ein Evangelienbuch in der Schloßkirche zu Quedlinburg erinnert, dessen elfenbeinerner Deckel mit Reliefs der großen Scenen aus dem Leben des Erlösers geschmückt ist, in gelungener griechischer Arbeit mit griechischen Inschriften; gleichsam symbolisch für diese Epoche, in der sich Byzanz und das Kloster von Quedlinburg berührten.

Auf dem Wege, den Theophano eingeschlagen, wurde auch nach ihrem Tode das Werk, das sie glücklich begonnen hatte, im nördlichen Germanien fortgesetzt. Man darf sich diese Unternehmungen nicht als solche denken, bei denen es ein bloßes Bestehen der deutschen Marken gegolten hätte. Die Kriege waren religiöser Natur, so gut wie einst der Zug Karls des Großen gegen die Avaren. Es erinnert an die ältesten lokalen Götzendienste, wie sie im Kampfe gegen den Jehovahkult den Juden erschienen, wenn die Liutizen einen Führer, den ihnen der wankelmütige Boleslav von Böhmen auslieferte, ihren Göttern zum Opfer schlachten. In einem Zusammentreffen mit Boleslav, wird uns berichtet, hören die Deutschen zu Fuß nicht allein, sondern auch zu Roß erst die Messe, ehe sie zur Schlacht antreten, vor der dann der Feind, ohne sie abzuwarten, zurückweicht.

Besonders um den Besitz von Brandenburg schwankte der Kampf hin und her; wir finden wohl, daß eine Schar innerhalb der Mauern eingeschlossener Deutschen, von den angreifenden Liutizen aufs äußerste bedrängt, endlich von einem deutschen Trupp, der unter dem königlichen Knaben selbst erscheint, gerettet wird. Die Belagerten stimmen den Rettungsgesang Kyrie eleison an; mit demselben begrüßen sie ihren herandringenden Befreier.

Dem Widerstand der Slaven waren, wie schon erwähnt, erneute Feindseligkeiten der Dänen zur Seite gegangen. Nochmals traten diese selbständig hervor. Im Jahre 994, in welchem der heranwachsende junge König persönlich an der Regierung Anteil nahm, bedrohte ein verspäteter Wikingerzug im Zusammenhange mit einem dänischen Einfall nach England das nördliche Deutschland. Eine dänische normannische Flotte drang in die Ausflüsse der Weser. Hätten sie festen Fuß gefaßt, so würde das Heidentum, zu dem sie sich bekannten, alle slavischen Nationen von neuem zur Empörung gegen Kirche und Reich angereizt haben. Und der Erfolg, den sie hatten, war zu Anfang keineswegs gering. Die jungen Grafen von Stade, die es wagten, selbst in deutschen Fahrzeugen ihnen entgegenzugehen, wurden überwältigt und gefangen: König Otto und die Fürsten sahen sich genötigt, ein sehr ansehnliches Lösegeld für sie zu zahlen. Die Normannen erschienen mit der gewohnten Wut der Zerstörung, aber festen Fuß zu fassen vermochten sie nicht. An der Weser erlitten sie bald eine schwere Niederlage, worauf dann auch die Wirkung, die sie auf die slavischen Nationen übten, in nichts zerfiel.

Es läßt sich nicht daran zweifeln, daß die neuen Angriffe der Normannen und Dänen gegen England, im Jahre 993 und 994, mit diesen Ereignissen im Zusammenhang stehen Durch den Tod Ottos II. war der dominierende aber pacifizierende Einfluß, den das deutsche Kaisertum auf den ganzen Norden ausübte, weggefallen. Man könnte versucht sein, den Fortgang der Weltbegebenheiten im nördlichen Europa, welcher ein maritimes und vom Heidentum erfülltes Imperium dem occidentalen zur Seite zu setzen drohte, an dieser Stelle des näheren auszuführen. Aber man wird es doch vorziehen, diese Ereignisse in ihrem eigenen Kausalnexus zu erblicken und, da sie auf dem Kontinent in diesem Augenblick noch keine bedeutende Rückwirkung hatten, vorher der großen Veränderung zu gedenken, die sich zu derselben Zeit im westlichen Frankenreich zutrug und von Anfang an auch Deutschland und Italien auf das lebendigste berührte, nicht eben nur äußerlich, sondern tief im Innern.

Drittes Kapitel.

Anfänge der kapetingischen Dynastie und ihre Kirchenpolitik; Cluny.

Wenn man auf die Jahre zurückgreift, welche Ottos III. Thronbesteigung überhaupt bedingt haben, so findet sich in den lothringischen und westfränkischen Gebieten eine besondere Bewegung dafür und dagegen. Ursprünglich waren die meisten Oberhäupter daselbst für die Erhebung des jungen Otto im Gegensatz gegen Heinrich von Bayern; allmählich jedoch stellte sich heraus, daß der karolingische König Lothar sich mehr zu Heinrich neigte, in der Hoffnung, die Ansprüche der westfränkischen Krone auf Lothringen dabei wieder zur Geltung zu bringen.

Dagegen entwickelte sich aber ein lebhaftes Parteigetriebe, in welchem die Herzogin Beatrix, die Witwe des einst zur herzoglichen Gewalt in Oberlothringen erhobenen Friedrich, des Begründers des luxemburgischen Hauses, die ottonische Partei ergriff und behauptete. Sie war die Tochter Hugos des Großen, eine Schwester Hugo Capets, und dieser selbst enge mit ihr verbündet. Auch die westfränkischen Großen, welche die nationale Partei vertraten, forderten die Herstellung Lothringens nicht; diese war nur eine Forderung des karolingischen Königs und seines Anhangs. Die westfränkischen Großen ergriffen die Partei des jungen Otto III.; sie waren hierin mit der Autorität einverstanden, welche in Deutschland auf dem Reichstage zu Rara die Oberhand behielt.

Der persönlichen Verhältnisse der handelnden Personen geschieht in den Briefen Gerberts, des späteren Papstes Sylvester II., vielfach Erwähnung.

Gerbert hatte sich, durch nationale Gegensätze aus der ihm von Otto II. verliehenen Abtei Bobbio verdrängt, zu dem Erzbischof Adalbero von Rheims geflüchtet, der seiner Stellung nach mancherlei Berührungen mit dem ottonischen Hause und den deutschen Bischöfen hatte und zu den westfränkischen Großen, die sich dem Karolinger widersetzten, die engsten Beziehungen unterhielt.

Reichen die Briefe Gerberts auch noch lange nicht hin, diese Verhältnisse aufzuklären, so sieht man doch soviel daraus, daß die Partei der Großen das Übergewicht über den Karolinger behielt, wenn dieser auch seinerseits dadurch ein gewisses Ansehen behauptete, daß der vornehmste Magnat von Niederlothringen, Gottfrid von Hennegau und Bouillon, in seine Gefangenschaft kam. Durch den plötzlichen Tod Lothars aber im März 986 wurde ihre Partei noch gewaltig verstärkt. Der Sohn Lothars, Ludwig, genannt Fainéant, und dessen Mutter Emma, die Tochter der Kaiserin Adelheid, gerieten in mannigfaltige Bedrängnis, zumal da der noch überlebende Karolinger, Herzog Karl von Niederlothringen, keineswegs ihr Freund war.

Als nun auch Ludwig nach einem Jahre bereits mit Tode abging, trat die Frage ein, ob die westfränkischen Großen an dem Stamme der Karolinger, der jetzt sehr schwach repräsentiert war, festhalten sollten oder nicht. Was sie auch thun mochten: mit dem deutschen Reiche gerieten sie dadurch nicht in Zwiespalt, denn die sächsischen Kaiser gehörten doch keineswegs zu dem Geschlecht der Karolinger, obwohl sie sich mit denselben verständigt hatten; ja, die Stellung der Herzöge von Francien hatte augenscheinlich eine gewisse Analogie mit dem aus dem sächsischen Hause hervorgegangenen Kaisertum.

Man kennt die von einem gleichzeitigen Autor dargelegten Motive, mit welchen der Erzbischof von Rheims, Adalbero, den versammelten Großen empfahl, den mächtigsten unter ihnen, den Herzog von Francien, Hugo, genannt Capet, zu ihrem Könige zu wählen, der für niemand gefährlich sei und sich die Erhaltung der erworbenen Rechte aller sowie des Staates stets angelegen sein lassen werde. So geschah es denn auch. Am 3. April 987 wurde Hugo in Rheims von Adalbero zum König gekrönt. Aber dem setzten sich die überlebenden Karolinger, wie zu erwarten war, entgegen. Dem heranziehenden Herzog Karl von Niederlothringen glückte es, sich der Stadt Laon zu bemächtigen, die schon immer als ein Mittelpunkt des westfränkischen Reiches betrachtet worden war; und noch höher anzuschlagen war ein anderer Zwischenfall. Einem Geistlichen aus dem karolingischen Hause, Namens Arnulf, gelang es, nach dem Tode Adalberos das Erzbistum Rheims, das in dieser Epoche stets als die vornehmste westfränkische kirchliche Metropole betrachtet worden war, zu erlangen, nicht ohne die Verpflichtung, wie wir versichert werden, dem neuen Könige von Westfrancien allezeit unterthänig und treu zu sein. Diese Verpflichtung aber konnte einen Mann schwerlich binden, der in dem Königtum Hugo Capets nichts weiter sah, als

eine Usurpation. Arnulf hatte von den karolingischen Rechten einen fast noch stärkeren Begriff als Herzog Karl; er traute sich zu, das karolingische Reich noch einmal ins Leben zu rufen, so mächtig wie jemals. Er verschaffte dem Herzog Karl Rheims und Soissons. Dieser aber geriet dann, von dem Bischof von Laon bethört, in die Gefangenschaft Hugo Capets, in welcher er gestorben ist.

Hugo lag sehr viel daran, sich auch Erzbischof Arnulfs zu entledigen; aber die hohe geistliche Stellung desselben machte hierzu geistliche Bundesgenossen für den König unentbehrlich. Er berief eine Provinzialsynode ganz im Gegensatz zu den von Papst Nikolaus I. zur Geltung gebrachten Grundsätzen. Nochmals tauchte der alte Widerstreit im westfränkischen Reiche auf; es war eigentlich die Fortsetzung dessen, was einst unter Karl dem Kahlen geschehen war, doppelt merkwürdig, weil es in entgegengesetztem Sinne verlief.

Am 17. Juni 991 versammelte sich in der Basilika von St. Basol unfern von Rheims jene Provinzialsynode; denn die Lage der Dinge hätte es unmöglich gemacht, eine allgemeine Kirchenversammlung zustande zu bringen. Bischöfe und Äbte aus den westfränkischen Gebieten traten in nicht geringer Anzahl zusammen, um darüber zu entscheiden, ob Erzbischof Arnulf aus seinem Amte entfernt werden könne oder nicht. Arnulf hatte das Kirchenrecht, wie es sich durch die pseudo-isidorischen Grundsätze gebildet hatte, für sich. Aber waren denn diese allgemein anerkannt und ein wirkliches Gesetz der Kirche? Oder gab es noch Mittel, sich ihrer Entscheidung zu entziehen?

So wichtig die politische Lage sein mochte, für den Augenblick noch wichtiger erscheint die kirchenrechtliche. Sie betraf die Grundlage des Gebäudes der päpstlichen Oberhoheit. Unter den Teilnehmern der Versammlung finden wir auch Verteidiger der päpstlichen Vorrechte; es waren Anhänger der damals schon weitverbreiteten monastischen Disciplin von Cluny, deren wir alsbald eingehend zu gedenken haben werden. Zahlreiche Bücher legten sie auf den Tisch, um ihre Grundsätze zu bewähren. Fragt man, welches ihre Beweise waren, so findet man nur eben die pseudo-isidorischen Dekretalen, namentlich die angeblichen Korrespondenzen des Erzbischofs Stephan und dreier Konzilien mit Damasus und dessen Antwortschreiben, in welchem die vornehmsten Grundsätze des Papsttums aufgestellt und erörtert werden. Darnach gehören alle Streitsachen der Bischöfe vor den römischen Stuhl; namentlich sollen Urteilssprüche in Anklagesachen gegen Bischöfe nur von Rom gefällt werden können.

Aber gerade die Verbindung der Sache des Rheimser Erzbischofs mit der religiösen Bewegung überhaupt und besonders mit dem Anspruch der Prärogative des Papstes rief den stärksten Widerspruch hervor. Auf das schärfste wurden die antipapalistischen Grundsätze von dem Bischof Arnulf von Orleans vorgetragen, welcher an der Erhebung der neuen Dynastie Anteil genommen und den Sohn Hugo Capets gekrönt hatte. Arnulf war von altem Adel und reichem Besitz, wie die früheren Bischöfe, und besaß den Eifer der alten

Zeiten für die religiöse Zucht seiner Diöcese. Mit den Führern der Cluniacenser stand er in offenem Widerstreit; sein Sinn war, den zu allzugroßem Ansehen gelangten Abt von Fleury in Unterordnung unter sein Bistum zu halten. Es war eine der wichtigsten kirchlichen Fragen des Jahrhunderts, ob die Abteien den Bischöfen unterworfen sein sollten oder nicht.

Mit einem Nachdruck, der noch jetzt in Erstaunen setzt, erhob Arnulf von Orleans in der obschwebenden Frage seine Stimme. Er ging davon aus, daß man sich vergeblich bei dem Papste um Entscheidung bemüht habe. Drei Tage lang habe Johann XIV. die Gesandten vor den Thoren seines Palastes auf Gehör warten lassen. Aber wenn es Fälle gäbe, in denen man die Entscheidung der Kurie oder ein neues Gesetz vergeblich erwarte, so gerate die Kirche in die Gefahr eines durch Gesetze noch nicht gewährleisteten Zustandes. Das sei jedoch um so unerträglicher, da in Rom seit langem die Tyrannei herrsche. Arnulf von Orleans spricht mit Abscheu von dem durch Otto den Großen entsetzten Papst Johann XII., aber auch mit Otto ist er nicht ganz zufrieden: derselbe hätte den von den Römern erwählten Benedict dem Neophiten Leo vorziehen sollen. Nach einiger Zeit dann sei Bonifacius VII. gefolgt, den er als den verworfensten aller Menschen, als ein blutgieriges Ungeheuer schildert. Bei jedem andern Bischofe pflege man zu untersuchen, welches sein sittliches Verhalten, sein Leben, sein Wandel und seine Gelehrsamkeit sei; nur bei dem Bischofe von Rom sei dies nicht der Fall: da wirke Gewaltsamkeit, Bosheit und Unwissenheit zusammen. Solle nun aber die Gesamtheit der gelehrten und frommen Bischöfe einem Ungeheuer unterworfen sein, welches in Rom herrsche? Arnulfs Rede geht über alles weit hinaus, was man erwarten durfte. Er erklärt den Papst für den Antichrist, der im Tempel Gottes sitzt und sich so darstellt, als ob er selbst Gott sei. Man darf sich nicht scheuen, diese schroffen Ausdrücke zu wiederholen; sie bezeichnen den geistigen Kampf des Jahrhunderts und den Moment, in welchem man stand.

Wollte man die Diskussion im allgemeinen beurteilen, so fällt es in die Augen, wie sehr die Opposition daran litt, daß sie die Unechtheit der Dekretalen nicht erkannte. Arnulf von Orleans stützte sich auf andere Dokumente aus der früheren kirchlichen Gelehrsamkeit, aber in Bezug auf die pseudoisidorischen Dekretalen blieb er bei dem zweifelhaften Verhalten Hinkmars stehen, dessen wir oben gedachten.

Gleichwohl wurde Erzbischof Arnulf von Rheims von der Synode dahin gebracht, daß er abdankte; Gerbert, der Abt von Bobbio, der zuvor bereits erwähnt wurde und uns im folgenden noch des näheren beschäftigen wird, trat an seine Stelle. König Hugo und dessen Sohn Robert, die auf der Synode erschienen waren, dankten den Versammelten, daß sie so lange verweilt und ihre Ergebenheit bewiesen hätten.

Von großem Gewicht war dieser politische Erfolg des neuen Königtums, das sich damals der Gefahr entledigte, welche aus dem Gegensatz des karo-

lingischen Erzbischofs entspringen mußte. Zugleich wurde dadurch noch eine andere allgemeine Bewegung angeregt. Auf die verwerfenden Einreden eines päpstlichen Legaten folgte im Jahre darauf auf der königlichen Pfalz zu Chelles eine neue Zusammenkunft der oppositionellen Bischöfe, welche selbst in Abwesenheit Arnulfs von Orleans auf der eingeschlagenen Bahn noch einen Schritt weiter gingen. Sie bestätigten die Abdankung des Karolingers Arnulf von Rheims, die Einsetzung Gerberts und die Autorität der Provinzialkonzilien: was ein Papst dagegen thue, sei null und nichtig.

Aber es gab in Frankreich noch eine andere geistliche Macht, welche die Kraft besaß, sich dem zu widersetzen. Dies war die cluniacensische Disciplin und Doktrin. Sie repräsentierte eine universale geistliche Direktion, die den Kontinent in Gärung versetzte und in England bereits zur Herrschaft gekommen war.

Die Klosterstiftungen, welche die Jahrhunderte hindurch noch immer zahlreich fortgingen, hatten die Einheit der kirchlichen Verfassung nicht eigentlich unterbrochen. Sie waren vielmehr dem Bistum untergeordnet und wurden in diesem Verhältnis auch ihrerseits in die allgemeine kirchliche Bewegung gezogen. Nicht selten wurden sie von Laienäbten verwaltet. Die Unordnungen indessen, die unter diesem Verhältnis unvermeidlich waren, hatten Veränderungen nötig gemacht, welche auch nicht gerade zum Ziele führten.

Da ist nun zu Anfang des 10. Jahrhunderts in dem Grafen Wilhelm von Auvergne der Gedanke entstanden, in seinen Besitzungen ein Kloster zu gründen, das dem Bistum nicht unterworfen sein sollte. Der Graf nahm eine sehr ansehnliche Stellung unter den westfränkischen Großen ein. Er erscheint in seinen Urkunden als Herzog und Graf: in den Verwickelungen, die unter Odo, dem westfränkischen König, entstanden, war er von diesem zum Herzog von Aquitanien erhoben worden. Was man von ihm erfährt, beweist, daß er sich eine Art von königlichem Hofhalt gebildet hatte; er fühlte sich wohl in seinem Reichtum. Aber er war doch von den geistlichen Begriffen der Zeit auf das lebendigste durchdrungen. Eine merkwürdige Urkunde für diese Gesinnung bildet sein Testament. In demselben spricht er aus, daß er, um über die Verwendung seiner Güter am Tage des jüngsten Gerichtes Rechenschaft geben zu können, beschlossen habe, eine Stiftung zu gründen, in welcher nicht nur eine Zeitlang, sondern für immer eine mönchische Kongregation unterhalten werden solle. Dazu bestimmt er Cluniacum, das ihm durch den Tod seiner Schwester zugefallen war.

Cluny gehört zu einer Berglandschaft, die den äußersten nördlichen Ausläufer der Cevennen bildet. Durch das Thal, in dem es gelegen ist, zieht sich eine Abzweigung einer alten Römerstraße, die, von Lyon kommend, nach Boulogne führt; für die Pilgerfahrten also von England und Nordfrankreich nach Rom und dem Orient wohl gelegen.

Nach der Stiftungsurkunde sollen die hier vereinigten Mönche von aller fremden Gewalt unabhängig sein: weder dem Stifter selbst, noch seiner Fa-

milie, noch der königlichen Hoheit, noch irgend einer weltlichen Potenz sind sie Gehorsam schuldig; kein weltlicher Fürst, noch ein Bischof, auch nicht der Papst selbst, — was mit größter Ehrfurcht ausgesprochen wird — soll die Stiftung anfechten oder mindern können; kein Prälat soll über sie gesetzt werden, ausgenommen mit Einwilligung der Genossenschaft selbst.

Die Idee der Unabhängigkeit der geistlichen Gewalt von aller weltlichen kam in dieser Stiftung zur deutlichsten Repräsentation: es war ein Kloster, das, in strengster Zucht verharrend, sich selbst regieren und nur unter dem Schutz des römischen Papstes stehen sollte.

Dem Grafen Wilhelm gelang es, den rechten Leiter für sein neues Unternehmen zu finden; er stellte den Abt Berno an die Spitze, der schon an anderer Stelle ähnlichen Richtungen Raum verschafft hatte. Ein noch höheres Ansehen aber, als durch ihn, erlangte Cluny durch seinen zweiten Abt, Odo, welcher in Paris unter einem damals weit berühmten Lehrer, dem Doctor universalis Remigius, seine Studien gemacht, so daß der Zusammenhang der wissenschaftlichen Bestrebungen mit dem Klosterleben auch in dieser monastischen Form aufrecht erhalten wurde.

Die Einrichtungen dieses Klosters erinnern an die alten Zeiten, in welchen die Anachoreten sich in Cönobien vereinigten. Man fand bei den Brüdern in Cluny noch wirkliches gegenseitiges Wohlwollen; sie erschienen wie eine Familie, das rechte Abbild mönchischer Tugend in Gehorsam und Keuschheit, Geduld und Schweigen. Strenger Gehorsam vor allem, unbedingtes Sichergeben unter den Willen des Vorgesetzten war es, was sie auszeichnete. Großen Kredit verschaffte ihnen ihre Wohlthätigkeit; man wollte 17 000 Arme zählen, welche während der Fasten Almosen in dem Kloster erhielten. Keineswegs aber lebten sie in voller Abgezogenheit von der Welt. Auf dem Kontinent fanden die Fürsten an den Mönchen von Cluny, deren Grundsätze sich bald auf zahlreiche andere, von ihnen abhängige Kongregationen übertrugen, in der Behauptung ihrer althergebrachten Rechte ihre vornehmsten Gegner.

Gerade ein solcher Streit nun war es, welcher auf dem Konzil zu St. Basol eine große Rolle spielte. Wir berührten schon, wie die Klosterinstitutionen in den Streit der Kirchenversammlung eingriffen. Erzbischof Arnulf von Orleans, dem nach der alten Ordnung der Dinge Fleury untergeordnet war, wollte dies Verhältnis nicht fallen lassen. Er gab sich alle Mühe, die disciplinarischen Unordnungen in seiner Diöcese zu vermeiden, und nicht ohne guten Erfolg war er dabei. Die Bischöfe standen auf den beiden Versammlungen, die wir erwähnten, auf seiner Seite; ihr Sinn war, den römischen Papst der obersten Jurisdiktion in Westfrankreich zu berauben. Das Königtum schien hierüber mit den Bischöfen einverstanden zu sein: allein in Fällen dieser Art hat in Europa doch immer die öffentliche Meinung entschieden; es zeigte sich bald, daß das Volk für die Mönche war, selbst in Paris.

Die allgemeine Meinung entschloß sich für den alten Erzbischof von Rheims und gegen Gerbert. Dieser geriet dabei in große Bedrängnis: unter seinen Angehörigen gab es Leute, die nicht mehr mit ihm zu Tische sitzen mochten, noch auch den von ihm gefeierten Messen beiwohnen wollten. Obwohl im Gewahrsam befindlich, war der Karolinger Arnulf wieder zu Ansehen gelangt.

Unter den in der Regel wenig verständlichen Briefen Gerberts findet sich doch auch einer oder der andere, der auf die Lage des Momentes ein unzweifelhaftes Licht wirft. Ein solcher ist der an die Kaiserin Adelheid gerichtete, die sonst seine Gönnerin gewesen war, dies aber zu sein aufhörte. Gerbert schildert darin seine unglückliche Lage, wie er sagt, zwischen Hammer und Amboß, läßt aber keinen Zweifel daran übrig, daß er gleichsam das Heil des westlichen Franciens in seiner Sache erblicke. Das Erzbistum Rheims habe die wichtigste geistliche Stelle im fränkischen Reich inne; wenn es zu Grunde gehe, könne das ganze Reich sich nicht behaupten; die Glieder würden dem Haupte folgen. Aus diesem Grunde will er den erzbischöflichen Stuhl nicht wieder räumen: infolge bischöflichen Beschlusses habe er denselben bestiegen, ohne einen solchen werde er ihn nicht verlassen.

Im Juni 995 ist denn auch eine Art von allgemeinem Konzil zu Mouzon gehalten worden; aber es war sehr schwach besucht. Außer einigen lothringischen Bischöfen fanden sich dazu hauptsächlich Äbte der cluniacensischen Richtung ein, kein ostfränkischer Bischof erschien. Gerbert unternahm die Reise nach Mouzon, obwohl unter steter Lebensgefahr. Er sagt, er habe die gegen ihn gezückten Schwerter weniger gefürchtet, als das Mißvergnügen der versammelten Bischöfe. Der Kern seiner Rede ist dann, daß er schon von seinem väterlichen Freunde, dem Erzbischof Adalbero von Rheims, zu dessen Nachfolger bestimmt gewesen sei; nur simonistischen Umtrieben habe Arnulf den Vorzug zu danken gehabt. Dem aber sei er gehorsam gewesen, solange derselbe nicht offenbare Akte der Felonie begangen habe. Erst nach dessen Absetzung habe er, auf die Bitten der Primaten hin, das Erzbistum übernommen.

Diese Wendung nahm jetzt der Kirchenstreit. Die Frage war, ob der gefangene Arnulf oder Gerbert als der wahre Erzbischof von Rheims anzusehen sei. Mit dem Namen des einen verknüpfte sich die Idee der Unterordnung unter Rom und unter die mönchische Autorität, mit dem des andern die Aufrechterhaltung des oppositionellen Bistums und der Selbständigkeit der Weltgeistlichen.

Ich fürchte nicht fehlzugehen, wenn ich in diesen innern Irrungen der westfränkischen Kirche eben eine Fortsetzung der Streitigkeiten zu erkennen glaube, aus denen die pseudo-isidorischen Dekretalen hervorgegangen sind. Wenn aber damals das Bistum, von den Metropolitanen bedrängt, zur Unterwerfung unter Rom hinneigte und die Rechte der Provinzialkonzilien fallen ließ, so schien jetzt das Umgekehrte einzutreten. Die Idee der Provinzial-

konzilien erhob sich noch einmal; dem römischen Stuhl sollte die oberste jurisdiktionelle Gewalt in bischöflichen Angelegenheiten wieder entzogen werden. An und für sich würden wohl die Bischöfe kaum auf diesen Gedanken gekommen sein; aber der in Rheims ausgebrochene Streit, der zugleich das kapetingische Königtum betraf, brachte sie dazu.

Dennoch gewann in Westfrancien selbst die vorlängst eingewohnte Verehrung des Papstes die Oberhand. Die öffentliche Meinung dort war nie für das Episkopat. Von dessen Gegnern ist sogar einmal der Gedanke gehegt worden, die dissentierenden Bischöfe auf einem Konzil gefangen zu nehmen und Otto III. zu berufen, um das Reich Karls des Großen zu regieren und die Einheit desselben wiederherzustellen. Aber ganz das Gegenteil geschah: die dissentierenden Bischöfe fanden eine unmittelbare Verbindung mit Otto und zwar eben durch Gerbert.

Zu derselben Zeit, wo in Frankreich die Vermählung König Roberts, des Sohnes Hugo Capets, die mit den bestehenden Kirchengesetzen nicht übereinstimmte und vom römischen Stuhle verworfen wurde, eine doch fortdauernde Opposition gegen das Papsttum im Gange hielt, welche die Anerkennung der päpstlichen Autorität zuweilen zweifelhaft machte, zog Otto III. das Oberhaupt der bischöflichen und provinzialkonziliären Tendenzen an seinen Hof. Allein eine Teilnahme des deutschen Königs und Kaisers an diesen Tendenzen bedeutete die Verbindung Ottos mit Gerbert keineswegs. Ihre Grundlage war eine völlig andere: sie lag in dem Bereiche der allgemeinen Wissenschaft und Bildung.

Viertes Kapitel.

Kaisertum und Papsttum vereinigt: Otto III. Begründung der Königreiche Polen und Ungarn.

Von augenscheinlicher Bedeutung war es, daß der Führer der westfränkischen Opposition gegen das Papsttum in die Dienste des jungen, kurz vorher zum Kaiser gekrönten Fürsten trat. An und für sich zwar fiel das noch nicht in den allgemeinen Gesichtskreis. Denn so ist es immer gewesen, daß bedeutende litterarische Persönlichkeiten in Stellungen berufen werden, in welchen ihre bisherige Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten in Schatten tritt. Und auch das ist dann ein weiterer Vorzug junger aufstrebender Fürsten, daß sie ihrer Belehrung und Durchbildung halber Männer an sich ziehen können, deren Ruf in politischen Tendenzen nicht aufgeht.

Sehr eigenartig und unvergeßlich sind die Briefe, die zwischen Otto III. und Gerbert bei der Berufung desselben nach Deutschland gewechselt worden

sind. Gerbert war der Mann in der Welt, in welchem orientalische, d. h. islamitische Gelehrsamkeit mit der abendländischen am lebendigsten zusammentraf. Einen Teil seiner Jugend hatte er in den maurischen Kulturstätten Spaniens zugebracht und sich dann selbst der Gelehrsamkeit der fatimidischen Schule von Kairo bemächtigt. Er ist berühmt dafür, daß er die mathematischen und astronomischen Wissenschaften der arabischen Schulen in das Abendland einführte. Ebenso aber war er auch im vollen Besitz der gesamten occidentalen Gelehrsamkeit, wie sie sich in den letzten Epochen ausgebildet hatte. Er erklärte die Isagoge des Porphyrius, die Kategorien des Aristoteles und eine Anzahl logischer Schriften des Boëthius. Als der Schluß seines Unterrichtes werden Arithmetik, Musik, Astronomie und Geometrie genannt, d. h. die Fächer, die man dann unter dem Namen des Quadriviums in den Schulen kultiviert hat. Seine Schule galt als die beste im westlichen Frankreich, er selbst wurde als großer Pädagog gefeiert.

Auf diesen Kreis des Wissens bezog sich nun die Einladung Ottos III. In seinem Schreiben sagt er, Gerberts hervorragendes und geregeltes Wissen sei für ihn immer Autorität gewesen. Er selbst sei noch ungelehrt und wenig unterrichtet; er habe aber den bestimmten Wunsch und Willen, daß der in Wort und Schrift durchgebildete Lehrer ihm zur besseren Unterweisung zur Seite stehe und ihm zugleich in den öffentlichen Angelegenheiten Rat erteile; er möge das doch nicht ablehnen. Der junge Fürst stellt sich in diesem Briefe seiner Herkunft gemäß zugleich als Sachse und Grieche dar. Was er von einem bäuerischen Sachsen noch an sich habe, das möge Gerbert von ihm abstreifen; was aber von den feinen Anlagen eines Griechen in ihm lebe, mit besonderem Eifer pflegen.

Gerbert drückt in seiner Antwort die freudige Bereitwilligkeit aus, dem Rufe zu folgen. Otto hatte besonders erwähnt, daß er der Zahlenlehre der Alten kundig zu werden wünsche; darin seien eben, antwortet Gerbert, die Elemente alles Wissens enthalten; er sieht ein göttliches Geschick darin, daß der Mann, welcher von Herkunft ein Grieche und im Besitz des römischen Reiches sei, den Schätzen der griechischen und römischen Weisheit nachforsche.

Man sieht, welche Gedanken umfassendster Art diesen Lehrer und diesen Schüler miteinander verbanden: es waren Ideale des persönlichen und allgemeinen Lebens, selbst ohne die kirchliche Färbung. Bald nach seiner Ankunft in Magdeburg 997 hat dann Gerbert dem Kaiser eine Schrift über das Vernünftige und den Vernunftgebrauch gewidmet, in der er dem Vernünftigen einen geistigen und göttlichen Bestandteil zuschreibt; es ist der von Johannes Scotus Erigena angedeutete Standpunkt. In der Widmung sagt Gerbert, Italien solle nicht mehr behaupten dürfen, daß der kaiserliche Palast der Wissenschaft ermangele, noch Griechenland, daß es allein Macht und Wissenschaft vereinige. Otto beherrsche das römische Reich mit den Kräften Germaniens, Italiens und Galliens; er stamme aus dem reinsten Blute der Griechen, er sei den einen und den anderen in Sprache und Macht überlegen.

Aber indem er sich in diesen höchsten politischen Anschauungen bewegte, that Gerbert zugleich auch den Ansprüchen der Gelehrten, die in Magdeburg und Merseburg beisammen waren, Genüge; er hat sie damals durch Aufstellung seines Horologiums, wahrscheinlich einer Sonnenuhr, die er durch Beobachtung des Polarsternes vermittelst eines Sehrohres richtig zu stellen wußte, in Erstaunen gesetzt.

Ohne Bedeutung ist es wohl nicht, daß er jetzt Otto III. zu Ende des Jahres 997 auf seinem Zuge nach Rom, dem zweiten bereits, den der junge Fürst unternahm, begleitete.

Von jeher hatte sich Gerbert in politischen Kontroversen bewegt. Sie hatten ihn einst nach Rom geführt. Er hatte dort die Gunst Ottos I. gewonnen, für dessen orientalische Pläne ein Mann wie dieser willkommen sein mußte, und dann von Otto II. das Kloster Bobbio empfangen. Damit aber wurde er zugleich in die Streitigkeiten, welche Italien agitierten, verwickelt. In noch viel größerem Maße hatten ihn darauf, als er in seine westfränkische Heimat zurückgeführt war, die Angelegenheiten in Rheims in Anspruch genommen: er war zugleich kaiserlich und capetingisch gesinnt. Er galt als der Führer der bischöflichen Opposition in Gallien gegen das Papsttum. Eben zu dieser Zeit war er mit Otto III. bekannt geworden. Man darf die Versicherung Ottos in seinem Einladungsschreiben nicht übersehen, er werde ihn auch in öffentlichen Angelegenheiten um Rat fragen. Um so wichtiger daher, daß Gerbert dem fürstlichen Freunde nun, bei dessen neuem Romzuge, zur Seite trat.

Es dürfte hier der Ort sein, bevor wir zu diesem bedeutungsvollen Unternehmen übergehen, ein Wort über die bisherige Stellung Ottos III. zum Papsttum und über die Entwickelung, die dieses seit dem Tode Kaiser Ottos II. genommen, nachzuholen.

In Rom hatte die von Otto dem Großen eingerichtete Ordnung der Dinge mit fortwährendem Widerstand zu kämpfen gehabt. Otto II. hatte sie wiederhergestellt; er hatte den ergebensten Prälaten, der sich auffinden ließ, zur Tiara erhoben; aber unmittelbar nach dem Tode dieses Kaisers war dieser Papst, Johann XIV., gestürzt worden. Der einst verjagte Bonifacius VII., welcher sich für den einzig rechtmäßigen Papst hielt, kehrte nach Rom zurück, um den Stuhl Petri einzunehmen. Er galt als ein rücksichtsloser Tyrann; sein Ruf war noch schlechter als der Johanns XII. Gegen ihn hauptsächlich sind jene obenerwähnten Exklamationen des Bischofs Arnulf von Orleans gerichtet. Bonifacius, welcher seine Vorgänger gefangen gesetzt und im Gefängnis hatte hinrichten lassen, vermochte sich aber nur ein Jahr zu behaupten. Die alten Nachrichten sagen nichts davon, daß er ermordet worden sei; denen zufolge starb er eines plötzlichen aber natürlichen Todes. Doch hat man nach seinem Tode an ihm Rache genommen. Eines Morgens fanden Priester seine Leiche aller Kleidungsstücke beraubt, mit Lanzenstichen durchbohrt, am Fuße des Cavallo, d. h. der Statue des Marc-Aurel. Auf Boni-

facius folgte dann ein geborener Römer, Johann XV., der dem indes wieder zur Macht gekommenen deutschen Interesse angehörte. Die Kaiserin Theophano, die sich das Verdienst erwarb, die italienischen Großen in Unterordnung zu halten, so gut wie die deutschen, scheint mit ihm im besten Vernehmen gestanden zu haben; sie kam zu seiner Zeit nach Rom. Zu ihrer Seite jedoch finden wir einen der römischen Großen, Johann Crescentius, als Patricius, in welchem sich dann nach ihrem Tode die höchste weltliche Macht in der Stadt gleichsam konzentrierte.

Dies Geschlecht erscheint schon seit einiger Zeit in der Geschichte von Rom mitwirkend. Die Crescentier waren besonders reichbegütert in der Sabina, in Rom werden sie den Monte Cavallo beherrscht haben, von welchem Johann Crescentius seinen Beinamen entlehnte. Daß er eine Stellung, wie einst Alberich, eingenommen hätte, dürfte man wohl nicht behaupten, aber einen entscheidenden Einfluß übte er doch in Rom aus: Papst Johann XV. befand sich ihm gegenüber nicht eben wohl; er mußte sogar aus Rom weichen und seine Zuflucht nach Toscana nehmen. In dieser Lage hatte er den jungen Otto im Jahre 995 aufgefordert, nach Italien zu kommen und von dem Kaisertum Besitz zu ergreifen.

Otto III. war sehr bereit, dieser Einladung zu folgen; er dachte bereits daran, sich ein eigenes Haus zu gründen, wie er denn damals eine Gesandtschaft nach Konstantinopel geschickt hat, um eine byzantinische Prinzessin, wie seine Mutter eine gewesen war, zur Gemahlin zu gewinnen. Die Griechen, welche sich wieder in den Besitz von Apulien und Calabrien gesetzt hatten, waren dadurch zu einem verstärkten Einfluß auf die süditalienischen Fürstentümer gelangt, die trotzdem im allgemeinen an dem abendländischen Reiche festhielten. Eine neue Vermählung mochte, wie einst zu Ottos des Großen Zeiten, als das geeignetste Mittel erscheinen, um jede weitere Feindseligkeit zwischen den beiden Kaiserreichen zu vermeiden.

Aber bei weitem die Hauptsache war doch für Otto III. die Besitznahme von Oberitalien und die Erwerbung der Kaiserkrone. Die erste ging ohne alle Schwierigkeit von statten. Noch wichtiger war die zweite, weil sie das umfassendste und zugleich höchste Interesse der Welt betraf. Aus den Klagen jener obengenannten Synode von Rheims konnten wir entnehmen, wie sehr man in Westfrancien den gewaltsamen Zustand fühlte, in dem sich Rom befand. Auch für das ostfränkische, d. h. das deutsche Reich, gab es keine dringendere Angelegenheit. Der junge König wurde auf seinem Zuge von einer großen Anzahl geistlicher Fürsten begleitet. In seiner Umgebung befanden sich der Erzbischof Willigis von Mainz und die Bischöfe von Salzburg, Worms, Straßburg, Speier, Konstanz, Freising und Passau. Das deutsche Bistum bedurfte einer centralen geistlichen Autorität, die von keinem Crescentius abhängig und mit dem zukünftigen Kaiser einverstanden war.

Für die Fortentwickelung der europäischen Welt war es die wichtigste Frage, ob die ottonische Dynastie, welche das Kaisertum neu begründet und

beſeſſen, es wieder in ſeine Gewalt bekommen und dann behaupten werde. Alles ſchien auf das beſte zu gelingen, als ein in dieſem Momemte eintretender Todesfall neue Entſchlüſſe hervorrief. Papſt Johann XV. ſtarb in dem Augenblick, als Otto III. auf ſeine Einladung nach Rom zu ziehen im Begriff war.

Da Otto gekrönt zu ſein wünſchte, ſo mußte erſt ein Papſt eintreten, der die Krönung vollziehen konnte. Man erzählt, der König ſei von den römiſchen Großen auf ſeinem Zuge in Ravenna durch eine Geſandtſchaft an die Ungelegenheit, welche dieſer Tod für ihn herbeiführe, erinnert und gebeten worden, den Nachfolger Johanns zu beſtimmen. In Ottos Lager ſei dann, von den Vornehmſten, der neue Papſt gewählt und nach Rom geſchickt worden. Ich nehme Anſtand, dieſer Nachricht, die aus einer Legende ſtammt, Glauben zu ſchenken; denn wie ſollten die römiſchen Großen ihren Anteil an der Wahl freiwillig aufgegeben haben? Und wenig wahrſcheinlich iſt es auch, daß eine im Lager des Königs getroffene Wahl den Römern gleichſam auferlegt worden ſei. Ich ziehe die Angabe der hier ſehr gut unterrichteten Hildesheimiſchen Annalen vor, nach welchen Otto auf die Kunde von dem Tode des Papſtes Johann den Mann, den er zum Papſte wünſcht, den Römern in Vorſchlag bringt. Völlig dem Zufall konnte er die Wahl nicht überlaſſen, da er von dem Papſt gekrönt ſein wollte.

Überaus merkwürdig aber iſt die Wahl, die er traf; er deſignierte einen ſeiner nächſten Verwandten zum Papſt. Bruno, den er erkor, war der zweite Sohn Ottos von Kärnthen, ein Enkel jenes tapferen Konrads des Roten, von deſſen Leben und Sterben wir oben berichteten. Bruno war damals erſt 24 Jahr alt; er hatte in Korvei eine geiſtliche Erziehung genoſſen und wurde als ein guter Kopf betrachtet. Otto ſchickte ihn mit einer etwas zahlreicheren Geſandtſchaft als ſonſt die Miſſi waren, nach Rom, wo er dann in den gewohnten Formen gewählt wurde.

Otto III. fand jetzt auf dem Zuge keine Schwierigkeit weiter. Außer den erwähnten geiſtlichen Fürſten begleiteten ihn zahlreiche Scharen von Bayern, Elſäſſern, Schwaben und Lothringern. Stattlicher konnte ein deutſcher König zu Rom nicht auftreten. Der durch ſeine Einwilligung auf den römiſchen Stuhl geſetzte Papſt Bruno, der ſich Gregor V. nannte, vollzog dann die Kaiſerkrönung (21. Mai 996).

Man ſieht, wie eng ſich gleich in dieſem Augenblick Kaiſertum und Papſttum aneinander ſchloſſen, ebenſowohl aber auch, daß das im prinzipiellen und faktiſchen Widerſpruch zu Crescentius geſchah. Auf einem kaiſerlichen Gerichtstag (Placitum) wurde dieſer wegen der Gewaltſamkeiten, die er gegen Johann XV. ausgeübt hatte, zum Exil verurteilt. Und die Lage der Sache hätte wohl erfordert, den bisherigen gewaltſamen Beherrſcher aus der Hauptſtadt zu entfernen. Aber die beiden jungen Herren, der Kaiſer und der neue Papſt, wollten Milde walten laſſen: auf Bitten des Papſtes ſprach der Kaiſer den Crescentius von der Strafe los, die das Placitum über ihn ver-

hängt hatte; sie mögen sich des Verhältnisses desselben zu Theophano erinnert haben. Dann verließ der Kaiser noch im Mai 996 Rom; im September finden wir ihn schon wieder in Ingelheim: er glaubte die Angelegenheiten auf das beste geordnet zu haben, aber er hatte nur die Verwickelung seines eigenen Geschickes ins Werk gesetzt.

So wie sich Crescentius von dem fremden Herrn und seinen Truppen befreit sah, setzte er sich wieder in den alleinigen Besitz der Stadt. Es fällt nicht sehr ins Gewicht, ob er, wie die einen sagen, den neuen Papst verjagte, oder ob dieser, wie andere berichten, Rom von selbst verließ. Unter diesen Umständen ist es eines und dasselbe. Crescentius wollte einen Papst nicht dulden, der auf die erklärte Willensmeinung des deutschen Königs eingesetzt war, aber es genügte ihm auch nicht, demselben einfach den Gehorsam zu versagen. Soeben erschien das Haupt jener von Otto nach Konstantinopel abgefertigten Gesandtschaft auf seiner Rückreise in Rom: es war Johann von Piacenza, ein Grieche von Geburt, der, einst in ärmlichem Zustande auf Bitten der Kaiserin an den Hof Ottos II. aufgenommen, sich schon damals sehr bemerklich machte. Nach dem Tode Ottos II. erwarb er sich nicht geringes Verdienst um die Person seines Nachfolgers durch treue Fürsorge. Crescentius faßte nun die verwegene Absicht, diesen selbst auf den päpstlichen Stuhl zu setzen. Wahrscheinlich meinte er, der Kaiser werde Bedenken tragen, gegen einen persönlichen Vertrauten die äußersten Mittel anzuwenden.

Otto III. aber war weit entfernt von einer Nachgiebigkeit in diesem Punkte. Er stand in den Jahren, in welchen ein junger Mann die idealen Gedanken, welche den Menschen beseelen, am lebendigsten und stärksten festhält. Er konnte das Imperium, das zu besitzen er für die höchste Ehre auf Erden hielt, nicht dem Spiel der römischen Faktionen überlassen. Auch hatte der Papst seiner Wahl keinen Augenblick gesäumt, auf einer Versammlung zu Pavia die Exkommunikation gegen Crescentius auszusprechen: der Kaiser war gewissermaßen verpflichtet, die kirchliche Sentenz in Ausführung zu bringen.

Indem er sich dazu anschickte, setzte er in Deutschland eine stellvertretende Regierungsbehörde ein, an deren Spitze seine Tante Mathilde, die Äbtissin von Quedlinburg stand. Ein gleichzeitiger Annalist rühmt ihre Applikation für die Geschäfte, für welche sie alle nötigen Eigenschaften besaß; sie wird als die Urheberin des Friedens mit den slavischen Nationen bezeichnet: nicht durch Krieg, zu dem sie jedoch auch alle Zeit bereit gewesen, sondern durch beruhigenden Einfluß.

So konnte sich denn Otto III. ohne Besorgnis für die Ostmarken und das Reich jetzt im November des Jahres 997 zum zweitenmal nach Italien wenden. Außer Gerbert, dessen Teilnahme an diesem Zuge wir oben schon erwähnten, begleiteten ihn Herzog Heinrich von Bayern, der spätere Kaiser Heinrich II., und Otto von Kärnthen, der Vater Gregors V.; in Pavia erwartete ihn der Papst. Unverzüglich begab sich Otto nach Rom, wo Cres-

centius, unfähig die Stadt zu verteidigen, sich in die Engelsburg einschloß, während Johann von Piacenza zu entfliehen suchte. Auf der Flucht aber wurde er gefangen und dann von denen, die ihn ergriffen, gräßlich verstümmelt; sie hatten gefürchtet, wenn sie ihn vor den Kaiser brächten, so würde dieser seinem vertrauten alten Diener Gnade erweisen. Indessen wurde Crescentius in der Engelsburg belagert; nach der Versicherung einer sehr glaubwürdigen Chronik haben die Römer an der Belagerung selbst eifrig teilgenommen; so schwer sie auch war, gelang sie doch und führte zu einem grausamen und zugleich grotesken Ende. Auf den Zinnen der Burg flehte Crescentius um Gnade, doch der Kopf wurde ihm abgeschlagen.

Ich weiß nicht, ob man das Gedächtnis an den jungen Kaiser mit dieser grausamen Exekution belasten darf, oder ob diese nicht vielmehr, wie jene Verstümmelung Johanns von Piacenza, den Gewaltsamkeiten der Kriegsleute und ihrer Führer zuzuschreiben ist. Die Handlung selbst war für Otto entscheidend: die kaiserliche Gewalt wurde wiederhergestellt und zwar im engsten Bunde mit dem Papsttum.

Der Gang der Begebenheit war im Grunde doch nur die Vollendung dessen, was Otto der Große unternommen hatte. Auf dem von dem ersten Kaiser aus sächsischem Geblüt gelegten Grunde erhob sich, vermittelt durch die Thatkraft Ottos II. und die Regierungsweise seiner griechischen Gemahlin, die Autorität des Kaisertums in Otto III.

Bei dieser Abhängigkeit des Papsttums von dem Kaisertume verdient es nun die vornehmste Rücksicht, wie sich die umgebildete höchste Gewalt zu den wichtigsten obschwebenden Problemen verhalten werde. In die Augen fällt, daß die Sache der Capetinger in vieler Beziehung dieselbe war, wie die, welche der Kaiser verfocht: der westfränkischen Kirche mußte die Befreiung des römischen Stuhles von einem lokalen Gewalthaber wie Crescentius ebenso erwünscht sein, wie der ostfränkischen und dem Kaiser selbst.

Zwar wurde der Freund und Lehrer Ottos auf dessen Antrieb zum Erzbischof von Ravenna erhoben, wie man voraussetzen muß, nicht ohne allen Widerspruch des Papstes. Dennoch aber glaubte der Kaiser die Rechte des jetzt von ihm abhängigen päpstlichen Stuhles nicht schmälern lassen zu dürfen. Und Gregor V. hielt an dem Herkommen desselben fest.

Von einem römischen unter Otto und Gregor versammelten Konzil wurde König Robert von Westfrancien aufgefordert, seine Ehe in einer bestimmten Frist aufzulösen und an den alten Freund des Königs, Gerbert, der diesen als seinen Schüler betrachtete, erging die Aufforderung, als Erzbischof von Ravenna diesen Beschluß vor allen anderen zu unterschreiben. Gerbert fügte sich der Aufforderung. Auch jene episkopale Opposition gegen den römischen Stuhl, für welche er einst eingetreten war, wurde in den stärksten Ausdrücken zurückgewiesen. Arnulf von Rheims wurde aus der Gefangenschaft befreit und dem Befehl Gregors gemäß aufs neue mit dem Pallium ausgestattet. Gerbert sah sich durch sein Verhältnis zu dem Kaiser genötigt,

auch diesen Beschluß anzuerkennen. Er mußte sich der französischen Verbindung entschlagen und an die Sache des Kaisers, welche zugleich die des Papstes war, halten. Aber nur zu bald erlag Gregor V. noch in den jugendlichsten Jahren dem Klima und der Nachwirkung der von ihm erlebten Unfälle (Februar 999).

Da trug Otto III. kein Bedenken, Gerbert selbst auf den päpstlichen Stuhl zu erheben, der nun mit einer gewissen Anspielung auf die konstantinische Schenkung, wie man vermuten möchte, den Namen Sylvester II. annahm. Ein höchst außerordentliches Ereignis, daß der frühere Führer der episkopalen Opposition in Frankreich nun selbst römischer Papst wurde. Ich finde aber nicht, daß Otto III. von diesem Gegensatz Notiz genommen habe. Dagegen tritt eine andere Tendenz, die seiner allgemeinen Stellung entsprach, in den Vordergrund.

Es gab wohl niemand in der Welt, der von dem Rechte der imperatorischen Alleinherrschaft mehr durchdrungen gewesen wäre als Gerbert: er sah in den seinem Kaiser unterworfenen Völkerschaften vor allem nur die Hülfskräfte, um das Imperium aufrecht zu erhalten.

Man hat von jeher angenommen, daß bei dieser neuen Reunion des Kaisertums mit dem Papsttum die Idee vorgewaltet habe, das altrömische Reich wieder herzustellen. Man wird begierig zu erfahren, wie sich der junge, hochstrebende Imperator zur Seite eines Papstes von allgemeiner Bildung ein solches Unternehmen gedacht hat. Doch sind wir darüber nicht eigentlich unterrichtet. Nur einige Formeln haben sich gefunden, die man mit größter Wahrscheinlichkeit auf diese Absichten bezogen hat. Den Satzungen zufolge, die darin aufgestellt werden, ist es nur der Imperator, welcher nach Gott die Macht inne hat, über alle Ansprüche und Streitigkeiten zu entscheiden und die Zügel der öffentlichen Gewalt in den Händen hält: von einer Exemption der geistlichen Gewalt ist dabei nicht die Rede. In den Vorschriften zeigt sich eine Nachahmung des byzantinischen Ceremoniells, doch treten auch wieder Erinnerungen an das republikanische Altrom hervor. Der Kaiser scheint an die Errichtung einer neuen römischen Civität gedacht zu haben, in welche alle, die es begehren, aufgenommen werden sollen. Diese römische Bürgerschaft sollte den Mittelpunkt der gesamten Gesetzgebung bilden.

Fragt man weiter, wie sich das wiederhergestellte Kaisertum zu dem Papsttum verhalten sollte, so findet sich auch darüber eine Urkunde, die, im päpstlichen Archiv lange verborgen gehalten, wieder aufgefunden sein soll. Es ist eine Schenkungsurkunde Ottos III. für Papst Sylvester. Wäre diese Urkunde echt, in der die konstantinische Schenkung in dürren Worten für untergeschoben erklärt wird, so würde man daraus abnehmen, daß damals das ganze angenommene System der kaiserlichen Schenkungen verworfen und auch der Papst in Bezug auf seine Subsistenz dem Kaiser untergeordnet worden wäre. Die Urkunde ist von der neueren Forschung nicht so ent-

schieden abgewiesen worden als früher: wägt man aber ab, was dafür und dagegen zu sagen, so möchte das letztere doch überwiegen.

Allein wir haben hiebei nicht stehen zu bleiben: es giebt Denkmale, in welchen die Vereinigung zwischen Papsttum und Kaisertum in Bezug auf die größten europäischen Geschäfte in Evidenz tritt. Ich meine die Erteilung der königlichen Würde an die Beherrscher von Polen und von Ungarn.

Begründung der Königreiche Polen und Ungarn.

Erinnern wir uns vor allem der Verhältnisse von Böhmen, welche die polnischen erst verständlich machen.

In der älteren Geschichte von Böhmen ist Boleslav II., genannt der Fromme, der hervorragendste Name. Er beherrschte Mähren, die Slovakei, Ober- und Mittelschlesien und die südliche Hälfte des späteren Polens. Ich möchte ihn als Fortsetzer der mährischen Fürsten betrachten, insofern deren Sitze nicht von den Ungarn eingenommen waren. Sein Gebiet war christianisiert, ihm selbst wird die Stiftung von mehr als zwanzig Kirchen zugeschrieben. Was ihn dann besonders drückte, war die kirchliche Abhängigkeit derselben von dem Bistum Regensburg. Wenn er nun in Rom darum nachsuchte, ihm ein unabhängiges Bistum in seinem Reiche zu gewähren, so fand er dort Beistimmung. Bemerkenswert ist die Bedingung, die ihm gemacht wird: daß er nur einen Priester der lateinischen Kirche zum Bischof ernennen solle; man wollte die Irrungen vermeiden, welche durch Methodius im großmährischen Reiche die Abwendung desselben zu der Glaubensweise der Griechen veranlaßt hatte. Eine andere Schwierigkeit lag in den Ansprüchen des Regensburger Bistums auf diese Diöcese; man betrachtet es als ein Verdienst des Bischofs Wolfgang von Regensburg, daß er auf diese Rechte Verzicht leistete und dafür eine landschaftliche Entschädigung annahm.

So kam im Jahre 975 oder 976 die Gründung des Prager Bistums zu stande. Dies blieb aber auf das engste an das Reich geknüpft; es gehörte zu dem Erzbistum Mainz. Erzbischof Willigis hat persönlich an der Gründung von Prag teilgenommen.

In einem ähnlichen Verhältnis wie Prag zu Mainz stand das neu errichtete Bistum Posen zu dem Erzbistum Magdeburg. Die Gründung dieses Bistums gehört noch in die Zeit Ottos I., der diesen Sprengel des Erzbistums Magdeburg so umfassend als möglich ausdehnte. Posen war für ganz Polen bestimmt, sowie Prag für Böhmen.

In dies Verhältnis hatte sich der Herzog von Polen, Boleslav Chrobry, bisher gefunden. Nach dem Tode Boleslavs II. von Böhmen aber drängten die Polen die böhmische Herrschaft weit zurück. Im Jahre 999 riß Chrobry Krakau und Oberschlesien von Böhmen los. Er wurde der vornehmste Herrscher in dem östlichen Gebiete. Da hat er dann, von Ehrgeiz belebt,

den die glücklichen Erfolge in ihm hervorriefen, und wahrscheinlich auf Veranlassung der Konflikte der beiden Bistümer Posen und Prag, welches letztere seine Rechte auch auf die von Polen erworbenen Länder geltend machte, den Gedanken gefaßt, die ihm zugefallenen Gebiete durch ein Erzbistum enger zu verknüpfen.

Es gelang ihm, Kaiser Otto III. für seine Pläne zu gewinnen. Derselbe schlug unter allen seinen Zeitgenossen den heiligen Adelbert, der vor kurzem als Märtyrer in Preußen umgekommen war, am höchsten an und fühlte sich niemand mehr zu Danke verpflichtet, als Boleslav Chrobry, welcher den Leichnam Adelberts den Preußen abgekauft und ihm eine Grabstätte in Gnesen gewidmet hatte.

Otto lebte in dem Gedanken, der römische Kaiser des Occidents zu sein: er war glücklich, innerhalb seiner Gebiete heilige Stätten zu besitzen, durch welche ein besonderes Verhältnis der Gottheit zu dem altrömischen Reiche, wie man annahm, bestätigt werde. Er beschloß, das Grabmal Adelberts zu besuchen. Als er in das polnische Gebiet bei Eylau am Bober eintrat, wurde er von dem Polenherzog mit prächtiger Feierlichkeit empfangen und nach Gnesen begleitet, das ihm der Bischof von Posen öffnete. Die religiöse Anregung, die er dabei empfand, wurde durch die überschwengliche Freigebigkeit und Huldigung, mit der ihn der Herzog erfreute, noch besonders belebt. Er hat dann Gnesen zu einem Erzbistum unmittelbar unter dem römischen Stuhle erhoben und ihm die Bistümer Kolberg, Krakau und Breslau untergeordnet.

Für Kaiser Otto war es ohne Zweifel eine persönliche Genugthuung, daß er die Kirche so weit in Regionen ausdehnte, von denen sie bisher kaum berührt worden war. Daran dachte er aber wenig, daß er damit die bestehenden kirchlichen Verhältnisse verletzte. Denn Gnesen gehörte dem Bistum Posen, dieses aber dem Erzbistum Magdeburg an. Während die Stiftung von Prag mit dem eigensten Interesse des deutschen Reiches zusammenhing, mußte die Gründung des neuen Erzbistums als eine Schmälerung der Rechte des Reiches erscheinen.

Die polnischen Autoren fügen hinzu, der Herzog habe dem Kaiser gleichsam als Gegengeschenk für seine Botmäßigkeit die Krone auf das Haupt gesetzt und ihn zum Könige erklärt. Bei den Deutschen findet sich das nicht; sie erzählen nur, daß Boleslav den Kaiser auf seiner Rückreise mit einer Schar stattlicher Reiter begleitet habe. Die Differenz dieser Traditionen ließe sich indes vielleicht dadurch erklären, daß es im römischen Reiche Würden gab, die durch einen goldenen Reif ausgezeichnet wurden, wie das nach jenen oben erwähnten Formeln Ottos III. auch bei dem römischen Patricius geschah, den der Kaiser zu seinem Genossen und Mitarbeiter ernannte.

Der polnischen Tradition zufolge ist nun auch Boleslav von Kaiser Otto zu seinem Mitarbeiter und Bruder erklärt worden und zum Freunde des

römischen Volkes im ältesten Sinne erhoben worden. Daran freilich dürfte man nicht denken, daß Otto den Herzog von seiner kaiserlichen Autorität hätte emancipieren wollen. Die Unterordnung unter den römischen Kaiser war vielmehr einer seiner Grundgedanken, aber in ihm war das System des deutschen Reiches nicht mehr identisch mit dem Kaisertum. Das Kaisertum hielt er fest, doch ohne sich an das System des deutschen Reiches gebunden zu erachten. Es war eben eine allgemeine Bewegung der christlichen Propaganda nach dem Norden und Osten im Gange. Auf die Unterordnung Gnesens unter Magdeburg kam dem Kaiser nichts an, wenn nur das Verhältnis zu dem römischen Papsttum behauptet wurde.

In diese Kombination gehört nun auch die definitive Bekehrung der Ungarn und ihr neues Königtum. Schon längst war auf eine oder die andere Veranlassung das Christentum in die ungarischen Gebiete eingedrungen, und gewiß mit Recht wird dem Pilgrim von Passau ein großer Anteil daran zugeschrieben.

Wenn aber Pilgrim sich die Rechte der alten Metropolitane von Lorch angemaßt, was er mit großenteils gefälschten Urkunden zu begründen suchte, so hatte er dabei Widerspruch bei dem Erzbischofe von Salzburg gefunden, der seine Metropolitanrechte auf Pannonien aufrecht erhielt. Für das deutsche Reich lag darin ein nicht geringes Interesse, indem dann Ungarn so gut wie Böhmen an die deutsche Kirche geknüpft worden und von einer kirchlichen Selbständigkeit Ungarns nichts zu besorgen gewesen wäre. Die beiden Prälaten von Passau und Salzburg wetteiferten (mit Schmerz und Scham zu sagen) in erdichteten Dokumenten, und selbst Otto II. scheint zwischen ihnen geschwankt zu haben.

Die Bekehrung der Ungarn sollte aber nicht durch die ehrgeizigen Bestrebungen der Bischöfe entschieden werden. An deren Stelle traten vielmehr Verhältnisse der herrschenden Gewalten. Denn aufs neue war der Grenzkrieg ausgebrochen, in welchem auch die in der Ostmark eingesetzte neue Dynastie, die man als die babenbergische bezeichnet, im Verein mit dem Bayernherzog sich rühmlich hervorthat.

Es wird gemeldet, daß die Bayern im Jahre 991 einen Sieg über die Ungarn erfochten. Da sei es denn geschehen, daß der Großherr der Ungarn, Geisa, eine Verbindung mit dem bayrischen Hause und zugleich dem Kaiser gesucht habe, worauf diese eingingen. Ist zwar auch die Nachricht von dem Siege, den die Deutschen damals erfochten haben sollen, nicht so sicher überliefert, daß man sich darauf verlassen könnte, so erfährt man doch mit Gewißheit, daß Geisa eine Vermählung für seinen Sohn Waik mit einer bayrischen Fürstentochter suchte. So hatte eben damals Wladimir, der Großfürst der Russen, seinen Übertritt zum Christentum mit einer Vermählung mit der byzantinischen Kaisertochter Anna verbunden, oder vielmehr die Vermählung war der Preis für seine Bekehrung. In Cherson nahm Wladimir von den Metropoliten der Stadt und einigen griechischen Bischöfen die Taufe an.

Hierauf wurde er mit Anna vermählt und trat in den engsten Bund mit dem Hofe von Konstantinopel. Ein Bistum in Kiew wurde gegründet, das nach einiger Zeit Metropolitanrechte erhielt.

Sehr ähnlich nun ist das Verfahren der nach Beseitigung des großen Haders wieder einverstandenen beiden Linien des sächsischen Fürstenhauses in Bezug auf die Ungarn. Die Vermählung Waiks mit Gisela, der Tochter Herzog Heinrichs, wurde unter der Bedingung bewilligt, daß derselbe mit seinem ganzen Volke das Christentum annehme.

Der Kaiser erklärte sich bereit, dem Neuvermählten die Krone zuzugestehen. Papst Sylvester war hiemit einverstanden; die Formel scheint gewesen zu sein, daß Waik, der seit seiner Taufe den Namen Stephan führte, sich und sein Volk dem heiligen Petrus überlieferte, was dann Sylvester bereitwillig annahm: er gab ihm von Gotteswegen sein Königtum zurück; man sagt, er habe die ursprünglich für den Polen bestimmte Krone dem Herrscher der Ungarn zugestellt. Die Echtheit dieser Bulle ist oft in Zweifel gezogen worden und ist noch heute bestritten. Ich bin nicht imstande, darüber ein definitives Urteil auszusprechen, obwohl mir auffällt, wie nahe deren Ausdrücke den Kreis der damals herrschenden Ideen berühren, wie sehr sie zu demselben gehören.

Auch abgesehen hievon stellt sich eine allgemeine historische Wahrnehmung heraus. Sie beruht darauf, daß Otto eben dasselbe in Bezug auf die Ungarn vollzog, was sein Schwager kurz vorher in Konstantinopel den Russen gegenüber gethan hatte. Wir sehen: das Haus der Porphyrogeniti, dem auch Otto durch seine Mutter angehörte, erscheint bei der Ausbreitung des Christentums enge verbunden, sowohl nach Osten von Konstantinopel aus, als in dem occidentalen Reiche von Rom aus. Darauf aber beruhen die Geschicke der Welt, daß das eine der beiden Reiche sich dem occidentalischen Christentum anschloß, das andere dem orientalischen. Die purpurgeborene Familie hielt das eine und das andere in ihrer Hand: es war eine Art von neuer Teilung zwischen Orient und Occident auf dem alten Grunde, wenn die Byzantiner weder nach Ungarn, noch nach Polen hin einwirkten, sondern diese Länder dem occidentalischen Imperium überließen.

Hier empfing alles noch eine eigentümliche Gestalt durch die enge Verbindung zwischen Papsttum und Kaisertum, die nicht wenig dazu beigetragen hat, daß in Rom damals die geistliche Gewalt hinter der weltlichen zurückstand, wie in Konstantinopel selbst. Kaiser und Papst vereint gewährten den Ungarn eine kirchliche Selbständigkeit ohne alle Unterordnung unter die deutsche Hierarchie, ein eigenes Erzbistum in der Hauptstadt des ungarischen Königs. Weder Ungarn noch Deutschland haben dabei viel verloren. Ohne Abhängigkeit von einem deutschen Erzbistum traten doch die Ungarn in die engste Verbindung mit den Deutschen; sie haben deren öffentliche Zustände sich zum Muster für ihre Landeseinrichtungen genommen.

Die chronologische Koincidenz der Christianisierung der Ungarn, Russen und Polen ist die Signatur dieser Epoche. Die alles verbindende Persönlichkeit aber bleibt immer die des jungen Kaisers.

Sinnesweise und Ausgang Ottos III.

Ein Succeß ohne gleichen war es doch, daß Otto zwei neue Königreiche gegründet oder wenigstens an der Gründung derselben soviel Anteil gehabt hatte, daß sie sich der Reihe der bestehenden geordneten Gewalten anschlossen. Aber er hatte die Linie überschritten, welche bisher immer inne gehalten worden war. Diese neuen Könige befreite er von dem Zusammenhange, in welchem sie mit der Hierarchie des Reiches standen oder noch stehen sollten, was bisher die Bedingung der Christianisierung überhaupt gebildet hatte. Darin eben sprach sich seine Idee von dem Kaisertum an sich aus, wobei ihm dann die Macht des Papsttums, das von ihm abhing, zur Seite stand. Unter Otto III. und Sylvester konnte die doppelte Gewalt als eine einzige betrachtet werden. Das Papsttum erschien, ohne im mindesten seine Ansprüche an die geistliche Weltherrschaft aufzugeben, doch abhängig von dem Kaisertum und gleichsam eins mit demselben. Es war eine Vereinigung der beiden Gewalten, wie sie im Islam vorwaltete: aber wenn hier die religiöse Idee die Autorität begründete, so stützte sie sich im Abendlande auf das Kaisertum, das die Päpste damals nach seinem Belieben setzte.

Man hat oftmals angenommen, die Absicht sei damals gewesen, den vereinigten Occident gegen den Orient zu führen und Jerusalem zu befreien. Ein Brief des Papstes Sylvester liegt vor, welcher als Beweis eines solchen Vorhabens gegolten hat. Wenn man denselben aber genauer ansieht, so ist doch von einer bewaffneten Unternehmung gegen den Orient darin nichts zu finden. Diese wird vielmehr durch einige Worte mit Bestimmtheit ausgeschlossen. Aber der Brief bringt in Erinnerung, daß Jerusalem die Geburtsstätte des Glaubens sei und die Gesamtheit der Christen die Verpflichtung habe, die Bedrängnisse der Stadt durch Beisteuern zu mildern und in ihre Gebete aufzunehmen. Denn der Gedanke der innigsten und unmittelbarsten Beziehung zur Gottheit war in dem öffentlichen Zustand der Christenheit zu erblicken; das allgemeine kirchliche Bewußtsein sollte auch Jerusalem in sich begreifen. Die Idee beruhte auf der Voraussetzung der Fortdauer des alten Römerreiches, das Gott seiner Gnade besonders gewürdigt habe, in dem weströmischen Kaisertum und Reich.

Man hat Otto III. oft als einen schwachen Asceten betrachtet. So erscheint er auch in einigen Legenden. Doch darf man diesen unbedingt vertrauen? Unleugbar ist in Otto nur der mystische Zug seiner Politik. Er liebte die geistliche Auszeichnung durch besondere Heiligkeit; er suchte die Stätten auf, wo dieselbe erschienen war; er sah Ehre darin für sein Reich

und sein Volk. Bei seiner letzten Anwesenheit in Deutschland hat er sich die Gruft Karls des Großen öffnen lassen und die schauerlichen Reliquien und den Anblick des Toten nicht gescheut; er bestärkte sich dadurch in seinen kirchlichen und imperialistischen Intentionen: er wollte sich, wie die Zeitgenossen schon annahmen, der Bestattung der sterblichen Überreste in dem Münster versichern, in dem er selbst begraben zu werden wünschte. Und wenn man andere Thatsachen erwägt, z. B. den insgeheim eingeleiteten und ausgeführten Ausflug von Ravenna nach Venedig, so möchte man dem jungen Manne eine angeborene Inklination zum Besuch mannigfaltiger Lokalitäten mit ihren Merkwürdigkeiten zuschreiben. Er durchzog sein Reich, um besonders der Heiligtümer, beinahe wie einst Hadrian es gethan hatte, um der Kunstschätze und Wunder der Natur, die es in sich barg, ansichtig zu werden. Sonst war er eher das Gegenteil von Hadrian. Er durchdrang den Begriff des Kaisertums alter Zeit mit den christianisierenden Ideen seiner Tage. Seine Politik war, wie berührt, zugleich Mystik.

Das doppelte Ideal aber hatte einen inneren Widerspruch, den Otto noch selbst zu empfinden bekam. Im Jahre 1001 gelang es ihm zwar, auf deutsche Streitkräfte gestützt, allerlei Regungen des Mißvergnügens, namentlich in Unteritalien, niederzuhalten; und auch andere tumultuarische Bewegungen in Rom und in der unmittelbaren Umgebung von Rom wurden beseitigt. Das aber kam doch zu Tage, daß die Römer selbst mit der Idee des Imperiums, wie sie Otto gefaßt hatte und ausübte, nicht einverstanden waren. In der Schilderung eines römischen Tumultes wird diesem eine Rede in den Mund gelegt, deren Inhalt so charakteristisch ist, daß sie nicht übergangen werden darf. Darin führt er den Römern zu Gemüte, daß er ihr Reich über Regionen ausgebreitet habe, wohin ihre Vorväter nie gekommen seien. Denn die Ausbreitung des Christentums nach dem Osten hin sah er als eine Erweiterung des römischen Reiches an. Für das alles aber belohne man ihn mit Gewaltthaten und Empörung.

Der Gegensatz der Stimmung in Rom gegen die Widerherstellung des Reiches im altrömischen Sinne, welche der junge Mann unternahm, kann nicht schneidender ausgedrückt werden, als es hier geschieht.

Noch mehr aber wollte es sagen, daß auch im deutschen Reiche, auf welches alle seine Macht sich gründete, ein prinzipieller Widerspruch gegen ihn hervortrat. Wiewohl man nämlich in Deutschland die Macht des Kaisertums in Rom gern sah — denn man bedurfte des Papsttums, wollte es aber nicht zu einer unbedingten Macht gelangen lassen — so geriet man doch in Aufregung, als bei der engen Verbindung zwischen Kaiser und Papst der Kaiser sich zum Ausdruck der kirchlichen Intentionen des Papsttums machte. Zuerst trat das in der Angelegenheit des Erzbischofs Gisiler von Magdeburg zu Tage. Gisiler war von dem freilich noch nicht recht konstituierten Bistum Merseburg zum Erzbistum Magdeburg befördert worden, im Gegensatz gegen die althergebrachten römischen Grundsätze; er wurde fortwährend in Rom ver-

worfen; schon unter Papst Gregor V. war auf einem Konzil zu Pavia davon die Rede gewesen. Kaiser Otto III. schloß sich dem an. Allein in Deutschland zögerte man, Folge zu leisten. Erzbischof Willigis von Mainz hatte keinen kräftigeren Genossen in der Reichsregierung als Gisiler, der sich bei der Pacifikation der slavischen Völkerschaften die größten Verdienste erwarb.

Man verkenne nicht das wesentliche des Streits. Es lag darin, daß die Deutschen es nicht ertragen konnten, wenn der Kaiser den Bestimmungen beitrat, welche das Papsttum zur Sicherung seiner Autorität über den Klerus für notwendig hielt.

Zu dieser tief in der Sache liegenden Differenz kam aber noch eine zweite, die mehr eine persönliche Farbe trug. Während Willigis den mächtigen Erzbischof von Magdeburg, der ihm in den Geschäften praktisch zur Seite stand, nicht fallen ließ, riß sich Bischof Bernward von Hildesheim, mit dem er oft im Rate des Kaisers gearbeitet hatte, von ihm los und trat mehr auf die Seite der von dem Kaiser adoptierten päpstlichen Grundsätze. Darauf beruht der sogenannte Gandersheimer Streit. Wir erwähnten öfter des zu Gunsten der Frauen des Liudolfingischen Hauses bestimmten Stiftes Gandersheim. Es lag an der Grenze der Diöcesen von Mainz und Hildesheim. Vor einigen Jahren hatte sich ein Zweifel darüber erhoben, zu welcher von beiden es eigentlich gehöre. Eine neue Kirche war daselbst gebaut worden, und die dem kaiserlichen Geschlecht angehörigen Frauen wünschten, daß die Weihe derselben von dem Erzbischof von Mainz vorgenommen würde. Aber dem trat Bernward von Hildesheim, der das Recht für seine Kirche in Anspruch nahm, mit Hartnäckigkeit entgegen. Er stand in der intimsten Verbindung mit Otto III. und hatte denselben für sich. Damals im Dienste des Kaisers gerade anwesend, fand er kräftige Unterstützung in seinen Domherren unter Führung des Bischofs von Schleswig, der, aus seinem eigenen Sprengel vertrieben, sich ihm angeschlossen hatte.

Auf einer Synode deutscher Bischöfe kam es mancherlei Gegenreden zum Trotz zu einem Beschlusse im Sinne des Erzbischofs Willigis. Am kaiserlichen Hofe aber überwog der Einfluß Bernwards. In einem römischen Konzil wollte man die von Willigis einberufene Provinzialsynode nicht als vollgültig anerkennen; denn nach den römischen Begriffen wäre die Anwesenheit päpstlicher Legaten dabei erforderlich gewesen. Auch wurde ein Kardinallegat, und zwar ein geborener Deutscher, des Namens Friedrich, ein junger Mann von vielem Selbstgefühl, nach Deutschland gesendet, um eine Synode in Pöhlde abzuhalten. Er erschien in prächtigem Aufzug als der Repräsentant der päpstlichen Oberhoheit. Einer solchen Einwirkung von Rom aus aber wollte sich Erzbischof Willigis in einer rein deutschen Angelegenheit nicht fügen. Tumultuarische Auftritte störten die Ordnung in der Kirche. Ungeachtet der Aufforderung, sich am nächsten Tage wieder einzufinden, verließ Willigis, voll von Indignation, den Ort. Auch der Kardinallegat hielt es

nicht für thunlich, die Sache in Deutschland weiter zu verfolgen: er forderte die deutschen Bischöfe auf, sich zu einem päpstlichen Konzil einzufinden, das im November des Jahres 1001 gehalten werden sollte.

Es geschah im entgegengesetzten Sinne, wenn Willigis eine Synode deutscher Bischöfe im August desselben Jahres nach Frankfurt veranlaßte, auf welcher sein Standpunkt im allgemeinen festgehalten, aber doch kein definitiver Beschluß gefaßt wurde. Man vertagte die Entscheidung bis zu Pfingsten des nächsten Jahres, wo man eine neue Synode zu Fritzlar abhalten wollte, offenbar, um indessen abwarten zu können, ob das angekündigte päpstliche Konzil zustande kommen und was auf demselben beschlossen werden würde.

Auf einem Zuge nach Rom begriffen, befand sich der Kaiser eben in Todi. Hier trafen die Abgeordneten, die aus Deutschland zum Konzil kamen, mit ihm zusammen; deren aber waren nicht mehr als drei. Die ganze Versammlung daselbst mochte vielleicht dreißig Mitglieder zählen. Der Gesandte Bernwards und der zurückgekommene Kardinallegat referierten über alles, was ihnen in Deutschland begegnet war; sie betonten die Ergebenheit Bernwards, der augenblicklich durch Krankheit zu Hause zurückgehalten wurde, ebenso wie die hartnäckige Opposition des Erzbischofs von Mainz. Dessen Verhalten wurde von der Versammlung laut getadelt; man gab ihm Animosität und Selbstüberschätzung Schuld. Einen entscheidenden Beschluß aber in der Sache selbst zu fassen, hielt man nicht für gut; besser schien es, die Ankunft anderer deutscher Bischöfe, namentlich des Erzbischofs von Köln, zu erwarten. Man beschloß, alles weitere bis dahin zu vertagen.

Schon wußte man aber, daß Deutschland in allgemeiner Bewegung sei. Das Gemeingefühl der Nation stand auf seiten des Mainzer Erzbischofs, und einen Kaiser, der seine Macht zur Unterstützung der Kurie verwende, wollte die Mehrheit der geistlichen Stände in Deutschland selbst nicht mehr.

Da nun geschah es, daß der junge Mann, an den sich die Ideale des Kaisertums knüpften, tödlich erkrankte. Er zog sich nach dem festen Paterno zurück, auf eine Höhe in der Nähe Roms, die durch eine tiefe Schlucht vom Sorakte getrennt ist, deren Gemäuer man noch heute unterscheidet. Hier ist Otto III. am 23. Januar des Jahres 1002 in der Blüte der Jugend ohne Erben gestorben.

Um nicht der Leiche selbst, die neben Karl dem Großen bestattet werden sollte, beraubt zu werden, wurde der Tod des Kaisers eine Zeitlang geheim gehalten. Die deutschen Scharen wurden von den Stationen, die sie inne hatten, zusammenberufen. Dann machte man sich auf den Weg. Auch die Reichsinsignien nahm man mit, um sie nach Deutschland zurückzuführen. Auf dem Wege gab es mannigfache Angriffe zu bestehen; auch Blut ist dabei geflossen. Die deutschen Scharen aber blieben immer siegreich. Am siebenten Tage gelangten sie nach Verona. Dann haben sie die schneebedeckten Alpen

überstiegen. Erst jenseit derselben fühlten sie sich sicher. In Polling überlieferten sie die Reichsinsignien an Herzog Heinrich von Bayern, während der kaiserliche Leichnam nach der von Otto bestimmten Grabstätte in Aachen weitergeführt wurde.

Das war die Katastrophe der imperialistischen Aspirationen Ottos III. Aus Italien wurden seine sterblichen Überreste mit feindseligen Demonstrationen entlassen; in Deutschland fanden sie bei aller Hingebung doch nur eine Aufnahme, welche neue Stürme ankündigte.

Fünftes Kapitel.

Behauptung und Begrenzung des deutschen Reiches durch Heinrich II.

Wollte man die kaiserliche Gewalt, wie sie unter Otto dem Großen bestand, als ein in sich geschlossenes Besitztum betrachten, so hatte dasselbe im Laufe der letzten dreißig Jahre unendlich verloren. Vor allem die große Direktion gegen die moslimische Macht, die sich in Afrika gestaltete, Sicilien umfaßte und auch den byzantinischen Verflechtungen Ottos des Großen ebenso wie seinen Unternehmungen in Italien zu Grunde lag, war durch die Katastrophe von Rossano unterbrochen worden. Von einer Ausdehnung der occidentalen Macht nach dem Orient hin war darnach keine Rede mehr.

Auch für den Occident hat dieser Umschlag eine große Bedeutung gehabt: vornehmlich das Übergewicht über das westliche Francien war im wesentlichen verloren gegangen. Eine neue Dynastie war dort entstanden, welche bei aller Freundschaft mit den Ostfranken doch inmitten mannigfaltiger Gegensätze ihre Selbständigkeit festhielt. In Spanien lachte man des Anspruches, daß sich die imperialistische Gewalt bis über die Pyrenäen hin erstrecken wollte. Zugleich war in den westfränkisch-burgundischen Regionen damals jene neue monastische Form des religiösen Lebens entstanden, welche sich eines großen Successes erfreute, mit dem Kaisertum aber nichts zu schaffen hatte, vielmehr den episkopalen Tendenzen Ottos I. entgegenlief. Und um das gleich hier zu berühren: die verwandte angelsächsische Macht, die neben dem Kaisertum bestand und gleichartige Elemente in sich schloß, war der Hoheit über den Ocean, die sie einen Augenblick behauptete, verlustig gegangen. Niemals war das feindselige Element der dänischen Seeherrschaft gewaltsamer hervorgebrochen als in diesen Tagen.

Bleiben wir aber bei der Verbindung von Papsttum und Kaisertum stehen. Dieselbe hatte schon an sich eine Wendung genommen, die dem

Interesse des deutschen Reiches nicht entsprach. Zwei neue Königreiche slavischer und magyarischer Nationalität waren selbständig ins Leben getreten im offenbaren Gegensatz gegen das deutsche Reich. Die Frage drängte sich immer beängstigender auf, ob dieses sich in sich selbst behaupten würde. Bereits war es inmitten der Kämpfe zu einer gewissen Einheit gediehen, als der Repräsentant desselben, Otto III., noch in jugendlichen Jahren seinen Tod fand.

An und für sich ein Ereignis von unermeßlicher Tragweite, daß der Enkel Ottos des Großen, welcher das deutsche Kaisertum wenn nicht gestiftet, so doch zur Geltung gebracht, der Träger der von ihm hinterlassenen Gewalt einer großen und einzigen Weltstellung, unerwartet früh ohne Nachkommen mit Tod abgegangen war! Es war eine Gewalt, die noch in ihrer Bildung begriffen war, aber soeben schon Aussichten gefaßt hatte, welche die Welt umspannten, und die geistliche Autorität zu einer Vollziehung ihrer Absichten verwandte.

Diese Tendenzen waren mit der persönlichen Sinnesweise und Lage so enge verflochten, sie hingen selbst mit der Qualität eines Porphyrogenitus des byzantinischen Hofes, noch mehr aber mit dem Erbrecht auf Italien so innig zusammen, daß sich an eine Wiederaufnahme derselben durch eine andere Persönlichkeit überhaupt nicht denken ließ. Nur von einer Ersetzung innerhalb der Grenzen des deutschen Reiches konnte die Rede sein. Solche aber hatte die größte Schwierigkeit.

Oft haben wir den Gegensatz der beiden Linien, die von Heinrich I. stammten, erwähnt. Mit dem Tode Ottos III. war die erste ausgegangen. Ob nun aber die zweite folgen würde, war doch sehr zweifelhaft. Denn eine Ordnung nach Erbfolgerecht existierte nicht. Wenn ein Anspruch der jüngeren Linie anerkannt werden sollte, so konnte das nicht ohne neue Verwickelungen, ohne Kampf und Gegensatz geschehen.

Dies Verhältnis gab sich sogleich bei der Ankunft des militärisch-klerikalen Leichenkonduks in Polling kund. Indem Herzog Heinrich denselben mit ehrerbietiger Devotion nach Augsburg geleitete, versäumte er nicht, seine Ansprüche bei den Führern des Zuges anzuregen. Aber nur bei einem fand er Gehör, dem Bischof von Augsburg, zu dessen Diöcese Polling gehörte; die übrigen behielten sich ihre Entscheidung vor. Erzbischof Heribert von Köln eilte nach Aachen voraus, wo die Bestattung erfolgen sollte, und wo er dann Rücksprache mit anderen Herren und Großen über die Ersetzung des Verstorbenen zu nehmen gedachte. Die aber fiel zu Ungunsten Heinrichs aus, dem man Eigenschaften zuschrieb, die sich mit dem Besitz der höchsten Gewalt nicht vertragen würden. Ohne formelle Wahl fielen doch die Stimmen auf den Herzog Hermann von Schwaben. In Schwaben war auf Herzog Otto, den intimsten Freund Ottos II., der in Italien seinen Tod gefunden hatte, nach dem Willen Otto II. der nächste Verwandte des alten salischen Herzogsgeschlechtes, und diesem sein nächster Verwandter, Sohn oder Neffe, Hermann,

gefolgt. Er hatte Otto III. auf seinem zweiten Römerzuge begleitet; er wird Anteil an der Vernichtung des Crescentius gehabt haben, durch welche die kaiserliche Autorität in Rom wiederhergestellt wurde.

Noch ein anderer Genosse jenes Feldzuges aber, der Mann, der bei demselben das Beste gethan, Graf Ekkard von Meißen, der die Engelsburg belagert und erobert hatte, erhob Anspruch auf die Krone. Bei ihm war von keiner Verwandtschaft, sondern nur von seinen persönlichen Verdiensten und Successen die Rede. Er hatte eine bedeutende territoriale Stellung, von der Böhmen und auch jetzt noch Polen dominiert wurden, inne. In einer Versammlung der sächsischen Großen zu Frohse im Magdeburgischen trat er mit seinem Anspruch hervor.

Wenn man nun überlegt, was in diesem Widerstreit den Ausschlag gegeben hat, so haben doch die geistlichen Interessen, die kurz vor dem Tode Ottos aneinandergestoßen waren, den größten Anteil daran. Erzbischof Heribert von Köln, einst Ottos III. Kanzler, war einer der vornehmsten Verfechter jener Pläne desselben, in denen sich die Rechte des Papsttums und des Kaisertums vereinigten. Er war nur zu spät nach Italien gelangt, um an jenem Konzil zu Todi, in welchem die romanisierenden Tendenzen überwogen, teilzunehmen. Dagegen hielt Erzbischof Willigis von Mainz an der Stellung fest, die er schon vor Ottos Tode eingenommen hatte. Unter seiner Führung war einst dieser Kaiser groß geworden; als derselbe aber den Anschauungen der römischen Kirchenhoheit den Vorzug gab, hatte sich Willigis von ihm abgewendet. Diese universale Tendenz Ottos wurde von Heribert, die nationale von Willigis repräsentiert. Wenn daher Heribert seinen Einfluß für Herzog Hermann verwendete, so vereinigte sich Willigis mit Herzog Heinrich von Bayern, dessen genealogischen Anspruch er anerkannte.

Das Einverständnis, das zwischen Willigis und Heinrich zu stande kam, bildet das wichtigste Moment der Entscheidung der großen Nachfolgefrage. Heinrich hielt sich zu den kirchlichen Beschlüssen, die zuletzt in Deutschland gefaßt worden waren. Einen nicht geringen Anteil an der Vereinigung hat der Bischof Heinrich von Würzburg genommen, den einer seiner damaligen Mitbrüder im Bistum dafür belobt hat, daß er vielleicht der erste, gewiß aber unter den ersten gewesen sei, durch welche das Königtum Heinrichs anerkannt wurde.

Zwischen den Bayern und den zu Erzbischof Willigis haltenden Franken bildete sich eine Genossenschaft aus, die zugleich zu dem Versuche schreiten konnte, Heinrich nach Mainz zu führen, um ihm daselbst die Krone aufzusetzen. In dessen Umgebung finden wir außer Willigis und Heinrich von Würzburg den Erzbischof von Salzburg und die Bischöfe Bayerns, andererseits auch den Bischof Werner von Straßburg, von dem wir erfahren, daß er besonders von dem Erbrecht Heinrichs, der ihn persönlich kannte, durchdrungen war.

Herzog Hermann trug kein Bedenken, sich demselben entgegenzusetzen. Er

sperrte den Übergang über den Rhein, ein jedoch nicht eben schwer zu bewältigender Widerstand. Man fand leicht einen anderen Übergang, um nach Mainz zu gelangen.

Während sich dies in Oberdeutschland begab, hatte sich auch eine gleichartige Wendung der Dinge in Sachsen vollzogen. Der Markgraf der Nordmark, Lothar von Walbeck, Oheim des Geschichtschreibers Thietmar, war nach Bamberg gekommen, um eine Übereinkunft mit Heinrich zu treffen, der dann nicht säumte, einige Willkürlichkeiten, die sich die letzte Regierung bei der Verleihung eines bedeutenden Lehens im Harz hatte zu schulden kommen lassen, gut zu machen. Dann schickte Heinrich einen Abgeordneten nach Werla, wo die sächsischen Großen, nicht ohne die beiden erlauchten Äbtissinnen von Gandersheim und Quedlinburg, zusammengekommen waren, um seine alten Verbindungen zu erneuern und durch neue Zusagen zu bestätigen.

Dem Abgeordneten kam jene Verbindung des Erzbischofs Willigis mit der hochstrebenden Äbtissin von Gandersheim zu statten. Die Stimmung der Versammlung war überwiegend für Heinrich. Er solle, so sagte man, König werden mit Hülfe Gottes nach seinem Erbrecht.

Ekkard dagegen erregte durch Anmaßung eines dem königlichen gleichstehenden Ranges verstärkten Widerwillen. Er war seinerseits mit Bernward von Hildesheim, wenn nicht gerade in Bezug auf die Krone selbst, doch in Bezug auf den Widerstand, der dem heranziehenden Heinrich geleistet werden sollte, einverstanden. Und wäre der kriegsberühmte Held zur rechten Zeit erschienen, so hätten die Dinge doch wohl am Rhein eine andere Wendung genommen. Aber auf der Reise dahin erlitt Ekkard einen Überfall, den seine persönlichen Feinde veranstaltet hatten, und fand dabei seinen Tod (30. April 1002). Sein eigenes Gefolge, wird uns berichtet, hat ihm keinen Beistand geleistet.

Es war eine Rückwirkung dieses Falles, daß Heinrich von Bayern jetzt die Oberhand bekam. Unter den weltlichen Fürsten stand vor allem auf seiner Seite Heinrich, Graf vom Nordgau, genannt von Schweinfurt, der früher den Ansprüchen der Herzöge von Bayern entgegengetreten war, von Heinrich aber dadurch gewonnen wurde, daß er ihm das Herzogtum Bayern versprach, sobald er selbst den Thron bestiegen habe. Unter den geistlichen Fürsten war Heinrich von Augsburg der thätigste, der dafür durch die Abtei Seligenstadt belohnt wurde.

So konnten Bayern und Franken nunmehr vereinigt dazu schreiten, Heinrich zum Könige zu erheben (6. Juni 1002). Willigis salbte und krönte ihn unter allgemeiner Beistimmung. Den Franken schlossen sich die Großen von Oberlothringen an. Von einer Wahl ist dabei nur flüchtig die Rede; eine formelle kann es nicht gewesen sein.

Für den neuen König war es das nächste Geschäft, Herzog Hermann mit Krieg zu überziehen. Zu einer eigentlichen Entscheidung ist es dabei

jedoch nicht gekommen; der Herzog konnte in der letzten Stunde zu einer Schlacht sich nicht entschließen. Und für Heinrich hing doch noch alles davon ab, welchen Erfolg er im Sachsenlande selbst haben würde. Auf dem Wege dahin wurde er vom Grafen Wilhelm von Weimar, dem alten Freunde seines Hauses, und den thüringischen Großen überhaupt empfangen. Dem Volke erließ er einen alten verhaßten Zins, worauf er allgemein als König anerkannt wurde. Auch das Gebiet von Merseburg war von seinem einverstandenen Freund, dem Grafen Esiko, behauptet worden; Heinrich wurde freudig daselbst aufgenommen.

Hier aber kam es zu anderen, für die allgemeinen Angelegenheiten überaus wichtigen Verhandlungen. Die sächsischen Großen hatten zwar ihre Hinneigung zu Heinrich kundgegeben, aber ihm noch nicht gehuldigt; sie waren jetzt in Merseburg versammelt: Herzog Bernhard von Sachsen, die Markgrafen Lothar und Gero, der Pfalzgraf Friedrich; außerdem eine Anzahl von Bischöfen, am beredtesten unter ihnen ohne Zweifel Erzbischof Gisiler von Magdeburg, den die Päpste hatten entsetzen wollen, und der sich selbst einmal aufgegeben hatte, der jetzt aber als der Metropolitan der Provinz fungierte. Das Wesentliche dieses Ereignisses ist nun, daß die versammelten Großen von Sachsen dem Könige selbst ihre Bedürfnisse und gesetzlichen Berechtigungen auseinandersetzten und ihm dann die Frage vorlegten, wie er sich denselben gegenüber zu verhalten gedenke. Der König sagte: er werde ihnen das Geheimnis seines Willens offenbaren; er erinnere sich der treuen Dienste, die sie seinen Vorfahren geleistet. Zum Besten des Reiches wünsche er diese Gesinnung in ihnen zu erhalten; er wisse, daß er ohne ihr Widerstreben nicht allein, sondern unter ihrem Beifall und auf ihre Einladung hier in seiner königlichen Würde vor ihnen stehe.

„Euer Gesetz" (d. h. die gesetzlichen Berechtigungen) erklärte er, „bin ich weit entfernt, zu verletzen, ich will es in allen Stücken beobachten und eurem vernünftigen Begehren, soweit ich vermag, entgegenkommen". Wenig Worte, aber von immenser Bedeutung. Das Königtum verpflichtete sich, dem Herkommen und der gesetzlichen Berechtigung der Sachsen Rechnung zu tragen; es war eine Art von Kapitulation, durch welche sie zu ihrer Unterwerfung bewogen wurden. Nach dieser Zusage wurde Heinrich von den anwesenden geistlichen und weltlichen Großen und dem Volke mit Jubel als Kaiser begrüßt. Herzog Bernhard überreichte ihm die heilige Lanze und übertrug ihm im Namen aller die Fürsorge für das Reich.

Thietmar, der bald nachher Bischof von Merseburg wurde, widmet der Stadt wegen jenes Ereignisses einen versifizierten Glückwunsch, ziemlich mühselig und unbeholfen. Aber gewiß ist es doch, daß dort, wo einst die Autorität Heinrichs I. begründet wurde, auch der Knoten der deutschen Geschicke aufs neue geschürzt worden ist. Jedermann kennt die Magna Charta des Königs Johann von England. Von der Abkunft des Königs Heinrich mit den sächsischen Großen hat bisher niemand mit Teilnahme geredet.

Dennoch ist sie für Deutschland nicht viel weniger wichtig als die Magna Charta für England. Das deutsche Königtum kam dadurch in einen verfassungsmäßigen Zustand; die höchste Gewalt, die in der Idee eine unbeschränkte gewesen war, wurde bestimmten Beschränkungen unterworfen. Es war der Akt, durch den Heinrich II. König wurde, der Nachfolger der karolingischen Könige in den fünf großen Provinzen, welche durch Heinrich I. definitiv vereinigt worden waren, der Nachfolger dieses seines Urahnen selbst.

Was Otto III. einst zur Seite Gerberts geträumt, die Wiederbelebung des altrömischen Kaisertums durch die Kräfte von Germanien und Gallien mitsamt den italienischen und die Vereinigung von Kaisertum und Papsttum, war mit ihm zu Grabe gegangen. Gerbert hat seinen kaiserlichen Freund noch fünfviertel Jahr überlebt. Er bewohnte unbelästigt den Turm des Lateran, beschäftigt mit der Konstruktion eines Weltglobus. Um die Dinge, die zu seinen Füßen vorgingen, kümmerte er sich wenig. Es ist gewiß: alle Pläne, welche zur Ausführung reifen sollen, bedürfen einer geistigen Wurzel und zu diesem Werk berufener Persönlichkeiten; aber sie müssen zugleich zusammentreffende Elemente des allgemeinen Lebens finden. In Otto III. und Sylvester II. waren die subjektiven und momentanen Antriebe so stark, daß ihre Gedanken mit ihrem Leben verschwinden mußten. Nicht allein für Deutschland, auch für ganz Europa wäre eine dauernde Vereinigung der päpstlichen und der kaiserlichen Gewalt, auf welche Seite auch das Übergewicht gefallen wäre, unerträglich geworden.

In Paderborn, wohin der neue König alsbald aufbrach, wurde Frau Kunigunde, die Gemahlin desselben, von Willigis gesalbt und gekrönt. Die Äbtissin Sophie empfing vor ihnen die Weihe. Im August finden wir den König in Duisburg. Hier traf er mit den Bischöfen von Lüttich und Cambray zusammen, die ihn nach Aachen führten, wo sich die lothringischen Großen einfanden und ihn als König anerkannten. Einer zweiten Krönung bedurfte es nicht. Von dem Niederrhein wendete er sich nach dem Oberrhein, wo Herzog Hermann auf weiteren Widerstand verzichtete und dem von den anderen Landschaften anerkannten König seine Huldigung darbrachte. Seine Lehen wurden ihm gelassen, das Erbrecht seines Sohnes im Herzogtum wurde gewahrt; aber zur Ersetzung des von ihm angerichteten Schadens mußte er sich verstehen.

Diese Thronbesteigung war, wie man sieht, das Produkt einer inneren Bewegung, die sich unmittelbar an die Verhältnisse unter Otto III. anschloß. Die damals durch die römischen Tendenzen, welche Otto adoptierte, aufgeregte ausschließlich patriotische Kirchenpartei behielt dabei die Oberhand. Sie nahm das Erbrecht des Herzogs von Bayern, welches auf der nahen Verwandtschaft beruhte, an und stellte sich unter seine Fahne. Eigentlich durch eine Art Kriegszug wurde die Metropole Mainz der Schauplatz der neuen Krönung. Die Thronbesteigung war eine successive Anerkennung

geworden; einer von den großen Stämmen war dem andern gefolgt. Von größtem Werte mußte es dabei sein, daß auch die niederlothringischen Bischöfe und Magnaten, ohne Rücksicht auf die geistliche Metropole Köln, dem Könige beitraten.

Die damaligen Herzöge in Lothringen übten, wie Thietmar sagt, keine eigentlich herzogliche Gewalt aus. Sie wurden dadurch zur Unterwerfung genötigt, daß der König seine jurisdiktionelle Autorität geltend machte und dabei überall die unteren Volksklassen, die von den Gewaltthätigkeiten der Herzöge viel zu leiden hatten, für sich gewann. Herzog Theodorich von Oberlothringen besaß eine Burgfeste, die ihm für seine Übergriffe sicheren Rückhalt gewährte. Der neue König ließ dieselbe alsbald von Grund aus schleifen.

Wenn ich nicht irre, so liegt in diesem Vorgange, ich will nicht sagen, eine Einschränkung des Herzogtums überhaupt, — denn hie und da, z. B. in Sachsen, wurde dasselbe verstärkt —, aber doch eine Ausbildung der die verschiedenen Stämme zugleich verbindenden und trennenden öffentlichen Gewalt in den großen Provinzen. Überall erschien dieselbe als eine besondere Einheit; das Königtum trat mit den Provinzen gleichsam in ein vertragsmäßiges Verhältnis; der König ging von einer Provinz zur andern, um sich ihres Gehorsams zu versichern, der dann meistens nicht ohne ein gewisses Zurückdrängen entgegengesetzter Elemente zugesagt und geleistet wurde.

Der Begriff des Reiches hatte unerschütterlich in den Gemütern Wurzel geschlagen und beherrschte sie. Darin liegt die Stellung Heinrichs II., daß er das Werk seiner Vorgänger in dieser Beziehung aufrecht erhielt. Von unendlicher Wichtigkeit war es für die Folgezeit, daß die Provinzen sämtlich das Königtum anerkannten und ein Gesamtreich bildeten. Von dieser Zeit an erscheint das Regnum Teutonicum als eine besondere Gesamtheit.

Daß dies nun aber nicht auch in Italien ohne weiteres geschehen konnte, liegt am Tage. Die letzten Vorkommnisse unter Otto III. hatten gezeigt, daß die Herrschaft der Deutschen hier nur ungern anerkannt wurde. Eben indem sich Deutschland in einem nationalen Begriffe vereinigte, regten sich die auf dem Unterschied der Nationalitäten beruhenden Antipathien der Italiener um so stärker. In der Lombardei wurde die Auffassung bemerkbar, daß dies Land ein erblicher Besitz sei, der sich durch die Vermählung der Königstochter Adelheid mit Otto I. auf diesen und alsdann auf ihre Kinder übertragen habe. Mit dem Tode Ottos III. sei dies Band zerrissen, und ob die alten Ansprüche, die aus dem Zusammenhang der späteren karolingischen Dynastie mit Italien entsprangen, Anerkennung finden würden, galt doch als sehr zweifelhaft.

In Oberitalien hatte sich ein Fürst erhoben, Arduin, Markgraf von Ivrea, in welchem sich die den Deutschen entgegengesetzten Tendenzen repräsentierten. Das verwandtschaftliche Verhältnis, in welchem der Markgraf zu Berengar II. von Italien, dem gewaltthätigen Gegner Ottos des Großen,

gestanden hat, ist, soviel ich sehe, jetzt nicht mehr zweifelhaft. Es haben sich Urkunden gefunden, aus denen zur Gewißheit hervorgeht, daß der Vater Arduins, Markgraf Dado von Susa, als ein Sohn Berengars, Arduin in der That also als dessen Enkel betrachtet werden muß. Mit einem zweiten Sohne Berengars, des Namens Konrad, hatten die Ottonen einen Frieden geschlossen und ihn als Markgrafen von Ivrea anerkannt. In die Stellung dieses seines Oheims trat nun Arduin, soviel wir sehen, eigenmächtig ein; denn mit jenem anderen Arduin, der zu dieser Zeit als Pfalzgraf unter der kaiserlichen Autorität anerkannt wurde, darf Arduin von Ivrea doch wohl nicht identifiziert werden.

Arduin wandelte von Anfang an in den Fußstapfen seines Vorgängers. Er erscheint als ein Verfolger der Bischöfe und stand zu ihnen in einem ähnlichen Verhältnis, wie Crescentius zu dem Papst in Rom. Bei einem kirchlichen Autor der Zeit erscheint er als Episcopicida; er ließ den Bischof Peter von Vercelli in seiner Stadt überfallen und seine Kirche verbrennen, ihn selbst umbringen. Dennoch darf man sich Arduin nicht so ganz kirchenräuberisch vorstellen, wie es hienach scheinen sollte. Die merkwürdigste seiner Hinterlassenschaften ist wohl das Stift Fructuaria gewesen, welches er in der Nähe von Ivrea errichtet hat, um einer von den cluniacensischen Lehren abweichenden Doktrin Raum zu schaffen. Man suchte dort das Recht der weltlichen Gewalt mit den monastischen Anschauungen in Einklang zu bringen.

Mit dem Sturze des Crescentius, den wir oben erwähnten, hing es zusammen, daß gleichzeitig durch ein in Rom versammeltes Concilium Arduin exkommuniziert war. Kaiser Otto III., der noch lebte, hatte dem Banne die Acht hinzugefügt, so daß Arduin damals außerhalb der durch den Kaiser und den Papst geschaffenen Ordnung der Dinge stand. Natürlich, daß so mit dem Tode Ottos die in Italien losbrechenden nationalen Antipathien in ihm ihren schärfsten Ausdruck fanden. Er säumte keinen Augenblick, seine Hand nach der Krone, die einst Berengar besessen hatte, auszustrecken, und er wurde in der That, wenn nicht von allen lombardischen Magnaten, so doch von einem großen Teile derselben schon im Februar 1002 als König anerkannt.

Heinrich II. war keinen Augenblick gemeint, Italien ihm zu überlassen; aber einen ernstlichen Angriffszug dorthin zu unternehmen, war er bei den Unruhen, die sich im Osten und im Reiche selbst gegen ihn erhoben, vollkommen außer stande.

Im Osten waren die Polen infolge ihrer natürlichen Richtung und der Konzessionen Ottos III. in vollem Abfall von dem deutschen Reich begriffen. Der furchtbarste der Gegner Heinrichs, Ekkard, war untergegangen, aber er hatte einen Erben seiner Feindseligkeiten hinterlassen, welcher dem König gefährlich genug entgegentrat: es war Boleslav Chrobry von Polen, der unmittelbar nach dem Untergange Ekkards in die slavischen Gebiete des Reiches Einfälle machte, die überelbischen Marken besetzte, Bautzen einnahm und selbst

Meißen in seine Hände brachte. Zugleich wurde er durch die Ereignisse in Böhmen mächtig gefördert. Der Böhmenfürst Boleslav Rothaar war infolge seiner Gewaltthaten von den Böhmen verjagt worden; Boleslav Chrobry stellte denselben her. Neue Gewaltsamkeiten jedoch, die er sich erlaubte, bewirkten einen abermaligen Aufruhr, infolge dessen Boleslav Chrobry selbst von den Böhmen als ihr Herzog anerkannt wurde. Er nahm nun eine Stellung ein, die nicht allein sehr umfassend, sondern für den König unmittelbar gefährlich war. Heinrich II. gewann es über sich, ihm den Vorschlag zu machen, er möge nur das neu erworbene Land von ihm als Lehen nehmen und ihm seine Treue zusagen, wie sich das gebühre. Boleslav aber wies dies von sich, obwohl Heinrich in einem solchen Falle mit einem Kriegsheere ihn heimzusuchen gedroht hatte.

Was diese Bewegung besonders gefährlich machte, war, daß Boleslav durch eine Gegenpartei, die sich in Deutschland selbst erhob, mächtig unterstützt wurde. König Heinrich fand eben infolge der Unterhandlungen, die zur Unterwerfung der Sachsen führten, in seinem Nachbar, dem Markgrafen Heinrich von Schweinfurt, einen gefährlichen Widersacher.

Markgraf Heinrich entstammte einer Familie, welche den bayrischen Nordgau besaß, der, wie es scheint, recht eigentlich dazu bestimmt war, die Herzöge von Bayern in einer gewissen Unterordnung unter die Ottonen zu erhalten. Ihre Stellung war ein notwendiges Element der ottonischen Politik. Auch mit den vornehmsten Sachsen hing die Familie zusammen. Wir erfahren aus Thietmar, daß die Mutter Heinrichs von Schweinfurt eine Schwester des Markgrafen von der Nordmark, Lothar, gewesen sei, desselben Lothar, der nach Bamberg gegangen war, um zwischen dem künftigen König und den Sachsen eine Vereinigung anzubahnen.

In Heinrichs von Schweinfurt Sinne war es ursprünglich keineswegs, den Herzog von Bayern zur königlichen Würde zu erheben. Dennoch hatte er sich, wie schon berührt, unter der Bedingung gewinnen lassen, daß der neue König nach der Erwerbung dieser Würde ihn zum Herzog von Bayern erhöbe.

Allein viel zu tief war das Familiengefühl des neuen Königs, als daß er der früheren Parteiungen hätte vergessen können. Heinrich II. schob, als er zur Krone gelangt war, die Erfüllung seines Versprechens hinaus, was dann die Folge hatte, daß der Markgraf sich gegen ihn mit Boleslav von Polen vereinigte.

Nicht mit Unrecht wird bemerkt, daß der Krieg, der alsbald zwischen beiden Fürsten ausbrach, von ihren Vätern her sich auf sie vererbt habe. Es war ein Familienkonflikt, der aber dadurch, daß Heinrich die königliche Würde erlangt hatte, einen ganz anderen Charakter bekam, als er früher gehabt, so lange noch das königliche Ansehen die Markgrafen des Nordgaus unterstützte.

Wir dürfen diesen Streit hier nicht übergehen, schon deshalb nicht, weil sich dabei auswies, daß das königliche Ansehen auf das zweckmäßigste gehandhabt wurde.

Im August 1003 rückte der König mit seinen Haustruppen gegen den Markgrafen heran. Der Angriff galt besonders einigen Schlössern, wie Amerthal und Creußen. Beide wurden eingenommen und zerstört, Markgraf Heinrich, der zur Entsetzung Creußens herbeigeeilt war, in seinem Lager überfallen und geschlagen. Boleslavs Versuch, in diesem Augenblick in die Elbgegend vorzudringen, scheiterte an der Treue der Königlichen gegen ihren Herrn und an der Herzhaftigkeit der Einwohner von Mügeln, so daß Markgraf Heinrich ohne die erwartete Hülfe blieb. Bald wurde auch seine Burg Schweinfurt von den Königlichen eingenommen; wenn man sie nicht schleifte, wie der König befohlen hatte, geschah es nur aus Rücksicht auf die Mutter des Markgrafen, die darin weilte.

Markgraf Heinrich wurde genötigt, seine Zuflucht zu Boleslav zu nehmen. Doch auch hier fand er keine ausreichende Unterstützung, so daß er auf die Bedingungen, die der König ihm stellte, einging. Die Einziehung der Lehen, die König Heinrich schon ausgesprochen hatte, nahm er, insofern die Familie davon betroffen wurde, zurück. Der Markgraf willigte ein, in königlichem Gewahrsam zu bleiben. Er wurde nach der Feste Giebichenstein gebracht, erhielt aber nach einigen Monaten auf eine Erinnerung, die der Bischof von Freising in eine Predigt vor dem König einflocht, seine Freiheit und im ganzen seine Besitzungen zurück.

Nachdem der Markgraf von Schweinfurt besiegt worden, war von seinem Anspruch auf Bayern nicht weiter die Rede. Es erhellt nicht, ob König Heinrich nun die Meinung der Bayern über die Besetzung des Herzogtums erforscht hat. Genug, er verlieh dasselbe seinem Schwager, dem Grafen Heinrich von Lützelburg.

Zum erstenmale treten hier die Luxemburger, denen die Gemahlin Heinrichs, Kunigunde, entsprungen war, in der Universalgeschichte auf. Dieser Heinrich, als Herzog von Bayern der fünfte seines Namens, war der älteste Sohn des Grafen Sigfrid von Lützelburg, der, in den Ardennen angesessen, den Moselgau zum Amtsbezirk hatte. Er hatte Anteil an den Römerzügen Ottos III. gehabt; und wahrscheinlich war es diese Beziehung, durch welche er es erreichte, daß König Heinrich ihm jetzt, unmittelbar vor seinem Zuge nach Italien, das Herzogtum Bayern verlieh.

Sobald der König des gefährlichen Gegners im Reiche Herr geworden, trat er im Frühjahre 1004 einen Zug über die Alpen an. Gegen Ostern finden wir ihn bereits in Trient. Aber die Klausen waren von Markgraf Arduin so gut in Verteidigungszustand gesetzt, daß Heinrich verzweifelte, sie durch einen unmittelbaren Anfall zu überwältigen. Da kamen ihm die Kärnthner von der andern Seite hülfreich entgegen; denen gelang es, eine Klause an der Brenta in Besitz zu nehmen und die Mannschaften Arduins zu verjagen, so daß der deutsche König zwar unter den größten lokalen Schwierigkeiten, aber doch durch keine Feinde gehindert, an die Brenta gelangte, an deren Ufer er eine Zeitlang innehielt, um das Osterfest zu be-

gehen. Arduin verließ Verona samt seinen Truppen, und indes kamen die Mannschaften des Markgrafen Tedald und des Erzbischofs von Ravenna heran, um sich mit den königlichen Scharen zu vereinigen, was sie schon vor einem Jahre beabsichtigt hatten. So konnte Heinrich von Stadt zu Stadt ohne Hindernis vorrücken; er nahm Verona, Brescia, Bergamo ein; auch die Thore der alten Kapitale Pavia standen ihm offen. Zahlreiche Mitglieder des Landesadels waren dorthin gekommen, um ihn zu begrüßen. Von diesen und einer Menge anderer, die sich zugesellt hatten, wurde er durch Handaufheben als König anerkannt; am folgenden Tage, dem 15. Mai 1004, empfing er die Krone aus der Hand des Erzbischofs von Mailand.

Auch hier schien es nicht anders, als ob die Herrschaft der Ottonen in Heinrich II. fortgesetzt werden sollte: aber, wie man zu sagen pflegt, unter der Asche glimmte das Feuer. Aus einem Streit, der bei einem Trinkgelage zwischen den Deutschen, von denen nur ein kleiner Teil in die Stadt eingerückt war, und den Italienern entstand, entspann sich ein Lärm, bei dem der König, mehr erstaunt als erschrocken, fragte, was es denn gebe, aus dem sich bald aber ein wilder Straßenkampf entwickelte. Man hat damals gesagt, Arduin habe durch seine Emissäre die Zwietracht geschürt. Der König ließ die in der Nähe der Stadt kampierenden Truppen herbeikommen; sie mußten sich über die gut verteidigten Verschanzungen hinweg Eingang verschaffen. Die Stadt wurde hiebei durch Feuer und Flamme verwüstet.

Das Unglück, von welchem Pavia heimgesucht wurde, machte auf die Bevölkerung den größten Eindruck. Alles unterwarf sich dem König; die Großen des Landes erschienen selbst; die Städte schickten Geiseln. Ein allgemeiner Landtag wurde berufen, unfern vom Lager des Königs, wo die übrigen Langobarden ihm huldigten. Nur Arduin unterwarf sich nicht; aber indem er sich auf ein festes Kastell zurückzog, verlor er doch sein Ansehen und seine Aussicht.

Für Heinrich war es ein unglücklicher Zufall, daß er damals aus Besorgnis für den Gang der Angelegenheiten in Deutschland nicht länger an Ort und Stelle verweilen konnte. Die Stellung Boleslavs war noch immer so drohend, daß der König sich genötigt glaubte, die italienische Unternehmung abzubrechen, ehe sie vollendet war. Unverzüglich wandte er sich, nach Deutschland zurückgekehrt, dem polnischen Gegner zu.

Er nahm die Miene an, als würde er Boleslav in Polen angreifen. In der That aber rückte er gegen Böhmen vor, worauf alles ankam. Die von Boleslav vorgeschobenen leichten Truppen konnten den geharnischten Deutschen gegenüber sich nicht behaupten. Eine noch durchgreifendere Entscheidung aber lag für das Land selbst darin, daß die Böhmen gegen die Deutschen nicht fechten mochten, da sie in den Polen schlimmere Feinde sahen, als in den Deutschen selbst. Sie beriefen einen Stammesvetter des alten Geschlechts ihrer Könige, Namens Jaromir, um ihn den Polen entgegen zu setzen. Nur durch Zufall und Verräterei entging Boleslav dem Schicksal, gefangen zu

werden. Heinrich selbst drang in Prag ein, Jaromir wurde von ihm als Herzog von Böhmen anerkannt. Diese Abhängigkeit der Böhmen von Deutschland bedeutete jetzt um so mehr, da sie nicht mehr, wie ehedem, einen besonderen Rückhalt an Bayern fanden, dessen alter Herzog selbst deutscher König geworden war.

Im Jahre 1005 unternahm Heinrich mit den norddeutschen Streitkräften und unterstützt von den Böhmen einen Angriff auf Boleslav selbst. Er ist mit ihm an der Spree zusammengetroffen, hat dann die Oder bei Crossen überschritten und ist bis in die Nähe von Posen vorgedrungen. Dort wurde auf Boleslavs Initiative durch den Erzbischof von Magdeburg ein Friede geschlossen, der allerdings dem deutschen König nicht Genüge that in Anbetracht der vielen Opfer, die der Krieg gekostet hatte. Aber das Heer war erfreut darüber, und man darf unbedenklich die Wiederherstellung der Hoheit der Deutschen über die Slaven zwischen Oder und Elbe diesem Frieden zuschreiben. Dafür bürgt, daß die Liutizen und andere Slaven es waren, welche den deutschen König bald darauf selbst zum Kriege aufforderten, um vor den Anfällen der Polen völlig gesichert zu sein.

In allen diesen Feindseligkeiten lag, wie man deutlich sieht, das vornehmste Moment nicht in einer nationalslavischen Idee: unter den Völkern dieses Ursprungs trat vielmehr ein Gegensatz gegen die Polen hervor, der sie den Deutschen wieder geneigt machte.

Thatkraft und Umsicht lassen sich dem König Heinrich nicht absprechen. Einer schwachen Leibesbeschaffenheit zum Trotz, ist er doch unaufhörlich beschäftigt, das Königtum, welches bereits ein Kaisertum im Keime war, so mächtig wie möglich wiederherzustellen. Indem er sich auf dieser Bahn bewegte, schritt er zu einer Unternehmung von scheinbar rein geistlicher Natur, an der ihm alles lag, die ihn aber in neue Schwierigkeiten verwickeln sollte: es war die Bildung eines Bistums in Deutschland aus eigenen Mitteln.

Wenn frühere und spätere Könige zu allen Zeiten hauptsächlich darauf ihr Bemühen richteten, ihre Gewalt auf die Nachkommen zu bringen, so ist es charakteristisch für Heinrich, daß dieses Streben bei ihm vollkommen zurücktrat. Er hatte keine Nachkommen, noch wollte er für seinen Nachfolger Sorge tragen.

Eine gewisse Einsamkeit auf dem Thron bezeichnet ihn, die er zur Seite seiner Gemahlin mit Absicht festhielt. Namentlich darauf beruht die Stiftung des Bistums Bamberg. Das ganze Gebiet war seinem Vater vor dessen Empörung durch eine Schenkung Ottos II. als eigentümliches Erbteil zugefallen, er selbst hatte es dann seiner Gemahlin als Leibgedinge verschrieben. Mit dieser einverstanden, entschloß er sich jetzt, die Landschaft zu einer geistlichen Stiftung, einem Bistum, zu verwenden. Rücksichten auf Einwendungen, welche von Angehörigen des Hauses gemacht werden konnten, lagen ihm fern und konnten unbeachtet bleiben, da auch sein Bruder, der in den geistlichen Stand getreten, keinen Anspruch auf die Landschaft machte.

Von großer Bedeutung aber war der Widerspruch, welchen der Bischof von Würzburg erhob. Die Landschaft gehörte zu seiner Diöcese. Nicht darum wollte derselbe den König bei seinem Emporkommen unterstützt haben, um eine Entfremdung von seinem Diöcesangebiete zu veranlassen. Er hegte vielmehr den Ehrgeiz, den man freilich nicht gerade als einen frommen bezeichnen dürfte, die neue Gründung zu einer Vermehrung seiner Autorität zu benutzen und machte die Bedingung, daß Bamberg auch als Bistum dem Bistum Würzburg unterworfen bleiben solle. Er wollte selbst durch das Pallium ausgezeichnet, d. h. Erzbischof werden, was ihn dann wieder von dem Erzbischof von Mainz emancipiert haben würde. Man darf wohl vermuten, daß er gleich bei seinem ersten Beitritt zu Heinrich diese Absicht hatte. Charakteristisch genug: der eine der beiden vornehmsten Gehülfen Heinrichs II. wollte Herzog, der andere Erzbischof werden. Wie dem ersten, so setzten sich auch diesem Vorhaben unübersteigliche Schwierigkeiten in den Weg. Der König hatte zudem dieses Versprechen schwerlich gegeben; er würde dadurch mit dem wirksamsten seiner Verbündeten, dem Erzbischofe Willigis, haben brechen müssen. Der päpstliche Stuhl, der in der Sache angegangen werden mußte, erklärte sich zwar sehr beifällig über die Errichtung des Bistums, die Frage aber, zu welcher Diöcese es gehören solle, vermied er zu erörtern.

Wollte Heinrich zu seinem Zwecke kommen, so mußte er in einer großen Synode einen Rückhalt gegen die Ansprüche des Bischofs von Würzburg suchen. Es bezeichnet den Sinn des neuen Königs, daß er diese Angelegenheit als eine innere des deutschen Episkopats behandelte. Im November 1007 versammelte er zu Frankfurt die Bischöfe fast aller Erzdiöcesen, welche das Reich umfaßte, um sich; die Erzbistümer Salzburg und Magdeburg waren darin fast vollständig vertreten; auch Bischöfe aus Burgund und der Lombardei fanden sich ein. Durch die Beschlüsse des Conciliums sollte nun der Mangel einer päpstlichen Entscheidung ersetzt werden. Willigis führte den Vorsitz. Nur einen vermißte man: eben den Bischof von Würzburg, welcher die neue Gründung mißbilligte, insofern sie ihm nicht selbst unterworfen werden sollte. In dieser Synode hat sich der König persönlich zur Erörterung dieser Frage erhoben; er nahm keinen Anstand, dabei Akte der größten Devotion vor den versammelten geistlichen Vätern zu vollziehen: sie entsprachen der kirchlichen Richtung des Jahrhunderts. Als es zur Umfrage kam, äußerte sich der neue Erzbischof von Magdeburg, Tagino, für das Vorhaben des Königs; er erklärte, es könne vollzogen werden, ohne der Würzburgischen Einreden zu gedenken. Diese waren vor dem Konzil durch einen Bevollmächtigten wiederholt worden, aber Rücksicht wurde darauf nicht genommen. Die Versammlung trat der Erklärung Taginos bei; gleich darauf wurde ein Bischof für Bamberg ernannt und von dem Erzbischof von Mainz konsekriert.

Für die Ansicht der allgemeinen Zustände, in denen sich das deutsche Reich bewegte, hat dieser Vorgang große Bedeutung. Denn auf der Einmütigkeit des Königs und der Bischöfe beruhte die Regierung. Heinrich II.

ließ den weltlichen Großen eine gewisse Autonomie; auf die Verwaltung der Herzogtümer hatte er seit den Vorgängen in Merseburg überhaupt nicht mehr den Einfluß seiner Vorfahren. Sollten daher allgemeine Beschlüsse von seiten des Reichs gefaßt werden, so war die Einwilligung der gesamten Bischöfe des Reiches, der niederdeutschen wie der oberdeutschen, die einzige Grundlage, aus welcher sie hervorgehen konnten. Die Bischöfe waren in dieser Epoche wohl gerüstet; ihre Mannschaften hauptsächlich begleiteten die Kaiser auf ihren Zügen.

Die Zustände in Deutschland entsprachen hierin den oberitalienischen, und eben darauf beruht nun die Haltung des Königs überhaupt. Wenn man einen Blick auf die Regesten seiner Handlungen wirft, so findet man von den viertehalbhundert Urkunden, die darin verzeichnet sind, mehr als dreihundert auf die Förderung und Begünstigung der Bistümer bezügliche. Die große Prärogative des Königs war, daß er bei den Wahlen der Bischöfe entscheidend eingreifen konnte. Sie waren beinahe alle seine Kreaturen. Aber da seine Herrschaft vorzüglich auf der Stärke des ihm ergebenen Bistums beruhte, so mußten neben persönlichen Verdiensten noch andere Momente bei den Besetzungen den Ausschlag geben: wir finden, daß man auf begüterte Leute Rücksicht nahm, die dem armen Hochstift mit ihrer eigenen Habe zu Hülfe kommen konnten.

Nicht minder bemerkenswert ist, daß Heinrich auch den Reichsabteien ihre freie Wahl nahm: er hat die Äbte nach Möglichkeit selbst eingesetzt. Während er jedoch das ihm gefügige Bistum durch Schenkungen zu fördern nicht müde wurde, ging gegenüber den Klöstern, denen unmittelbare politische Aufgaben von Bedeutung nicht oblagen, sein Streben darauf hinaus, ihren durch kirchliche Freigebigkeit übermäßig angewachsenen Besitzstand auf jegliche Weise einzuschränken. Die zahlreichen Pfründen der durch die Vernichtung ihres Wahlrechtes zum Auszuge veranlaßten Mönche wurden neuen Vasallen unter Aufsicht der Äbte übergeben, die so gleichsam zu Schultheißen des Königs wurden.

Ein besonderes Beispiel der autoritativen Strenge, mit welcher der König an seinem Investiturrechte festhielt, gab er im Jahre 1008 in Trier im Widerspruch mit der Lützelburgischen Familie, der, wie schon berührt, seine Gemahlin entsprossen war. Die jüngeren Brüder derselben benutzten ihr nahes Verhältnis zum königlichen Hause, um nach benachbarten Bistümern zu streben. Und dem einen von ihnen, Dietrich, war es bereits im Jahre 1005 gelungen, das große lothringische Hochstift Metz zu erlangen.

Drei Jahre später wurde nun auch der jüngere Bruder, Adalbero, mehr aus Rücksicht auf den König, als wegen seiner religiösen Qualitäten, in Trier zum Erzbischofe gewählt. Die Gemahlin des Königs, Kunigunde, und die übrigen Verwandten boten alles auf, um die Bestätigung Adalberos zu erlangen. Aber Heinrich nahm es nicht so leicht mit der bischöflichen Stellung,

die ein so wesentliches Element seines Reiches ausmachte. Er ernannte einen nahen Verwandten des Willigis, Megingaud, zum Erzbischof von Trier.

Über diese Streitfrage ist es wirklich zu einem inneren Kriege gekommen. Die Anhänger Adalberos verteidigten die Burg von Trier mit Hartnäckigkeit; aber sie sahen sich bald durch Hunger und fortwährende Angriffe zum Äußersten gebracht. Es ist dann der Bruder Adalberos, Herzog Heinrich von Bayern, der den König begleitete, gewesen, welcher durch List, wie uns überliefert ist, der Besatzung doch noch freien Abzug verschaffte.

Noch mehr als über die Beeinträchtigung ihrer Ansprüche auf die Mitgift ihrer kinderlosen Schwester Kunigunde, die für Bamberg verwendet worden war, fühlten sich die Schwäger König Heinrichs durch das Ereignis von Trier beleidigt. Sie nahmen gegen Ende des Jahres sämtlich eine feindselige Haltung gegen ihn; der Graf Friedrich von Luxemburg und der Herzog Heinrich von Bayern verbündeten sich mit dem Grafen Gerard, einem der mächtigen Dynasten im Elsaß. Daß sie ein ernstliches Unternehmen vorhatten, möchte sich daraus ergeben, daß der Herzog, als er das Land verließ, seine Vasallen hatte schwören lassen, in den nächsten drei Jahren keinen Anderen an seine Stelle zu setzen.

König Heinrich eilte mit seinen Getreuen herbei, um der Gefahr, die hieraus erwachsen mußte, ohne Verzug zu begegnen. Er traf Anstalten, daß der Herzog, sein Schwager, nicht etwa selbst wieder in Bayern erscheinen konnte. Er berief die Vornehmsten des Landes um sich und machte ihnen einen Vorwurf aus jener Zusage; durch gute Worte bewirkte er, daß sie auf seine Seite traten. Die Verwaltung des Herzogtums nahm er dann wieder in eigene Hände. Aber um so stärker wurde die Feindseligkeit seiner Schwäger gegen ihn.

Der bedeutendste unter ihnen war Bischof Dietrich von Metz. Es ist nun wohl kein Zweifel, obwohl die einsilbigen und vielleicht mit Absicht einsilbigen Nachrichten, die wir darüber haben, es nicht ausdrücklich erzählen, daß König Heinrich gegen ihn ein stattliches Heer zur Belagerung von Metz hat heranrücken lassen. Er hatte zu derselben auch Liutizen, welche noch Heiden waren, aufgeboten. Eine wilde Verwüstung ergoß sich über das Land, von welcher jedoch auch der König selbst betroffen wurde, da seine Truppen eine außerhalb der Stadt gelegene neue Kirche zerstörten. Es waren die Liutizen, deren ungebändigter Wildheit diese Handlung zugeschrieben wurde. König Heinrich, dem es einen schlechten Ruf machte, daß heidnische Völker, die in seinem Heere dienten, ein christliches Heiligtum vernichteten, mußte endlich unverrichteter Sache nach Sachsen zurückkehren.

Auf einer Reichsversammlung zu Mainz, im Juli 1011, wo die Streitfrage der Luxemburger zum Austrag kommen sollte, wurde ein Schiedsspruch gefällt, der nicht eben im Sinne der Empörer war. Diese fühlten sich verletzt; als der Reichstag sich aufgelöst hatte, überfielen sie ihre Hauptgegner auf der Versammlung, den Bischof von Verdun und den Herzog von Ober-

lothringen, von einem Hinterhalt aus, erschlugen eine große Anzahl von deren Mannschaften und nahmen den Herzog gefangen, während es dem Bischof zu entkommen gelang.

König Heinrich fand in einer mit den Polen wieder ausgebrochenen Entzweiung so wenig Hülfe, daß er nicht imstande war, nachhaltige Mittel gegen seine Schwäger zu ergreifen. Als er sie im Mai des folgenden Jahres (1012) zu einem Gespräch nach Bamberg forderte, erschienen sie zwar; aber zu einer Verständigung kam es nicht. Bischof Dietrich hatte sogar kein Bedenken getragen, sich mit einem Hülfsgesuch an den Papst nach Rom zu wenden, was den König mit Indignation erfüllte.

Man wird begierig, die Stellung kennen zu lernen, welche König Heinrich unter diesen Umständen dem Papsttum gegenüber eingenommen hat.

Indes, es würde zu weit führen, die Verhältnisse des römischen Stuhles selbst hier des näheren zu erörtern: auch würde es kaum möglich sein. Denn es hat sich ergeben, daß die Nachrichten, auf die man sich hiebei stützen möchte, kein Vertrauen verdienen. Die Grabsteine selbst geben kein Zeugnis; sie sind, wie die alten ägyptischen, entweder zerstört oder unlesbar gemacht; und die schriftlichen Überlieferungen sind vollends unzuverlässig.

Nach dem Tode Ottos III. hatte sich in Rom die Macht, die er gebrochen, wiederhergestellt; ein dritter Crescentius hatte sich erhoben, der über die päpstliche Gewalt dominierte. Aber dieser hat doch, wenigstens äußerlich, die Autorität des entfernten deutschen Königs immer respektiert: es wird berichtet, daß er Heinrich, als seinem Senior, eine Flasche wunderbaren Öles übersandt habe.

Als Crescentius im Jahre 1012 zugleich mit dem Papste seiner Partei starb, brach in der Stadt ein offener Kampf aus, über den wir jedoch durch kein zuverlässiges Zeugnis — die Zeit war eben zu tumultuarisch, um unparteiische Berichte aufzuschreiben — genauer unterrichtet werden.

Der Gewalt der Crescentier setzten sich vor allen die Grafen von Tusculum entgegen, die zu jener Zeit das ganze Latinergebirge und die Campagna beherrschten. Es gelang ihnen, ein Mitglied ihres Geschlechts auf den päpstlichen Stuhl zu erheben. Benedict VIII., wie er sich nannte, trug durch sein entschlossenes Vorgehen bald den Sieg über seinen crescentischen Gegner, der den Namen Gregor gewählt hatte, davon. Dieser mußte seine Zuflucht nach Deutschland nehmen.

König Heinrich versprach, alsbald nach Italien zu kommen, ohne jedoch sich für Gregor zu entscheiden. Im Laufe des Jahres 1013 sammelte er, den Schwierigkeiten zum Trotz, die ihn in Deutschland behelligten — der polnische Krieg war wieder ausgebrochen und aus der Stiftung Bamberg Irrungen entsprungen, welche besonders Lothringen ergriffen — ein stattliches Heer zu seinem ersten Römerzug. Eine Anzahl von Bischöfen begleitete ihn.

In der Lombardei wurde er aufs beste aufgenommen. Nicht mit Unrecht hat man bemerkt, daß Arduins drohende Haltung dazu beitrug, die lombardischen Großen und Städte, die doch meistens von ihm abgefallen waren, in ihrer Pflicht gegen den König zu befestigen. Arduin selbst hat diesen seine Unterwerfung hoffen lassen, wenn er ihm nur den Besitz einer einzigen Grafschaft bewillige. Heinrich soll dazu geneigt gewesen, aber durch allerlei Vorstellungen davon abgebracht worden sein.

Von Pavia begab sich der König zunächst nach Ravenna. Hier war von ihm kürzlich ein, so viel wir sehen, eigenmächtig eingedrungener Erzbischof, namens Adalbert, dessen Regierungszeit kirchlich als eine Art von Vakanz betrachtet wird, für abgesetzt erklärt worden: Heinrich hatte seinen eigenen Bruder, Arnulf oder Arnold, einen natürlichen Sohn seines Vaters, Heinrichs des Zänkers, auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben, im Gegensatz zur Stadt, welche Adalbert zu behalten wünschte. Um den Streit zu schlichten, berief er jetzt kraft des Investiturrechtes eine Synode. Diese entschied sich für den Bruder des Königs gegen Adalbert.

Nach Thietmar und den Quedlinburger Annalen darf man annehmen, daß auch Papst Benedict in Ravenna zugegen gewesen ist; dann würde dort zwischen Papst und König eine definitive Vereinbarung geschlossen worden sein: ohne ein solches Einverständnis wäre der Bruder des Königs vom Papste schwerlich als Erzbischof von Ravenna anerkannt worden.

Auch die Kaiserkrönung Heinrichs hängt damit zusammen; sie wurde am 14. Februar 1014 mit alter Pracht vollzogen. Alles war Feierlichkeit und Ceremonie. Ein Moment jedoch kommt vor, welches zu denken giebt. Der Kaiser wird von dem Papst gefragt, ob er ihm und seinem Nachfolger treu sein wolle. Heinrich II. hat es versprochen. Darin liegt zwar keineswegs die Anerkennung eines vasallitischen Verhältnisses des Kaisers zu dem Papste, aber doch ein Widerspruch gegen die ottonischen Anschauungen, der mit Händen zu greifen ist. Die Ottonen hatten die Päpste gestürzt, welche aus der Territorialherrschaft der Barone hervorgegangen waren: Heinrich II. erkannte eben einen solchen an.

Der Kaiser ließ dem Papst in den vorliegenden Streitfragen die Vorhand. Die wichtigste betraf die Schlösser, welche die Crescentier dem Kloster Farfa entrissen hatten. Als zu Gunsten dieses Klosters das römische Gericht in Gegenwart des Papstes und des Kaisers die Entscheidung gefällt hatte, ging die Meinung dahin, päpstliche und kaiserliche Truppen sollten zur Wahrung der gemeinsamen Rechte — denn das Stift war ein kaiserliches — zusammenwirken. Gerade in diesem Mement der Vereinigung aber entspann sich auf der Tiberbrücke ein blutiges Zusammentreffen zwischen Deutschen und Römern. Der Kaiser entschloß sich zum Rückzug, bevor gegen die streitigen Kastelle etwas geschehen war; denn definitive Entscheidungen abzuwarten, war er nicht gewohnt. Er eilte, aus Besorgnis vor neuen Empörungen Arduins und seiner Genossen, nach der Lombardei; dort suchte er die kaiser-

liche Autorität dadurch zu sichern, daß er Konfiskationen über die Güter der besiegten Widersacher verhängte und seine Anhänger aus denselben bereicherte.

Länger in Italien zu verweilen, war Heinrich II. auch diesmal durch die Zerwürfnisse mit Polen verhindert worden. Nicht allein aus lokalen Irrungen stammten diese her. Sie betrafen die Idee des Reiches, zu dessen Vasallen damals auch Boleslav wieder gerechnet wurde. Der Polenfürst hatte, wie man versichert, mit Eidschwüren angelobt, den deutschen König auf seiner Romfahrt zu begleiten. Dies geschah nicht allein nicht, sondern man glaubte an den Polen, welche im Auftrag Boleslavs an dem Zuge teilnahmen, eine eifersüchtige Abneigung zu bemerken, die auf einen ungünstigen Ausgang des Unternehmens gerichtet war. Und Boleslav beklagte sich bei dem Papst, daß er durch Heinrich gehindert würde, seinen Peterspfennig nach Rom zu übersenden, eine Zahlung, die man im Reiche in der That ungern sehen mochte, weil sie ein unmittelbares Verhältnis zum römischen Stuhl in sich schloß.

Dazu kam noch ein anderes, verwandtes Motiv. Boleslav hatte den Herzog von Böhmen, Udalrich, zu veranlassen gesucht, sich zum Widerstand gegen die Deutschen mit ihm zu vereinigen. Dieser aber war darauf nicht eingegangen. Es war ihm vielmehr geglückt, den Sohn Boleslavs, Mesko, gefangen zu nehmen, worauf denn Boleslav Rücksicht zu nehmen genötigt war. Er suchte Heinrich II., dem Mesko vom Böhmenherzog übergeben worden war, zur Herausgabe seines Sohnes zu bestimmen.

Der Kaiser glaubte, des vielbeweglichen Vaters nur dann sicher zu sein, wenn er den Sohn in seinen Händen behalte. Aber in der Fürstenversammlung zu Merseburg, die Heinrich zur Entscheidung des Falles berufen hatte, gab es eine Partei, welche von Boleslav durch Geld gewonnen worden war. Auf deren Rat wurde beschlossen, den Sohn dem Vater zurückzugeben, der dagegen versprechen mußte, dem Kaiser keine Ungelegenheiten zu bereiten. Wahrscheinlich ist es bei dieser Annäherung gewesen, daß der Kaiser zugleich Boleslav zur Rückgabe der Landschaften aufforderte, die er in Besitz genommen habe. Aber Boleslaw meinte, durch die Befreiung seines Sohnes zu keinem weiteren Zugeständnis verpflichtet zu sein; er ließ dem Kaiser eine negative und selbst drohende Antwort geben, so daß sich dieser zu einem neuen Heereszuge gegen ihn veranlaßt sah.

Zweimal ist Heinrich hierauf in die polnischen Gebiete eingebrochen. Im Jahre 1015 ging er bei Crossen über die Oder, und Boleslav wich zurück. Aber die Hülfsvölker von Sachsen und Böhmen trafen nicht zur rechten Zeit ein, so daß Heinrich nichts ausrichten konnte.

Im nächsten Jahr war der Kaiser mit einem Unternehmen gegen Burgund beschäftigt. Wir werden auf die Verhältnisse Burgunds noch an späterer Stelle zurückzukommen haben. Hier sei nur soviel bemerkt, daß dieser allerdings durch den Widerstand des burgundischen Adels erfolglose Zug Heinrichs der Besitznahme des Königreiches galt, welches ihm vertrags-

mäßig durch seinen kinderlosen Oheim Rudolf III. von Burgund zugesichert worden war.

Darin lag die Schwierigkeit der Stellung Heinrichs II., daß er seine Waffen bald nach der einen bald nach der andern Seite zu richten genötigt war. Als er 1017, nachdem das gute Verständnis mit seinen Schwägern wiederhergestellt und Bayern an Heinrich von Luxemburg zurückgegeben worden war, zu einem neuen Feldzug gegen die Polen schritt, wurde sein Heer von einer pestartigen Krankheit überfallen, die ihn abermals zum Rückzug zwang. Unter Vermittelung der nächsten deutschen, namentlich sächsischen Fürsten ist es im Januar 1018 zu einem Frieden gekommen, der den Ideen des Kaisers nicht entsprach. Es war ein Friede, sagt Thietmar, wie man ihn unter diesen Umständen schließen konnte, nicht wie er geziemend gewesen wäre. Boleslav konnte jedoch mit seinen Vorteilen nicht eben viel erreichen, weil er zur selben Zeit die nach Westen vordringenden Russen in Schranken zu halten hatte. Er warf sie mit Erfolg zurück und bemächtigte sich dabei der Stadt Kiew. Es wird uns berichtet, daß Kaiser Heinrich in diesem Konflikt mehr auf seiten der Russen gestanden habe, wie das schon von Theophano behauptet worden war.

Noch ein anderes Weltverhältnis, dessen wir im Späteren näher zu gedenken haben werden, griff in die Angelegenheiten des deutschen Ostens und Nordens ein. Es war die Erhebung des nordischen Reiches König Kanuts, der damals Dänemark erhielt und damit zu einem Kriege gegen die Obodriten an der Ostsee veranlaßt wurde, welcher mit einem vollkommenen Sieg der Dänen über diese wendischen Gegner endete. Die Dänen sind dabei, ohne es zu wissen, den Deutschen zu Hülfe gekommen. Denn ich denke, daß es hierauf beruht, wenn Heinrich, obgleich es ihm nicht gelang, die Selbständigkeit der Polen zu beschränken, dennoch über die Slaven im Wendenlande die Oberhand behauptete und die Grenzen des Reiches, wenigstens in dieser Beschränkung, aufrecht erhielt.

Nach Ost und West zu gleicher Zeit hatte Heinrich II. die gefährdeten Grenzen zu decken gehabt. Kein Wunder daher, daß während dessen Italien seines Schutzes entbehren mußte. Einen Augenblick schien es nach seiner Rückkehr in die deutsche Heimat, als habe die kaiserliche Autorität sich dauernd in Oberitalien festgesetzt, zumal der langjährige Gegner Heinrichs, Arduin, nach einer nochmaligen schnell unterdrückten Empörung, gegen Ende des Jahres 1015 im Kloster verstarb. Bald aber zeigte sich von neuem, auf wie schwachen Füßen im Grunde dies Regiment stand. Die klerikalen Gegner der Stiftung Bamberg trugen kein Bedenken, die gewaltthätigen Vasallen Oberitaliens, welche den toten Arduin fast noch überboten, zum Widerstand gegen Heinrich zu animieren. Es findet sich die Nachricht, daß die Bischöfe von Würzburg und Köln die Absicht hatten, eine ihrer Nichten an den Grafen Ubert von Pavia zu vermählen, so daß also die geistlichen Irrungen in Deutschland den Widerstand der italienischen Machthaber hervorrufen halfen.

Die kaiserliche Gewalt war nicht stark genug, um diese Unruhen im Innern zu dämpfen, noch viel weniger die Küsten gegen fremde Angriffe sicher zu stellen. Sie mußte die Verteidigung denen, welche angegriffen und bedroht waren, selbst überlassen. Da haben sich nun Genua und Pisa zu einem maritimen Unternehmen gegen die Saracenen vereinigt, die schon im Jahre 1011, geführt von dem Emir von Denia, Mohegid, einem Freigelassenen christlicher Abkunft, Pisa angegriffen und sich seitdem Sardiniens bemächtigt hatten. Die verbündeten Städte suchten den Emir daselbst 1015 auf und vertrieben ihn von der Insel. Man darf das wohl als einen ersten Akt der Seeherrschaft von Pisa und Genua ansehen. Als Mohegid darauf zurückkehrte und mit noch größeren Gewaltsamkeiten das Land heimsuchte, sammelten sich Pisa und Genua, unterstützt durch den Eifer Papst Benedicts, zu einem erneuten Angriff gegen denselben. Es kam im Jahre 1016 zu einer großen Seeschlacht an der Küste von Sardinien, in der die Flotte des Emirs eine so heftige Niederlage erlitt, daß er der Insel und dem italienischen Festlande fortan fern blieb.

Papst Benedict VIII. war in diesen Kämpfen gleichsam an die Stelle des Kaisers getreten; es bestand eine Art von Bundesgenossenschaft zwischen ihnen, in welcher die beiden Gewalten zusammengingen. Dies zeigt sich auch bei seinem Eingreifen in die Verhältnisse von Unteritalien.

Im Zusammenhang mit den Empörungen, welche Kaiser Basilius II. überall bedrohten, und mit der Übermacht der Bulgaren, welche Griechenland überfluteten, hatte sich auch in Apulien gegen das drückende und dabei den Angriffen der Saracenen gegenüber wenig Schutz gewährende Regiment von Byzanz eine Bewegung erhoben, an deren Spitze ein paar angesehene Bürger der Stadt Bari standen, namens Melus und Dattus. Nachdem die Bulgaren geschlagen worden, stellte sich aber auch hier die Macht der Griechen wieder her. Die Bürger von Bari selbst zeigten sich geneigt, ihre Rebellen auszuliefern, diese jedoch fanden Unterstützung jenseit der Grenzen bei den benachbarten Oberhäuptern der altlangobardischen Fürstentümer und bei dem Papste selbst.

Unteritalien war damals der Schauplatz des universalen Kampfes der Welt. Griechen, Saracenen und eingeborene Italiener stießen daselbst aufeinander. Eine Schar von Normannen, die eben aus Jerusalem zurückgekommen war, mischte sich zwischen Waimar, den Fürsten von Salerno, und ein saracenisches Heer, das denselben zur Abtragung des schuldigen Tributes nötigen wollte. Sie entschieden zu Gunsten Waimars, gaben aber damit Veranlassung — sie selbst nämlich trieb es nach Hause — daß andere Normannen nach Italien gingen, zunächst zu Papst Benedict VIII., um in seinen Dienst zu treten. Der Papst wies sie an Melus.

Mit ihrer Hülfe drang Melus 1017 in Apulien vor und behielt bei Arenula in einem Gefecht die Oberhand. Bei einem zweiten Angriff wurde er von den Griechen geschlagen. Ein drittes Zusammentreffen fiel jedoch

wieder zu seinen Gunsten aus. Bald aber traf ein neuer Katapan, Basilius Bojoannes, mit frischen Truppen aus Konstantinopel ein; unter diesen befanden sich viele Waräger. Bei Cannä, am Aufidus, kam es dann zu einem vierten, für Melus unglücklichen Kampf.

So seltsam es lautet, so darf es doch wiederholt werden, daß an der Stelle, wo einst Karthager und Römer um die Weltherrschaft stritten, jetzt Waräger, die vor kurzem mit dem neuen Katapan angelangt waren, und die Normannen des Melus, die unaufhörlich neue Verstärkungen aus ihrer Heimat erhielten, zusammenstießen. Es war abermals ein Kampf zwischen Morgen- und Abendland, in welchem die Griechen, die das erste repräsentierten, den Sieg davontrugen. Melus mußte nach der Niederlage bei Cannä in Deutschland bei Kaiser Heinrich Schutz suchen.

Das ist das Charakteristische der Situation: die süditalienischen Fürstentümer standen noch auf seite des Kaisers, also der deutschen Herrschaft. Ob diese hier hergestellt werden sollte oder nicht, war schon die Frage zwischen Otto I. und Tzimisces gewesen. Unter Basilius II. nun hatten die Griechen die Oberhand behalten. Bald zeigten sich die Folgen dieses Sieges.

Fürst Pandulf IV. von Capua fand sich zur Unterwerfung unter die Griechen bewogen. Auch andere Fürsten schlossen sich an, ebenso der Bruder Pandulfs, Abt Atenulf von Montecassino.

Jetzt regte sich, wie uns berichtet wird, die Besorgnis, die Byzantiner könnten auf die eine oder die andere Weise sich wieder der Stadt Rom bemächtigen. Dieses Moment vor allen wohl war es, was Papst Benedict bestimmte, im Jahre 1020 den Kaiser jenseit der Alpen in Bamberg aufzusuchen. Die Zusammenkunft ist für die kirchlichen Angelegenheiten von Deutschland wichtig geworden; auch nach Fulda begab sich der Papst, wo die Privilegien des Bistums und der Abtei erneuert und verstärkt wurden. Da aber zugleich Melus damals in Bamberg weilte — er ist während der Anwesenheit des Papstes daselbst gestorben — so läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß auch von den unteritalischen Verwickelungen dabei die Rede gewesen ist.

Im November 1021 war der Kaiser im stande, einen neuen Römerzug zu unternehmen. Sein Heer bestand hauptsächlich aus Lothringern, Bayern und Schwaben. In Verona sammelte sich um ihn der größte Teil der venezianisch-lombardischen Bischöfe und die umwohnenden Großen. In Ravenna erfreute er sich der Gastfreundschaft des Erzbischofs Heribert, welcher mit Papst Benedict in Bamberg gewesen war. Dem ferneren Zuge schloß sich der Papst persönlich an; es war ein Unternehmen beider Gewalten. Am 3. März 1022 zogen Kaiser und Papst in Benevent ein. Der Abt von Montecassino hatte sich durch die Flucht gerettet, doch kam er bei der Überfahrt nach Konstantinopel durch einen Schiffbruch um. Waimar von Salerno stellte seinen Sohn als Geisel.

Heinrich richtete seine Streitkräfte dann gegen das neu befestigte und

mit streitbaren Mannschaften besetzte Troja. Die deutschen Kriegsheere haben da noch einmal an der griechischen Besatzung Widerstand gefunden. Zuletzt ist die Stadt aber durch Mangel und Krankheiten zur Unterwerfung bewogen worden. Heinrich verordnete die Zerstörung der Festungswerke, die seinen Belagerungswerkzeugen widerstanden hatten, doch die Wiederaufführung der übrigen Mauern gestattete er. Zu einer Entscheidung der Hauptfrage ist es auch hier nicht gekommen: allein der Kaiser hatte doch die alten Ansprüche nicht aufgegeben. Die Berechtigungen des abendländischen Reiches und der abendländischen Kirche fanden nochmals Bestätigung und Rückhalt bei dem Kaiser.

Papst Benedict ist darauf, wie es scheint, dem kaiserlichen Zug auch nach Oberitalien gefolgt. Auf einer Synode zu Pavia, die nicht wohl in eine andere Zeit gesetzt werden kann, gelangte das kirchenpolitische Verhältnis der beiden Gewalten von neuem zum deutlichen Ausdruck. Der Papst, welcher die damals noch vornehmlich auf die Vertiefung der kirchlichen Idee gerichteten Reformpläne Clunys eifrig unterstützte, fand in dem deutschen Kaiser einen gleichgesinnten Genossen. Das Merkwürdigste ist die Bestätigungsformel des Kaisers, in der er ausspricht, er könne einem Papste nichts verweigern, dem er alles verdanke: eine Erklärung von devotester Hingebung, wie Heinrich II. sie auch im Verhältnis zu den deutschen Bischöfen an den Tag gelegt hatte. Er trat mit einem gewissen Bewußtsein gegen den Papst zurück. Ihm lagen die idealen, wenigstens die doktrinären Streitigkeiten seiner Vorgänger mit dem Papsttum ferne. Sein vornehmstes Bemühen galt der Aufrechterhaltung des Friedens auf dem Kontinent.

In dieser Beziehung fällt noch eine Zusammenkunft mit dem König des westlichen Franciens, Robert, ins Gewicht, die im August 1023 am Chiers erfolgte.

Hier wurde ihre gegenseitige Freundschaft bestätigt und ein Landfriede für die Grenzbezirke eingeführt. Für die innere Entwickelung des Reiches war es von der größten Bedeutung, daß die Unterordnung Lothringens unter den deutschen Kaiser durch ein Verständnis desselben mit dem König von Frankreich befestigt wurde. Aber noch weiter reichten diese Bestrebungen. Es scheint, als sei daselbst von einer allgemeinen Pacifikation in kirchlicher und weltlicher Hinsicht die Rede gewesen, zu welcher auch der römische Papst eingeladen werden sollte. In dieser Verständigung der drei mächtigsten Oberhäupter würde die Beruhigung des Kontinentes gelegen haben.

Aber ehe noch neue Keime der Zwietracht zwischen Reich und Papsttum, deren im folgenden sogleich gedacht werden muß, Gestalt gewinnen konnten, sind die Inhaber der beiden höchsten Gewalten kurz nacheinander gestorben: Papst Benedict VIII. im Juni, Kaiser Heinrich II. zu Grona am 13. Juli 1024.

Sehr mit Recht sind die früheren Urteile über Heinrich II., die in ihm nur einen schwachsinnigen Asceten sehen wollten, zurückgewiesen worden; aber auch die Anerkennung seiner moralischen Eigenschaften erschöpft doch sein

Verdienst mit nichten. Ich muß gestehen, ich bewundere ein wenig die ausharrende Thatkraft dieses Fürsten in Bezug auf das Reich. Wenn man sich jenes Augenblicks erinnert, in welchem er einst zu Polling seine Ansprüche an die Herrschaft aussprach, lange Zeit bevor er auf eine Durchführung derselben Aussicht hatte, und wie er von diesem Augenblick an mit unermüdlicher Arbeitsamkeit dahin strebt, nicht allein die Krone zu erlangen, sondern auch das Reich herzustellen, und wie weit er es darin brachte, so muß man ihm doch eine der ersten Stellen in der Reihe der Kaiser zugestehen. Auf die vage, unbegrenzte Ausdehnung der Idee des Kaisertums waren unter ihm zwei Jahrzehnte der Kontraktion und der Feststellung auf haltbare Gebiete gefolgt. Er scheute dabei vor keiner Schwierigkeit zurück. Er machte den Provinzen unerläßliche Zugeständnisse, aber keinen Augenblick verlor er sein großes Ziel aus den Augen.

Daß er die germanischen Lande unter einem Scepter zusammenhielt, bildet sein großes Verdienst. Unter ihm ist eigentlich nichts verloren gegangen; die Weltstellung des deutschen Reiches innerhalb bestimmter Grenzen hielt er fest. Dabei hat er den Willen des Herrschers gegen abtrünnige Velleitäten, zuerst seiner früheren Bundesgenossen, dann seiner Familie selbst zur Geltung zu bringen gehabt. In langem Ringen aber ist er derselben Meister geworden. Selbst seine Schwäger haben sich ihm zuletzt unterworfen und sind dann auch wieder zu der herkömmlichen Berücksichtigung ihrer Rechte gelangt. Das erreichte er zwar nicht, den großen Herzog oder wenn man will König Boleslav Chrobry zur alten Unterordnung unter die deutsche Herrschaft zu bringen. Aber einen friedlichen Zustand, bei dem das Reich bestehen und seine Macht zwischen Oder und Elbe aufrechterhalten konnte, hat er doch hergestellt.

Allerdings kam ihm die Lage der allgemeinen Angelegenheiten hiebei zu statten, die Angriffe der Russen auf die Polen, die Einwirkungen des dänischen Königtums, dessen wir in der Folge noch ausführlich gedenken werden, der Wunsch der slavischen Nationalitäten selbst, die sich ihm anschlossen. Die Macht der Könige von Ungarn stand durch seine Schwägerschaft mit König Stephan ihm friedfertig gegenüber; unter ihm haben die Deutschen zur Civilisierung Ungarns wesentlich beigetragen. Byzanz konnte, durch die Bulgaren beschäftigt und bedroht, keine Gegenwirkung ausüben.

Unter diesen Umständen vermochte er auch daran zu denken, die Macht seiner Vorgänger in Italien bis zu einer gewissen Stufe wieder aufzunehmen. Ohne dies hätte die Idee des Reiches überhaupt nicht bestehen können. In Verbindung mit den Bischöfen behauptete er sich in Oberitalien: in Verbindung mit dem Papst drang er sogar in das untere Italien wieder ein und erneuerte die Abhängigkeit der altlangobardischen Fürstentümer vom Kaisertum. Er ist dabei keineswegs zu dem Endziel gelangt. Ein großer Kriegführer war er überhaupt nicht. Große Schlachten hat er nicht gewonnen, aber die alterworbenen Rechte hat er im allgemeinen behauptet. Er kann

als der Fürst betrachtet werden, welcher die spätere Weltstellung der Kaiser, wenn nicht begründet, doch neu befestigt hat.

Zu einem Streite zwischen Kaisertum und Papsttum ist es dabei nicht gekommen; seine guten Erfolge beruhten vielmehr auf einer engen Verbindung mit Benedict VIII. Heinrich hat eine gewisse Superiorität des Papstes anerkannt, dieser aber die Gestaltung der deutschen Kirche, wie sie nunmehr war, nicht wesentlich angegriffen. Bei seinem Besuch in Bamberg und Fulda, wie wir erwähnten, hat er die Einrichtungen derselben bestätigt.

Die zweiundzwanzig Jahre der Regierung Heinrichs II. sind voll von ruheloſem Abmühen zu einem bestimmten Zwecke: Jahre der Arbeit, nicht für besondere Rechte der Nachfolger, aber in der Idee des Reiches, das, von den vagen Aspirationen Ottos III. abstrahierend, jetzt erst zu einem haltbaren Gefüge zusammenwuchs.

Sechstes Kapitel.

Übergang des Kaisertums auf das salische Haus. Regierung Konrads II.

Über die Epoche Heinrichs II. haben wir das Werk des Bischofs Thietmar von Merseburg übrig, welches, von lokalen und persönlichen Standpunkten ausgehend, in unverbrüchlichem Festhalten an dem König, dem der Bischof seine Stellung verdankte, den Zustand des inneren Germaniens aufschließt und in mannigfaltigen Mitteilungen erläutert. Nicht eben unparteiisch in Bezug auf den König, ist es jedoch in den Einzelheiten, die es mitteilt, unschätzbar: die inneren Zustände des Reiches breiten sich klar vor unseren Augen aus. Dagegen treten die das Kaisertum Heinrichs II. charakterisierenden Tendenzen bei ihm zurück. Der Bischof, der als zeitgenössischer Chronist zu betrachten ist, war bereits gestorben, als dieselben deutliche Gestalt gewannen.

Ganz von dem Gesichtspunkte des Kaisertums aber ist der Biograph Konrads II., mit dem die Reihe der Salier beginnt, ausgegangen: Wipo. Er schrieb eine Biographie desselben nach seinem Tode zur Unterweisung und Anregung für den Sohn und Nachfolger Konrads, Heinrich III. Die universalen Bestrebungen des salischen Hauses traten bei ihm in den Vordergrund.

Der Übergang des Kaisertums auf das Geschlecht der Salier war ein großes Ereignis in der deutschen wie in der allgemeinen Geschichte. Dennoch aber hat die Erhebung Konrads II. nichts so sehr Unerwartetes und Außerordentliches.

Die Salier repräsentieren die eine der Parteien, die sich unter Otto dem Großen einst aus dem Schoß seiner Familie heraus gegen ihn gebildet. Sie stammen, wie berührt, aus der Ehe einer Tochter Ottos mit dem heroischen

Konrad dem Roten, dem vornehmsten Kriegshelden jener Epoche. Dessen Sohn Otto, Graf im Wormsgau, erhielt das von Bayern abgezweigte Kärnthen als Lehen. Er ist der Vater Brunos, welcher von Otto III. zum Papst erhoben wurde und Konrads, der ihm nach seinem Tode, 1004, im Herzogtum Kärnthen folgte. Dieser Konrad war mit der Tochter Hermanns von Schwaben, Mathilde, vermählt. Ihrer Ehe war ein Sohn entsprossen, bekannt unter dem Namen des jüngeren Konrad.

Herzog Konrad, der Vater des jüngeren Konrad, hatte aber noch einen älteren Bruder gehabt. Er hieß Heinrich und besaß eine Grafschaft in Franken. Dieser, der also als der vornehmste Träger der Gewalt des Stammes anzusehen war und ohne Zweifel wohl das Herzogtum Kärnthen erhalten hätte, wäre er nicht seinem Vater im Tode vorangegangen, hatte eine Schwester der mächtigen elsässischen Grafen aus dem Hause Egisheim, namens Adelheid, zur Gemahlin. Deren beider Sohn nun ist Konrad II., auf welchen sich demnach die Ansprüche des konradinischen Geschlechtes überhaupt vererbten. Ich denke nicht, daß das Erbrecht des Älteren im Zweifel sein konnte. Denn bei der Prärogative der älteren Linie muß man doch stehen bleiben, wenn man dem großen Wechsel der Geschlechter auf dem Thron gerecht werden will.

An sich konnte die Nachfolge keine große Schwierigkeit haben. Nach dem Abgang des henricianischen wie früher des ottonischen Zweiges der sächsischen Familie gebührte der vornehmste Rang dem Geschlecht, das unmittelbar an die Ottonen anknüpfte. Der bloßen Thatsache aber mußte die allgemeine Anerkennung zur Seite stehen, die nur in Form einer Wahl erscheinen konnte, wie solche denn auch in Kamba zu Tage trat.

Konrad war mit den Gegnern Heinrichs II. namentlich im Elsaß enge verbunden, wie der schwäbisch-konradinische Stamm überhaupt sich schon der Thronbesteigung Heinrichs entgegengestellt hatte. Besonders widerwärtig aber soll es Kaiser Heinrich gewesen sein, daß Konrad, der mit seiner Familie in Konflikt geraten war und kaum sein bescheidenes väterliches Erbteil zu behaupten vermochte, nach dem Tode des ersten Ernst von Schwaben sich mit der angesehenen und mächtigen Witwe desselben, Gisela, vermählt hatte. Man machte klerikale Einwendungen gegen diese Ehe, da beide Teile von Heinrich I. abstammten, Konrad in viertem, Gisela in drittem Grade. Noch viel schwerer aber fiel wohl ins Gewicht, daß Gisela unter der Voraussetzung, sie werde sich nicht wieder vermählen, von Heinrich II. mit der Vormundschaft über ihren Sohn, den jungen Ernst von Schwaben, betraut worden war. Gisela war eine Dame von vornehmster Herkunft. Sie war die Tochter einer Schwester des Königs Rudolf III. von Burgund; sie sah Karl den Großen selbst als ihren Stammvater an.

Alles das wirkte jetzt auf das lebhafteste ineinander. Eben der Gegensatz Konrads gegen Heinrich II. hatte die Folge, daß bei dessen Ersetzung aller Augen sich auf jenen wandten. Die hohe Geistlichkeit in Deutschland

war umsomehr für Konrad, da es eben zu einem eklatanten Mißverständnis zwischen dem Führer derselben und Kaiser Heinrich II. gekommen war.

Zwischen den geistlichen Gewalten in Rom und im deutschen Reich, mit denen beiden der Kaiser in engster Verbindung stand, gab es doch Momente, in denen sie nicht miteinander übereinstimmten. Denn eines steten Eingreifens von Rom in die deutschen Angelegenheiten waren die deutschen Bischöfe fast entwöhnt worden. Sie hatten ein viel zu starkes Bewußtsein ihrer Unabhängigkeit unter Kaiser und Reich.

Noch gegen das Ende seiner Regierung erfuhr Heinrich II. eine Demonstration in diesem Sinne, welche nahe an die Haltung streifte, die das Bistum zu Ottos III. Zeiten unter Willigis genommen hatte, und die wir umsoweniger übergehen dürfen, als sie zu den Momenten gehörte, welche nach dem Tode des Kaisers auf die obschwebenden Verhandlungen einwirkten. Sie hatte auch diesmal ihren Mittelpunkt in Mainz.

Ein Fall trat ein, der an die alten Ehestreitigkeiten Lothars II. von Lothringen zur Zeit Nikolaus' I. erinnert. Nicht als ob ich das Verhältnis des Grafen Otto von Hammerstein und seiner Gemahlin, Irmengard, damit vergleichen wollte: es war doch nur von untergeordneter Natur. Eine Ähnlichkeit aber lag darin, daß auch in diesem Fall die von den Bischöfen mit dem Kirchenbanne belegte Gemahlin des Grafen von dem römischen Stuhle, an den sie sich um Schutz gewandt, losgesprochen wurde. Die Bischöfe sahen sich hierdurch in ihrer kirchlichen Autonomie beschränkt und gefährdet; auch in anderen Fällen muß es vorgekommen sein, daß die von dem geistlichen Gericht zur Pönitenz Verurteilten, um dieser zu entgehen, sich nach Rom wandten und hier freigesprochen wurden. So tauchte das alte Problem wieder hervor, inwiefern der kirchlichen Autorität von Rom in dem deutschen Reich eine Schranke gezogen werden könne.

In ihren Provinzialbeschlüssen nun ordneten die deutschen Bischöfe an, daß zwar jeder Verurteilte, dem es beliebe, nach Rom gehen könne, aber erst dann, wenn er die von den Bischöfen über ihn verhängte Strafe wirklich abgebüßt habe; dann werde man ihm ein Schreiben nach Rom mitgeben. Erzbischof Aribo von Mainz, der an der Spitze dieser Bewegung stand, war ein Mann von strenger Gesinnung aus der Schule des Willigis; er wollte die Eingriffe des römischen Stuhles in die Disciplinargewalt der deutschen Synoden nicht dulden. Da er sich bei diesem Widerstand selbst von Rom bedroht sah und des Palliums, worin er seinen besten Schmuck erblickte, beraubt zu werden fürchtete, so geriet er auf den Gedanken, die deutsche Kirche zusammenzuberufen, um sich päpstlichen Eingriffen zu widersetzen, durch welche die allgemeine Unabhängigkeit bedroht wurde. Er hielt dafür, daß es an der Zeit sei, alle Jahre ein allgemeines Konzil in Germanien zu berufen. Das nächste setzte er in dem benachbarten Höchst an. Eine Kundgebung von größter Tragweite! Was die römische Kurie schon in den erwähnten lothringischen Händeln hauptsächlich bekämpft hatte, die Unabhängigkeit pro-

vinzialer Synoden, das wurde nun in Deutschland mit Entschiedenheit angestrebt. Die Synode Aribos wurde von den Suffraganen von Mainz, zwölf Bischöfen, besucht und in seinem Sinne durchgeführt.

Nichts war aber zweifelhafter, als daß auch der Kaiser, der eben damals in den besten Beziehungen zu Rom stand, ihr beitreten werde: wir haben ein Schreiben Aribos an die Kaiserin, aus welchem sich dies deutlich ergiebt.

Alles wohl überlegt, stand ein offener Kampf des deutschen Bistums mit der römischen Kurie in Aussicht, wenn auch erst in der Ferne; der Kaiser schwankte zum mindesten, auf welche Seite er sich neigen sollte. Aber die Bischöfe waren, es scheint unleugbar, des Sinnes, sich in solchem Falle selbst dem Kaiser zu widersetzen. Das momentane Verständnis zwischen Papst und Kaiser sollte den einmütigen Beschlüssen der deutschen Kirche nicht Einhalt thun. Ehe diese Gegensätze nun zum rechten Ausdruck kamen, war zwar Kaiser Heinrich II. gestorben. Desto entscheidender aber mußte der Einfluß sein, den sie auf die Wahl und Anerkennung seines Nachfolgers ausübten.

Auf dem Wahlfelde zu Kamba am Rhein, wo sich zu Anfang September des Jahres 1024 die Mehrzahl der deutschen Fürsten und ein großer Teil der deutschen Volksstämme eingefunden hatten, trat neben Konrad nur noch der Vetter desselben, der oben genannte Konrad der Jüngere, mit Ansprüchen hervor, die sich, wie wir gesehen, ebenfalls auf die Herkunft von der ottonischen Linie begründeten.

Auch dieser besaß mächtige Anhänger, namentlich unter den lothringischen Großen. Gleichwohl fiel nun, wie jedermann weiß, die Entscheidung zu Gunsten des älteren Konrad aus. Es ist bekannt, daß der Ältere mit dem Jüngern eine Zusammenkunft abhielt, in der er diesen wahrscheinlich doch durch positive Versprechungen zum Verzicht bestimmte. Die Vettern schieden dann — wie uns Wipo erzählt — mit einem Kusse von einander.

Als man darauf unverweilt zur Wahl schritt, konnte der Ausfall nicht mehr zweifelhaft sein. Zuerst stimmte Erzbischof Aribo für den älteren Konrad. Alle anderen, die geistlichen und dann die Laienfürsten, unter diesen als der erste Konrad der Jüngere, schlossen sich ihm an. Nur Pilgrim von Köln, der erbitterte Gegner Aribos, und die Herzöge von Lothringen mit ihrem Anhang enthielten sich ihrer Stimme.

So wurde Konrad der Ältere zum König ausgerufen. Wipo kann nicht beschreiben, mit welchem Eifer die Versammelten, die einen mit weltlichen, die anderen mit geistlichen Lobgesängen nach Mainz zogen, um die Salbung auszuüben. Es war, als wenn ein neuer Karl der Große erstanden wäre.

Einen Begriff von dem strengen Gefühl seiner Pflicht zeigte der neue König alsbald bei dem Krönungszuge in Mainz, wo er sich nicht abhalten ließ, die Bittsteller, die sich ihm nahten, trotz des Drängens der Fürsten, sogleich anzuhören. Denn wenn er einmal die Regierung besitze, so dürfe er auch keinen Augenblick zögern, sie auszuüben, oder sich erst von andern sagen lassen, was er thun solle. Dann erst begab er sich nach dem Dome, wo er

— es war am 8. September — von Erzbischof Aribo feierlich gesalbt und gekrönt wurde.

Eine Schwierigkeit blieb aber noch immer übrig. Die Ehe Konrads mit Gisela war, wie schon berührt, von dem verstorbenen Kaiser wegen einer angeblichen Blutsverwandtschaft verworfen worden. Diese aber war doch in der That eine sehr entfernte und sie war andererseits für die Stellung Konrads unter den deutschen verwandtschaftlichen Beziehungen von hoher Wichtigkeit. Es machte Eindruck, daß seine Gemahlin ihre Herkunft von Karl dem Großen herleitete; ihre Ansprüche auf Burgund konnten zudem unmöglich vergessen sein. Sollte nun dieser Fürstin, die als eine geistig und moralisch bedeutende Persönlichkeit erschien, auch jetzt noch die Teilnahme an der königlichen Würde ihres Gemahls verweigert werden?

Unmittelbar nach der Krönung Konrads kam sie selbst, vom König berufen, nach Mainz. Auch die Kaiserin-Witwe Kunigunde, die Verbündete Aribos, der von ihr nach dem Tode ihres Gemahls die Reichsinsignien zur Verwahrung erhalten hatte, war zugegen. Sie richtete für die bevorstehende Feier alles geziemend und würdig ein. Unter ihrer Mitwirkung, berichtet uns der Quedlinburger Annalist, wurde Gisela von dem Erzbischof von Mainz eingesegnet und gekrönt. Eine große Anzahl weltlicher und geistlicher Würdenträger weilte daselbst. Die Mehrheit derselben wohl entschied sich jetzt für die Krönung, so daß auch die noch Widerstrebenden dann sich fügten. Nach einiger Zeit ist Gisela auch von dem Erzbischofe Pilgrim von Köln, der, den Verhältnissen Rechnung tragend, sich bald dem neuen König genähert hatte, in dessen Metropole eingesegnet worden.

Das deutsche Reich, das Regnum Teutonicum, wie man zu sagen anfing, hatte wieder einen König. Zwar ist es eine neue Dynastie, die mit Konrad II. beginnt, aber sie knüpfte doch an die ottonische Vergangenheit an.

Der sächsische Volksstamm, den Konrad selbst aufsuchte, machte ihm keine Schwierigkeiten. Er begrüßte ihn mit Freuden, erst zu Dortmund, danach zu Minden. Das geschah indes nicht, ohne daß der König die zwischen Heinrich II. und den Sachsen einst zu Merseburg vereinbarten Bedingungen — denn nichts anderes ist doch das grausame Gesetz der Sachsen, dessen Wipo erwähnt — bestätigt und bekräftigt hätte. Die neue Königin begleitete den Gemahl auf seinem Umritt. Mit besonderer Freude ward Konrad von den großen Äbtissinnen zu Gandersheim und zu Quedlinburg begrüßt, die in ihm ihren nächsten Blutsverwandten sahen. Den ganzen Winter über verweilte er so in Sachsen.

Auch eine unliebsame Nachricht aber mußte er hier im Norden vernehmen: Boleslav Chrobry von Polen, der sich durch den Tod Heinrichs II. von aller Pflicht befreit fühlte, hatte kein Bedenken getragen, sich zum Könige salben und krönen zu lassen. Man konnte nichts anderes als stürmische Bewegungen im Osten voraussehen, die jedoch nicht sogleich zum Ausbruch

kamen, da der alte Vorfechter der polnischen Nationalität noch in demselben Jahre starb.

Im Frühling des folgenden Jahres wandte sich Konrad nach Oberdeutschland zurück: Ostern 1025 finden wir ihn schon wieder in Augsburg. Die Reise ging aber nicht vor sich, ohne daß der neue König auf gewisse Regungen des Widerstandes stieß. Man hat viel von einer durch Eidesleistung verbürgten Opposition des Herzogs von Niederlothringen, Gozelo, und der lothringischen Bischöfe erzählt und geistreiche Kombinationen damit verknüpft. Ich kann jedoch zu der Nachricht, auf die man sich hiebei stützt, kein historisches Vertrauen fassen. Sie scheint vielmehr aus einem Spottgedicht über das Verhalten der Bischöfe zu stammen, die dem Herzog, welcher anfangs dem jüngeren Konrad zuneigte, ursprünglich beigetreten und dann plötzlich von ihm abgewichen waren. Alles hängt eben damit zusammen, daß der jüngere Konrad eifrige Anhänger unter denen besaß, die der Wahl von Kamba nicht beistimmten. Sowie das Reich sich für den älteren Konrad erklärt hatte und die Krönung seiner Gemahlin erfolgt war, beruhigte sich alles.

Nur an dem Herzog von Oberlothringen, Friedrich, fand der jüngere Konrad, mit dessen Mutter sich Friedrich inzwischen vermählt hatte, eine nachhaltige Unterstützung gegen den König, der den seinem Vetter zu Kamba gemachten Versprechungen nicht nachgekommen war. Eine Verbindung bildete sich, an der auch Herzog Ernst von Schwaben, der Stiefsohn Konrads II., im vollsten Gegensatz gegen seine Mutter teilnahm. Bei der Anwesenheit des Königs in Augsburg, im Februar 1026, ist es zu offenem Streit gekommen, der nur dadurch beigelegt wurde, daß Gisela selbst sich ihres Sohnes annahm. Die Ruhe wurde dann nicht weiter gestört; die anderen Empörer waren schon im Winter vorher zum Schweigen gebracht worden; der König setzte jetzt seinen Umritt ungestört bis nach Konstanz fort.

Da aber trafen ihn Nachrichten, welche seiner Thätigkeit ein neues Feld eröffneten, weit über das Regnum Teutonicum hinaus. Der Erwerbung des römischen Kaisertums durch den deutschen König setzte sich das byzantinische Reich entgegen.

Die letzten Handlungen Heinrichs II. in Unteritalien waren keineswegs entscheidend gewesen. Basilius II. faßte daher nach dem Tode dieses Kaisers, den er eigentlich niemals anerkannt hatte, die Absicht, sich Unteritaliens nicht allein, sondern auch Roms zu bemächtigen. Denn dahin schien es zu zielen, wenn er mit dem römischen Papst Unterhandlungen anzuknüpfen suchte, welche auf eine Vereinigung der griechischen und der lateinischen Kirche hinausliefen.

Im Abendland geriet man in allgemeine Aufregung, als man das vernahm: es schien nicht anders, als ob dem occidentalen Kaisertum überhaupt ein Ende gemacht werden solle. Basilius war durch seine Siege vor allem über die damals mächtigen Bulgaren — er heißt Bulgaricida — in den Besitz ansehnlicher Streitkräfte gelangt, mit denen er auch Sicilien wieder-

zuerwerben strebte. Zu seiner Seite hatte er den Patriarchen Eusthatius, der den Gedanken faßte, in voller Unabhängigkeit von Rom den Orient geistlich zu beherrschen. Man glaubte wahrzunehmen, daß Papst Johann XIX. durch reiche Geschenke vermocht werden konnte, einem solchen Begehren stattzugeben, wodurch aber die Idee des Primates, auf welcher jetzt die Idee der allgemeinen Kirche beruhte, dem römischen Stuhle verloren gegangen sein würde.

Die Byzantiner, die jetzt auch über die venezianischen Streitkräfte verfügten, beherrschten Apulien und Calabrien mit dem Übergewicht der Waffen. Sie bedrohten von Dyrrhachium aus das übrige Italien; das stattliche Heer, welches Basilius zustande gebracht hatte, erweckte die ernsthafteste Besorgnis, er werde sich auch Rom unterwerfen können. In ganz Italien zitterte man vor einer Vereinbarung Roms mit Konstantinopel, welche den Bestand der occidentalen Kirche überhaupt in Frage stellen mußte.

Noch verdoppelt wurde die allgemeine Gefahr des Occidents dadurch, daß die Lombardei von neuem sich von dem deutschen Reiche abzuwenden begann.

Es war augenscheinlich, daß der im deutschen Reiche anerkannte König, der Erbe der Ottonen, der einzige Mann war, um Italien vor den Angriffen der Byzantiner zu schützen, die, wie bemerkt, ein stattliches, aus mancherlei Völkern, Russen, Walachen, Bulgaren und selbst Türken zusammengesetztes Heer vereinigt hatten, um einen Angriff auf Sicilien zu unternehmen. Italien bedurfte der germanischen Hülfe nicht viel weniger, als zu den Zeiten Pippins und Karls des Großen.

Die Lombarden waren jedoch nicht eben sonderlich geneigt, sich dem deutschen König zu unterwerfen. In Pavia hatte man beim Tode Heinrichs II. kein Bedenken getragen, die königliche Pfalz zu zerstören — denn daran dachte man wenig, daß dieselbe nicht dem König, sondern dem Reiche angehört habe —, und eine Partei gab es, die das Langobardenreich selbst dem deutschen Kaiser zu entziehen dachte. Einige Angesehene des Landes begaben sich nach dem westlichen Francien. Sie haben sich hier, wie es scheint, zuerst an den König selbst, da sie aber keine Antwort bekamen, die ihnen Vertrauen eingeflößt hätte, an den mächtigsten seiner Vasallen, Herzog Wilhelm V. von Aquitanien, gewendet. Dieser hatte eine sehr ansehnliche Stellung in dem Kreise der europäischen Fürsten und Magnaten. Eine besondere Bedeutung gab ihm, daß seine Gemahlin, Agnes, die Tochter des in Burgund mächtigen Grafen Otto Wilhelm war.

Nicht eigentlich Wilhelm V., sondern seinem gleichnamigen Sohne haben die Lombarden die Krone Italiens und selbst die römische Kaiserkrone in Aussicht gestellt. Nur zögernd ist der Vater darauf eingegangen und unter der Bedingung, daß die langobardischen Großen insgesamt, die angeseheneren Einwohner überhaupt, dem Antrage der Gesandten beistimmen würden. Die Gesandten haben ihm dies nicht geradehin in Aussicht gestellt, sondern nur so viel als möglich dafür zu thun versprochen. Sie haben dies dem jungen

Fürsten eidlich zugesichert, aber immer unter der Bedingung, daß es ihnen damit gelinge.

Was hätte aber ein junger Fürst ihnen nützen können, der erst durch eine Verbindung aller Oberhäupter des Landes eingeführt worden wäre. Der Augenschein zeigte, daß sich das nimmermehr erreichen ließ. Der vornehmste Erzbischof des Landes, Aribert von Mailand, begab sich sogar selbst nach Deutschland, um den König, den er in Konstanz fand, aufzufordern, mit einem Heere nach Italien zu kommen; da werde er ihn krönen.

Mehr bedurfte der neue König nicht. Im Beginn des Frühjahres 1026 machte er sich auf den Weg und überstieg den Brenner. Am 23. März war er in Mailand; hier hat ihn Aribert, seinem Versprechen gemäß, gekrönt.

Im Besitz einer anerkannten Autorität trat jetzt Konrad II. jenseit der Alpen wie diesseit derselben auf.

Nur in Pavia fand er Widerstand. Er hatte den Einwohnern zu Gemüte geführt, daß die von ihnen zerstörte Burg nicht dem Kaiser Heinrich angehört habe, sondern dem Reiche, aber von seiner Anforderung, dieselbe wieder aufzurichten, wollten sie doch nichts hören. Sie leisteten seiner Umlagerung über ein Jahr hindurch Widerstand.

Auch in Ravenna hatte Konrad einen Aufruhr zu bekämpfen, den er jedoch mit großer Seelenruhe niederwarf. Er war in kurzem Meister der Situation in Italien. Auf der einen Seite besiegte er die Nachfolger Arduins in Ivrea, auf der anderen nahm er Lucca in Besitz und machte den Markgrafen Bonifacius zum Herrn von Toscana.

Bei alledem kam ihm ein unzweifelhaftes Einverständnis mit Papst Johann XIX. zu statten. Johann war der Bruder Benedicts VIII., dem er eine Zeit lang zur Seite gestanden, dann aber, obwohl bis dahin ein Laie, im Pontifikat nachgefolgt war. Wir erwähnten der Anmutungen, die damals dem römischen Stuhle von Konstantinopel aus gemacht wurden. Daß Johann jemals dahin geneigt hätte, die Hand dem Patriarchen von Konstantinopel zu bieten, läßt sich jedoch nicht annehmen, nicht einmal denken.

Wenn man dem Grund der Erfolge Konrads in Oberitalien nachforscht, so lag er ohne Zweifel darin, daß man eines Rückhaltes gegen die Entwürfe der Griechen bedurfte. Ohnedies würde der große Hierarch, Aribert, den König nimmermehr eingeladen haben. Auch die Cluniacenser finden wir in fortwährender Thätigkeit für diesen Zweck. Dem Papst Johann XIX. konnte nichts erwünschter sein, als eine kaiserliche Macht in Italien. Niemals war deshalb eine Krönung vom Papst selbst aufrichtiger begehrt und leichter vollzogen worden, als die Krönung Konrads II., die am Osterfest des Jahres 1026 erfolgte. Der Papst trug kein Bedenken, auch Gisela, der kirchlichen Einreden, die man gegen ihre Ehe gemacht hatte, ungeachtet, zu krönen.

Gisela ist eine der großartigsten weiblichen Erscheinungen dieses Jahrhunderts. Sie galt, da sie ihren Stamm von Karl dem Großen herleitete, als die vornehmste Frau ihrer Zeit. Aber der Biograph Konrads versichert,

sie habe sich nie übererhoben, wie er sehr gut sagt: es habe sie nach Ruhm verlangt, nicht nach Lob. Sie zeigte sich freigebig, jedoch nur zu Zwecken, die ihr nützlich schienen. Auch die bedeutenden Menschen verstand sie wohl zu behandeln; sie war klug und eine gute Ratgeberin.

Zunächst kam ihr zu statten, daß sie den Anspruch ihres Gemahls auf Burgund rechtfertigen half, eine Aussicht, welche damals den politischen Horizont beherrschte. Auch König Rudolf III. von Burgund war damals in Rom. Wie hätte da nicht von ihren Aussichten die Rede sein, für ihre Vollziehung die geeigneten Ratschläge gefaßt worden sein sollen? Denn zur Vollendung des Reiches gehörte die Erwerbung von Burgund.

Noch ein anderer Gast aber hatte sich in Rom eingefunden, dessen Reise dorthin, recht eigentlich eine Pilgerfahrt, die engste Verbindung des Nordens mit Rom in sich schloß: König Kanut von Dänemark und England. Die Anliegen des nordischen Königs für die Erleichterung der Pilgerfahrten sowohl, wie der Beiträge der englischen Kirche wurden von Kaiser Konrad lebhaft unterstützt.

Auch die Annahme, daß da noch andere Dinge als kirchliche behandelt worden sind, läßt sich nicht abweisen. Schon hatten nämlich die Ungarn, die es empfinden ließen, welche Stütze sie an Kaiser Heinrich II. verloren hatten, ebenso wie die Polen, von neuem sich gegen das deutsche Reich geregt. Und hier im Reiche selbst gab es eine starke Partei, welche das Königtum der Polenfürsten keineswegs verwarf, sondern ausdrücklich gut hieß.

Im Angesicht dieser mannigfachen Gärungen nun kam es zu einem Verständnis zwischen Kanut und Konrad, in welchem dieser die Mark Schleswig an seinen Verbündeten aufgegeben hat. Es war gleichsam ein politisches System, das sich über ganz Europa ausbreitete. Auch König Robert von Frankreich gehörte zu den mit Konrad befreundeten Potenzen, ein Moment, welches dem Kaiser in Lothringen sehr zu statten kam.

Was aber zunächst in den Gesichtskreis trat, war Konrads II. Verhältnis zu den Griechen. König Kanut rühmt in einem seiner Briefe, daß alles Volk vom Monte Gargano bis Rom sich um den Papst und Kaiser schare. Unmittelbar von Rom begab sich der Kaiser selbst nach Unteritalien. Benevent, Capua und andere Fürstentümer erkannten die Oberherrlichkeit des occidentalen Imperiums wieder an. Um diese aber zu behaupten und die Grenzen gegen die Griechen zu verteidigen, stellte Konrad die immer zahlreicher aus der Heimat herüberkommenden Normannen in die Dienste der einheimischen Fürsten.

Das Thun und Lassen Konrads II. jenseit der Alpen verrät wieder einen Kaiser alten Schlages. Er erwarb nicht allein die Kaiserkrone, sondern auch das obere und das untere Italien. Die Irrungen in Deutschland aber, deren wir schon gedachten, nötigten ihn unmittelbar, dahin zurückzukehren. Ernst von Schwaben, Graf Welf II., der jüngere Konrad und dessen Ver-

wandte in Oberlothringen, hatten sich nochmals verständigt, die Waffen gegen den Kaiser zu erheben.

Ohne Zweifel waren es die burgundischen Angelegenheiten, welche Ernst dazu vermochten. Denn nicht von vornherein dürfte man den jungen Menschen verdammen. Der Anspruch auf Burgund, welcher dem Geburtsrechte nach auf Gisela und nach seiner Mutter auf ihn fiel, schien ihm durch die Annäherung des Kaisers an König Rudolf aufs äußerste gefährdet. Kann man es aber einem jungen, in diesen Hoffnungen erwachsenen Manne verdenken, wenn er dagegen anstrebte? Als Graf Welf die alten Irrungen gegen Konrad fortsetzte, wurde Ernst von Italien aus, wohin er den Stiefvater begleitet hatte, gegen ihn gesendet. Hier aber hat er sich dann mit ihm vereinigt. Was ihn besonders an seinen Erfolg glauben ließ, war das Vertrauen auf die schwäbische Ritterschaft, von der er erwartete, sie werde das Geburtsrecht zu seinen Gunsten aufrecht erhalten.

Als nun aber der Kaiser aus Italien zurückkehrte, wurde es ihm nicht schwer, auch hier wieder seine Autorität herzustellen. Er nahm Bayern, das zu jener Zeit vakant geworden war, wieder in Besitz und hielt in Regensburg einen Reichstag, auf dem er seinen jungen Sohn, den späteren Kaiser Heinrich III., mit dem erledigten Herzogtume belehnte; von da ging er nach Augsburg, wo die Getreuen sich um ihn sammelten, und begab sich dann nach Ulm, um hier über die Aufständischen Gericht zu halten.

Es ist ein Moment in der deutschen Geschichte, daß er dabei von der schwäbischen Ritterschaft unterstützt wurde, denn so, erklärte sie, bringe es das alte Herkommen mit sich. Die beiden vornehmsten Vasallen Ernsts hatten sich geweigert, seinen empörerischen Absichten zu folgen. Sie seien wohl verpflichtet, selbst durch vorangegangenes Versprechen, ihm gegen alle seine Feinde beizustehen. Aber eine Ausnahme gebe es: diese bilde der Kaiser.

Staatsrechtlich durchgreifend ist der Grund zu nennen, den sie dafür anführen. Wären sie unfreie Männer gewesen, als sie dem Herzog überlassen worden, so wäre die Forderung gerecht. Denn ihre Freiheit würden sie dann dem Herzog danken. Dies sei aber mit nichten der Fall. Als freie Männer seien sie dem Herzog zugewiesen worden. Sie würden ihre angeborene Freiheit selbst verwirken, wollten sie jetzt dem Herzog gegen den Kaiser beitreten, welcher der oberste Verteidiger ihrer Rechte auf Erden sei. Konrad II. hatte, wie Wipo hervorhebt, den Grundsatz der Erblichkeit der Lehen im deutschen Reiche eingeführt und zu allgemeiner Geltung gebracht. Nicht zum mindesten darauf beruht es wohl, daß jenen begeisterten Vasallen in dieser Epoche die oberste Hoheit des Kaisers weit über die Ansprüche der Herzöge ging. Der Kaiser stand an der Spitze des gesamten Adels, dem er, wie man meinte, die Freiheit gegen die gesamten Fürsten gewährleistete.

Wohl oder übel sah Ernst von Schwaben sich so zur Unterwerfung gezwungen. Er wurde eine Zeit lang in festem Gewahrsam zu Giebichenstein

bei Halle gehalten. Auch seinen Genossen, den Grafen Welf, traf bald ein ähnliches Schicksal. Gewiß ist es nicht ohne Bedeutung, daß eben die Verteidigung der Unabhängigkeit eines großen Herzogtums der erste Schritt war, bei welchem sich die Welfen der kaiserlichen Gewalt entgegensetzten!

Auch nach fremder Hülfe hatten sich die Führer der Opposition im Reiche umgesehen. Wenn man einen Brief der Mutter des jüngeren Konrad an Mesko von Polen liest, in dem die polnische Krone in aller Form anerkannt wird, so begreift man wohl, in welchem Interesse der Polenfürst in die Grenzgebiete einfiel. Es war eben das einer dem Kaiser entgegengesetzten Partei. Konrad war damals von den Liutizen aufgefordert worden, ihnen gegen die Einfälle der Polen zu helfen; er hatte aber bei den Oberhäuptern der Sachsen, denen er seinen Sohn als künftigen König zuführte, nicht die alte Hingebung gefunden.

Im Jahre 1029 unternahm er einen Kriegszug gegen Mesko. Kaiserin Gisela erwartete in Merseburg den Ausgang des Unternehmens, der jedoch nicht nach ihren Wünschen ausfiel. Der Kaiser geriet in unwirtsame Gegenden und wurde genötigt, gegen Bautzen vorzurücken, wo er einen so energischen und entschlossenen Widerstand fand, daß er das Unternehmen aufgab, in der Absicht, es alsbald wieder zu erneuern.

Auch mit den Ungarn zerfiel er in dieser Epoche, hauptsächlich deshalb, weil der vornehmste Gegner dieses Landes, Herzog Bretislav von Böhmen, sich eng an Kaiser Konrad angeschlossen und, wie die Polen auf der einen, so die Ungarn auf der anderen Seite aus Mähren vertrieben hatte. Wenn auch nur indirekt, war Ungarn doch mit der Oppositionspartei im Reiche verbündet.

Der Kaiser unternahm um die Mitte des Jahres 1030 einen Zug dorthin, der ihn tief in das Innere des Landes führte, für Ungarn aber durch die Teilnahme der Böhmen am Kriege höchst gefährlich hätte werden können. König Stephan selbst wünschte deshalb den Frieden. Auf den Wunsch der bayrischen Großen, durch Vermittelung ihres Herzogs selbst, der eben ein Sohn des Kaisers war, kam derselbe zustande, soviel man weiß, ohne Anfrage beim Kaiser.

In eben demselben Jahre, 1030, ward auch die Hauptfrage im inneren Deutschland entschieden. Konrad hatte, wahrscheinlich auf Bitten seiner Gemahlin, den aufrührerischen Stiefsohn aus seiner Haft entlassen. Bald aber gab Ernst zu neuem Einschreiten gegen ihn Anlaß, indem er die alten Beziehungen zu seinen Freunden, namentlich zu dem Grafen Werner von Kiburg, der sich noch immer nicht dem Kaiser unterworfen hatte, wieder anzuknüpfen suchte. In Ingelheim kam es darüber am Osterfeste des Jahres 1030 zum Konflikt. Kaiser Konrad verlangte von Ernst ein eidliches Gelöbnis, daß er den Reichsfeind mit allen Mitteln bekämpfen wolle. Doch der junge Fürst wies dies Ansinnen von sich. Er hielt an der Treue gegen den Freund unverbrüchlich fest und ließ es über sich ergehen, mit der Acht

und dem Banne zugleich belegt zu werden. Vereint mit Werner eilte er dem alten Rivalen Konrads um die Krone von Burgund, Graf Odo von der Champagne zu, um diesen zum Kampfe gegen den Kaiser zu entflammen.

Odo stand mit der französischen Krone in einem ebenso tiefen Widerspruch wie Ernst mit der deutschen. Seit langem schon lag er mit König Robert in Zwist, weil dieser die Erblichkeit der großen Lehen, welche Odo behauptete, nicht zuzugeben entschlossen war. Dazu kam er aus unaufhörlichen inneren Streitigkeiten mit den benachbarten Großen nicht heraus. Man sieht, daß ein so in steten Fehden begriffener Fürst auf die Anträge, welche ihm Ernst von Schwaben machte, nicht eingehen noch sie erfüllen konnte.

So wurde die Stellung Ernsts unhaltbar. Die Kaiserin selbst erklärte, daß sie an ihrem Sohne keinen weiteren Anteil nehmen könne und niemals gegen irgend jemand wegen dessen, was man gegen ihn unternommen habe, Rache ausüben wolle. Der Verbannte, der die Standhaftigkeit besaß, auf sein Recht unter keinerlei Umständen verzichten zu wollen, zog sich in den Schwarzwald, in ein Gebiet zurück, wo er mit der ritterlichen Umgebung noch eine Zeit lang sich aufrecht zu erhalten glaubte. Aber die feindlichen Gewalten waren bei weitem stärker: sie wußten ihn seiner besten Pferde zu berauben; als es dann zu einem Zusammentreffen kam, mußte er unterliegen. Niemand nahm auf die hohe Herkunft des jungen Fürsten Rücksicht: er wurde niedergemacht; seine Partei löste sich in nichts auf.

Jetzt erst kam Kaiser Konrad in den Stand, alle seine Macht gegen die Polen wenden zu können. Mit einem nicht eben starken Heere, großenteils aus Sachsen bestehend, zog er gegen die aufs neue von den Polen eingenommenen Gebiete heran. Er fand keinen erheblichen Widerstand und wurde in kurzem des Gegners soweit Herr, daß dieser im Frieden die beiden Lausitzen abzutreten sich genötigt sah. Als dann im folgenden Jahre Mesko durch einen Familienzwist gezwungen wurde, sein Land zu verlassen und der Bruder desselben, Bezbrim, bei den Deutschen Otto genannt, den polnischen Thron einnahm, trug dieser kein Bedenken, auf die Königswürde, welche Boleslav erworben und Mesko behauptet hatte, Verzicht zu leisten. Er schickte die Insignien seiner Krone dem Kaiser durch eine demütige Botschaft zu. Nur einen Augenblick aber konnte er sich behaupten. Er wurde, durch seine Strenge verhaßt, von seinen eigenen Angehörigen ermordet. Mesko kehrte darauf wieder in die Heimat zurück. Doch auch er fand jetzt den Mut nicht mehr, die alten Prätentionen zu behaupten. Er wandte sich jetzt an die Kaiserin, die er anfangs bekämpft hatte, und durch deren Fürbitte erlangte er die Gnade Konrads wieder; er erschien in aller Demut in Merseburg und unterwarf sich dem Kaiser.

Im allgemeinen wird man sagen können, war es dem Kaiser auch hier wie in Italien gelungen, die alte Autorität, die durch Boleslav Chrobry unterbrochen worden war, wiederherzustellen.

Schon aber war in eben dieser Zeit ein neuer Konflikt ausgebrochen, bei

dem es nicht bloß eine Wiederherstellung, sondern eine Neuerwerbung galt. Ich meine die Besitznahme von Burgund. Bereits im Jahre 1006, wie berührt, war Kaiser Heinrich II. von seinem Oheim, dem kinderlosen König Rudolf III., die Nachfolge in Burgund trotz des Sträubens der Großen zugesichert worden. Allein König Rudolf war überaus zaghaften Charakters: man beobachtet bei ihm ein beständiges Schwanken zwischen dem deutschen Kaiser und dem burgundischen Adel, der ihm nur gehorchen will, wenn die Fremden aus dem Reiche ausgeschlossen bleiben. Wir sahen schon, wie geringen Erfolg ein Zug Heinrichs II. gegen Burgund, den er 1016 zu dem Zweck unternahm, Rudolf in seiner Pflicht zu halten, gehabt hatte.

Wenn dann auch noch vor dem Tode dieses Kaisers eine Verständigung zwischen ihm und Rudolf erfolgt zu sein scheint, so mußte es doch in hohem Grade zweifelhaft sein, ob die Verträge nach dem Heimgange Heinrichs als für das Reich gültig betrachtet werden könnten. Rudolf hatte gegen den neuen deutschen König eher eine feindselige Stellung eingenommen. Aber Konrad schied, wie man treffend bemerkt hat, das Reich als Rechtssubjekt von der Person des jeweiligen Herrschers und sah es auch nach dessen Tode als fortbestehend an. Er konnte nicht dulden, daß die vasallitischen Mächte in Deutschland durch die Erwerbung eines Königreiches noch weiter erhoben wurden. So war es denn schon im Jahre 1027, ohne der Ansprüche des Herzogs Ernst zu gedenken, zwischen Konrad und Rudolf durch Vermittelung der Kaiserin Gisela, welche die Ausstattung ihres Gemahles, die ihm und ihr die oberste Stellung in Europa sicherte, der Ausstattung ihres Sohnes natürlich vorzog, in Basel zu einem Vertrage gekommen: Rudolf hatte dem Kaiser sein Reich förmlich aufgetragen. Jetzt nun bei seinem Tode (1032) ordnete er an, daß sein Diadem und die Lanze des heiligen Mauritius an Kaiser Konrad überbracht würden.

Auch hier kam dem Kaiser das geistliche Interesse zu Hülfe. Das Marienkloster Peterlingen bei Solothurn, eine Stiftung jener karolingischen Bertha, die wir als die Mutter der Kaiserin Adelheid kennen, war von Anfang an dem Abte von Cluny untergeben. Auch Konrad hatte die Abtei immer unter seine Protektion genommen, im Elsaß wie in Rom hatte er ihre Besitzungen bestätigt. In diesem Kloster nun wurde der Kaiser bereits im Februar des Jahres 1033 ohne Zweifel mit derselben Krone, welche ihm durch Rudolf zugesendet worden war, zum König von Burgund gekrönt.

Die burgundischen Großen waren aber noch immer den Deutschen abgeneigt. Sie scheinen ihr Absehen auf Odo von der Champagne gerichtet zu haben, der gleich Gisela, einer Schwester König Rudolfs entsprossen war. Odo hatte bereits die Festen Murten und Neuenburg im germanischen Burgund besetzen lassen.

Alsbald nach seiner Krönung nun machte Konrad den Versuch, diese Burgen anzugreifen. Ein später starker Winterfrost kam aber den Besatzungen Odos zu Hülfe, so daß der Kaiser nichts ausrichtete. Wollte man daher

einen wirklichen Anfang des neuen Königtums Konrads bezeichnen, so könnte man denselben doch nur in Zürich ansetzen. Hier traf er mit der verwitweten Königin von Burgund und deren vertrautem Freund, Graf Humbert von Savoyen, dem ersten uns begegnenden Mitgliede des Geschlechtes, das später zu so hohen Ehren gelangte, zusammen. Der Krönung Konrads wurde daselbst die Anerkennung seines Sohnes als künftigen Königs hinzugefügt, worauf für die Folge das meiste ankam.

Odos Macht wurde hauptsächlich dadurch gebrochen, daß Konrad ein enges Bündnis mit König Konrad von Frankreich einging, dessen Inthronisierung der Graf einst aufs heftigste bekämpft hatte.

Dahin ging allezeit der Sinn dieses Kaisers, den Gegnern, die ihn angriffen, durch Feindseligkeiten, welche von anderer Seite her gegen sie erhoben wurden, zu begegnen. Und daß auch das capetingische Frankreich durch den großen Grafen Odo in Gefahren gestürzt wurde, die dasselbe kaum bestehen konnte, wenn Odo sich Burgunds, vielleicht sogar Lothringens bemächtigte, liegt auf der Hand.

Als der Graf im August 1033 gleichwohl einen Einfall in Lothringen versuchte, rückte der Kaiser in die Champagne ein, indem er erklärte, wenn jener nach fremdem Eigentum trachte, müsse er dafür in seinem eigenen Gebiet etwas verlieren. Da Odo keinen Rückhalt an dem König von Frankreich fand und von den beiden Machthabern, Herzog Gozelo im oberen, Theoderich von Metz im unteren Elsaß zurückgedrängt wurde, entschloß er sich zu dem Versprechen, überall im Reiche, wohin der Kaiser ihn fordere, vor demselben zu erscheinen und ein Fürstengericht zu erwarten, wenn er auch kaum im Ernste gewillt war, sich in Zukunft vollkommen friedlich zu verhalten.

Konrad war noch keineswegs allseitig anerkannter König von Burgund; er konnte sich nicht ohne zahlreiche Geiseln aus dem neuerworbenen Reiche zurückziehen. Aber die Hauptsache war doch geschehen, Konrad trug die alte Krone Burgunds auf seinem Haupt und fand in den diesseitigen Provinzen vorwiegenden Gehorsam. Für die allgemeine Stellung des deutschen Reiches war dieser Erfolg von nicht geringer Bedeutung. Denn die Behauptung Burgunds hatte Einfluß auf die italienischen und noch mehr auf die südfranzösischen Verhältnisse.

Nicht der Erfolg der Waffen zuletzt war es, durch den Konrad II. triumphierte, sondern mehr noch seine treffende und glückliche Herbeiziehung anderweitiger Umstände, sein schnell entschlossenes Vorgehen gegen alle ihn bedrohenden Feinde. Er war ein Mann für diese Gewalt in dieser Epoche. Aber erst jetzt stieß er mit einer Frage zusammen, welche für das Kaisertum die allgemeinste war, da sie das Verhältnis der geistlichen zur weltlichen Gewalt überhaupt betraf. Für Konrad zwar repräsentierte sie nicht zuletzt einen Kampf mit dem Papsttum selbst: sie trat bei ihm in einem Zwiespalt mit der großen hierarchischen Gewalt des Erzbistums von Mailand zu Tage, durch das er einst in Italien selbst die größte Förderung erlangt hatte.

Als Erzbischof Aribert 1025 in Konstanz erschienen war, um Konrad die Krone Italiens anzutragen, hatte dieser ihm das Recht der Investitur des Bistums Lodi gegeben, das bisher nur von dem Kaiser abhängig war. Es war ein großes Zugeständnis für Mailand, durch welches das Erzbistum einen Zuwachs von Macht erhielt, der für die übrigen Städte sehr gefährlich war. Bereits im Jahre darauf, 1026, war Aribert in den Fall gekommen, sein Recht auszuüben. Die Bürger von Lodi hatten sich ihm auf das eifrigste zu widersetzen gesucht. Allein der Erzbischof, der hier gewissermaßen kaiserliche Rechte ausübte, hatte sie mit Gewalt zum Gehorsam gezwungen.

Schon aber war Aribert in Mailand selbst bei dem niederen Adel der Stadt auf Unbotmäßigkeit und Widerstand gestoßen. Das Erzbistum Mailand verfügte, wie bemerkt worden ist, über die Mittel einer großstädtischen Bevölkerung zu einer Zeit bereits, wo in Deutschland, selbst in den rheinischen Bischofssitzen, noch Bauernhof an Bauernhof sich reihte. Außer den Arimannen, den städtischen Gemeinfreien wie es scheint, gab es in der Gemeinde eine große Zahl von Milites, d. h. ritterlichen Lehnsleuten.

Es ist charakteristisch, daß sie im Gegensatz zu dem deutschen Adel ihre Burgen wesentlich innerhalb der Städte erbauten. Auch unter ihnen hatten sich im Wechsel der Begebnisse wieder zwei Klassen herausgebildet, ein höherer und ein niederer Lehnsadel. Die Mitglieder jener Gruppe hießen Kapitane, die des geringen Adels Valvassoren.

Gestützt auf die Macht der Kapitane hatte sich Erzbischof Aribert die Jahre hindurch mannigfache Übergriffe gegen die Valvassoren seiner Stadt zu schulden kommen lassen. Die Lehnsentsetzung eines der Angesehensten unter diesen führte jetzt zum Konflikt. Die Standesgenossen des Entsetzten zogen aus der Hauptstadt und schlossen sich an Lodi an. Bald kam es mit dem Erzbischof zu einer blutigen aber unentschiedenen Feldschlacht. Dennoch waren die Valvassoren allesamt entschlossen, bei ihrem Widerstand zu beharren. Zunächst suchten sie die gesetzliche Hülfe des Kaisers nach; sie erklärten laut, wenn ihnen der Kaiser nicht Recht verschaffe, würden sie es selber thun.

Man sieht, daß eine Auflösung des gesamten Zustandes der Lombardei drohte. Der Biograph Konrads versichert, alle Valvassoren Italiens und alle gemeinen Ritter hätten sich gegen ihre Herren, alle Niederen gegen die Großen verschworen. Der Kaiser war gezwungen, die Entscheidung des Streites in die Hand zu nehmen. Er erklärte, wenn Italien nach Gesetzen dürste, so wolle er es damit sättigen.

Zu Anfang des Jahres 1037 zog er über die Alpen. In Mailand, wohin er kam, empfing man ihn aufs prächtigste. Bald aber wurde er von den Kapitanen daselbst mit der Bitte angegangen, sich auf ihre Seite zu schlagen und mit ihnen gemeinschaftliche Sache gegen die Valvassoren zu machen.

Allein auf deren Bitte eben war Kaiser Konrad herbeigekommen, in der

Absicht, die Unordnung beizulegen und gesetzliche Zustände herzustellen. Er wollte nicht ohne genaue Prüfung der Verhältnisse eine Entscheidung treffen, um so weniger, als er bei seinem Aufenthalt in Mailand Grund fand, Erzbischof Aribert zu mißtrauen.

Ein Gesamtlandtag der Konprovinzialen wurde nach Pavia berufen, auf dem alle Beschwerden der Italiener zur Sprache kommen sollten. Es war gegen den Ausgang des März (1037), als derselbe eröffnet wurde: Erzbischof Aribert hatte sich im Geleit des Kaisers daselbst eingefunden. Sogleich wurden von allen Seiten Klagen gegen ihn laut. Der Kaiser forderte Aribert auf, die ihm gemachten Vorwürfe zu widerlegen.

Allein der Erzbischof fühlte mit dieser Anordnung seine eigene Stellung kompromittiert; er meinte einer unter kaiserlicher Autorität berufenen Versammlung nicht unterworfen zu sein. Er zog sich mit seinem Anhang zur Beratung zurück und trat dann mit der Erklärung auf, was er im Besitz seiner Kirche gefunden oder erworben, davon werde er auf niemandes Bitten und Geheiß auch nur das Mindeste herausgeben. Von den Anwesenden erinnert, doch wenigstens den Kaiser auszunehmen, blieb er bei seiner Weigerung.

Man kann nicht anders, als hierin ein bedeutendes Moment in dem Streit zwischen dem Kaisertum und dem hohen Klerus erkennen. Dem Kaiser wurde das oberste weltliche Gericht in seinem Reiche von einem großen Kirchenfürsten verweigert. Es war die wichtigste Frage, welche in den pseudoisidorischen Dekretalen angeregt war, die sich, wie wir gesehen, mehr auf die bischöfliche als auf die päpstliche Gerechtsame bezogen.

Kaiser Konrad zog die vornehmsten Fürsten zu Rate. Auf ihren Ausspruch hin bestimmte er dann, daß alles zurückgegeben werden solle, was unrechtmäßig vom Erzbischof entrissen worden sei. Diesen selbst befahl er festzunehmen und vertraute ihn der Obhut des Patriarchen Poppo von Aquileja an.

Doch Ariberts Gewahrsam war nicht der strengste: nach einigen Tagen schon gelang es ihm, aus der Haft zu entfliehen. Er kehrte nach Mailand zurück, wo er von der gesamten Bevölkerung mit lebhaftester Freude empfangen wurde.

Konrad war über die Flucht des Erzbischofs auf das höchste empört. Um jeden Preis mußte er dieses gefährlichsten Gegners wieder Herr werden. Unverzüglich machte er sich an die Belagerung Mailands. Im Mai kam es zum ersten Angriff auf die Stadt: derselbe fiel jedoch ungünstig aus.

Gleichwohl hielt Konrad an seinem Vorhaben fest. Es war für den Erfolg seiner Sache das Wichtigste, sich der Valvassoren und ihrer Hülfskräfte für die Zukunft zu versichern. Zu diesem Zweck erließ er damals, am 28. Mai 1037, für Italien jenes im deutschen Reich schon zur Geltung gekommene Lehnsgesetz, daß niemandem sein Lehn entzogen werden solle, es sei denn aus gerechter Ursache und nach dem Urteile der Genossen.

Das Gesetz verfehlte seine Wirkung nicht; nach kurzer Zeit bereits wandten sich die Valvassoren dem Kaiser zu. Dieser kam jetzt in den Stand, einen entscheidenden Schritt gegen Aribert thun zu können: er setzte den Erzbischof ohne synodales Verfahren, aus kaiserlicher Machtvollkommenheit, förmlich ab.

Es war kein Schritt gegen das Papsttum selbst, den Konrad unternahm — dieses war zu kraftlos in jenen Tagen, um einer Verletzung der Kirchengesetze zu widersprechen — aber doch ein Unternehmen von allgemeiner, cisalpinische und transalpinische Regionen umfassender Bedeutung.

Durch die erwachende geistliche Bewegung in Oberitalien, die sogleich infolge dieses Schrittes gegen Konrad sich erhob, glaubte Graf Odo wieder in eine Lage zu kommen, in der er seine alten Streitigkeiten gegen das Kaisertum von neuem aufnehmen könne. Er vergalt jetzt den Einbruch des Kaisers in sein Gebiet durch eine Wiederaufnahme des Kampfes in Lothringen.

Hier aber war für die Gefahr alles wohl vorbereitet. Der Kaiser hatte den Herzog von Niederlothringen, Gozelo, nach entstandener Vakanz durch die Übertragung von Oberlothringen auf seiner Seite befestigt und zugleich mächtig verstärkt. Gozelo leistete jetzt dem Grafen von der Champagne, in dem er seinen territorialen Nebenbuhler betrachtete, einen Widerstand, dem er nicht gewachsen war. Odo wurde von dem Gegner in dem Gefecht bei Bar, am 15. November 1037, besiegt. Er hatte den Vorteil der Mehrzahl gehabt, aber Gozelo war ein besserer Kriegsmann als jener; bald stellte er die ins Wanken geratene Schlachtordnung wieder her. Odo, der seinerseits nun zurückwich, wurde auf dem Rückzuge erschlagen. Seine Fahne sandte man dem Kaiser nach Italien, wo die Nachricht von dem Tode des Grafen alle Sympathien, welche sein Unternehmen erweckt haben mochte, sogleich zerstreute.

Konrad wurde nun durch nichts mehr gehindert, seine Kriegszüge auch nach Unteritalien zu erstrecken. Es waren die wichtigsten kaiserlichen Geschäfte, welche ihn dorthin führten. Das erste, was ihm oblag, war auch hier die Beruhigung des Zwistes der geistlichen und weltlichen Elemente. Fürst Pandulf IV. von Capua war der vornehmste Gegner des Klosters Montecassino, dessen Abt er verjagt und dessen Güter er dann mit seinem Fürstentum vereinigt hatte. Seine Absicht galt dabei wohl vorzüglich der Sammlung eines normannischen Heerhaufens, als dessen Grundbestandteil in den Berichten der Zeitgenossen die drei tapferen Söhne des Tancred von Hauteville, Wilhelm, Drogo und Humfred erscheinen.

Aber auch andere seiner Nachbarn bedienten sich dieses Machtmittels. Bei Sergius, dem Herzog von Neapel, treffen wir den Normannen Rainulf, der einst mit Melus verbunden gewesen war. Der Gegensatz der kleinen Fürstentümer nährte sich durch diesen Stoff. Ein allgemeiner Krieg brach aus, in dem bald der eine bald der andere die Oberhand hatte.

Kaiser Konrad hatte hier vor allen Dingen den Frieden herzustellen. Es gelang ihm, Montecassino von den Übergriffen Pandulfs zu befreien. Mit dem Beirat seiner Gemahlin setzte er einen deutschen Abt dort ein. Pandulf mußte nach St. Agatha entweichen. Nur seine Person vermochte er zu retten, nicht sein Land.

Die Gegner Pandulfs, die mit dem Kaiser verbunden waren, vor allem Fürst Waimar von Salerno, erlangten allenthalben die Oberhand. Waimar wurde von Konrad seiner Treue wegen in dem Besitz Salernos bestätigt und mit Capua neu belehnt. Auf das Gesuch dieses Fürsten, der sich nicht verhehlte, daß mit Hülfe der Normannen Pandulf sofort wieder Herr im Lande werden würde, entschloß sich der Kaiser, welcher einer stehenden Macht bedurfte, um der unteritalienischen Landschaften sicher zu sein, auch den Normannen eine besondere Ausstattung zu gewähren und sie mit der Grafschaft Aversa zu belehnen. So, kann man sagen, wurden die Normannen aus Freibeutern Lehnsleute des Kaisers.

Es drängt sich hier unwillkürlich die Frage auf, wieso die Griechen, ihrer alten Eifersucht zum Trotz, zu dem allen stille zusahen. Zwei Jahre lang, sagt man, hat Pandulf in Konstantinopel persönlich die Hülfe des kaiserlichen Hofes nachgesucht, aber nicht erreicht. Ohne Zweifel hat das meiste dazu beigetragen, daß die Griechen wieder in einem Krieg mit Sicilien begriffen waren. Schon 1038 hatte der byzantinische Kaiser, so berichtet der Normanne Amatus, den Fürsten Waimar um Hülfe für diesen Kampf ersucht und Waimar ihm dann eine Normannenschar zugesandt. Diese wirkte mit dem griechischen Patricius, Maniaces, zusammen. Die Erfolge waren sehr glänzend. Messina wurde im Jahr 1038 und Syrakus im Jahr 1039 genommen. Amatus ist, wie bekannt, nicht eben sehr glaubwürdig, aber Cedrenus, der zuverlässige griechische Autor, berichtet die Heerfolge der Normannen unter Führung des Maniaces.

Nicht allein das untere Italien war unheilvoll für die Gesundheit der deutschen Truppen: die ganze Halbinsel war es. Wie einst bei dem ersten Zuge Ottos des Großen, so auch 1038 beim Heerzuge Konrads. Dennoch sieht es nicht so aus, als ob das Unheil auf den Zug selbst Einfluß gehabt habe. Bei Wipo erscheint Konrad als Herr und Meister der Situation; er durchzieht sein Reich bis zu dessen Grenzen.

Schon aber war der Sommer hereingebrochen und mahnte dringend zur Rückkehr nach dem Norden. In Ravenna erst machte der Kaiser Halt, um Veranstaltungen zu einer alljährlichen Belagerung Mailands zu treffen. Dann ging es weiter den Alpen zu. Dennoch endete auch dieser Zug nicht ohne schwere Verluste sogar innerhalb der Familie des Kaisers selbst. Ein folgenschweres Ereignis war es, daß auf dem Heimzug die Schwiegertochter Konrads, Gunhild, auf der Schwelle des Lebens, wie Wipo sagt, plötzlich an einer Pest, die im deutschen Lager ausgebrochen war, verstarb. Gunhild war die Tochter Kanuts von Dänemark aus dessen Ehe mit Emma von der Nor-

mandie, sie verknüpfte also das fränkische Haus selbst mit dem normannischen; ihre Vermählung mit dem jungen Heinrich war das Pfand des 1027 mit Kanut geschlossenen Friedens gewesen. Zugleich fand auch Herzog Hermann von Schwaben, der Sohn Giselas aus ihrer früheren Ehe, seinen Tod, was auf die verwandtschaftlichen Verhältnisse im inneren Deutschland nicht ohne Einfluß blieb.

Auch Konrad selbst endlich kehrte keineswegs gesund in die Heimat zurück; ein heftiges Gichtleiden, das mit stets verstärkter Gewalt sich wiederholte, ließ ihn ein nicht zu fernes Ende voraussehen. In Schwaben angelangt, setzte er statt des verstorbenen Stiefsohnes seinen eigenen Sohn Heinrich zum Herzog ein. Auch die Anerkennung Heinrichs als König von Burgund vermochte er noch zu bewirken: auf einer großen Reichsversammlung zu Solothurn im Oktober 1038 übertrug er ihm unter Zustimmung der Magnaten und des Volkes die Regierung des Landes.

Zu Weihnachten finden wir den Kaiser dann zu Goslar: hier wurde das Christfest, das letzte, das er erleben sollte, mit aller Pracht begangen. Noch einmal kehrte er darauf in die rheinischen Gegenden zurück. Doch wurde er im Frühjahr 1039 von einem erneuten heftigen Gichtanfall ergriffen. Die Pfingsten feierte er in der Pfalz zu Utrecht und nahm noch am Festsonntage an der Prozession nach der Kirche Teil. Am folgenden Tage aber fühlte er sein Ende nahen. Gattin und Sohn hatten ihn zum feierlichen Mahle holen wollen. Da plötzlich wurden seine Schmerzen so stark, daß er beide ersuchen mußte, vorerst das Gemach zu verlassen. Nachdem er sich dann durch Absolution und Abendmahl zum Tode vorbereitet, schied er, — es war am 4. Juni 1039 — umgeben von der Gemahlin, die seine Regierung recht eigentlich geteilt, und dem Sohne, den er als Erben anerkannt hatte, dahin.

Wirft man die Frage auf, was der äußeren Politik Konrads II. ihren vornehmsten Wert und ihren Charakter gab, so war es vor allem das strenge Festhalten an dem Besitze Italiens und die Neuerwerbung des Königreichs Burgund. Durch sie erst wurde die Gestaltung des deutschen Reiches als solchen bestimmt.

Wir haben das Verdienst, welches sich Heinrich II. einst dadurch schuf, daß er Oberitalien bei seiner Herrschaft behauptete, nach Gebühr gewürdigt. Er verwandelte den Anspruch des ottonischen Hauses, der noch ein erblicher war, in die Verbindung mit dem Reiche an und für sich. Konrad II. konnte diese Erwerbung bereits als reichsrechtlich betrachten; ihm schien die Zerstörung der königlichen Burg in Pavia ein Attentat auf die Reichsgewalt selbst zu sein.

Allein wohin hätte das führen können, wenn nicht Burgund, das Reich der Alpen, welches Italien gegenüber eine dominierende geographische Position in sich schloß, zugleich auch dem Kaisertum zugefallen wäre. Wenn die mächtigen italienischen Fürsten dafür waren, daß die Erwerbung dieses

Königreiches durch eine Teilnahme der deutschen und lombardischen Streitkräfte zugleich ins Werk gesetzt wurde, so hatte dazu das plötzliche Anwachsen der byzantinischen Macht auf der Halbinsel nicht wenig beigetragen.

Lange schon, seit dem Tod Ottos III., war das Verhältnis zu den Porphyrogenitis in Byzanz gelöst worden. Wir sahen, wie Basilius II. durch die mannigfachen Völkerkräfte, die er siegreich um sich sammelte, in den Stand kam, ein Heer auszurüsten, welches zugleich eine Aufsicht in dem unteren Italien auszuüben und Sicilien zu erobern bestimmt war, wie er sogar dem Papste Vorschläge einer Reunion machen konnte, die darauf hinzielten, dem Widerstreit der lateinischen und griechischen Kirche in Italien ein Ende zu bereiten.

Wenn daher um dieselbe Zeit in Oberitalien nach dem Tode Heinrichs II. der Gedanke gefaßt worden war, an Stelle des neuen deutschen Königs einen südfranzösischen Fürsten von ansehnlicher Macht auf den Thron der Langobarden zu befördern, so mußte dieser Wunsch bald in der Lombardei selbst aufgegeben werden. Niemand auf der Welt, erkannte man, war imstande, der allgemeinen Gefahr, die von Byzanz her drohte, erfolgreich zu begegnen, als der deutsche König, den die Reichslande anerkannt hatten, und dem auch Burgund in sichere Aussicht gestellt war.

Darauf vornehmlich hatte der Succeß Konrads in Italien beruht. Mit der ganzen Kraft seines Geistes war er an die Aufgaben gegangen, welche ihm hier entgegentraten. Konrad II. würde unvergeßlich sein, auch wenn er für die Idee des Kaisertums nichts weiter vollbracht hätte, als die Aufrechterhaltung der Ansprüche an Italien und die Neuerwerbung Burgunds.

Natürlich, daß so viele Erfolge aber andererseits wieder die lebhafteste Opposition hervorriefen. Der große Geistliche selbst, Erzbischof Aribert von Mailand, der einst Konrad in Deutschland aufgesucht hatte, um ihm die Krone Italiens anzutragen, war dann nicht der Meinung, der Ordnung der weltlichen Gewalt, die der Kaiser für ratsam hielt, freien Raum zu lassen. Es kam, wie wir gesehen, zwischen beiden Gewalten zum heftigen Kampf, in welchem der Kaiser jedoch sich behauptete. Der Erzbischof schaute nach fremder Hülfe aus, er trat mit Odo von der Champagne in Verbindung, aber der deutsche Kaiser war noch Herr und Meister im Reiche: seine lothringischen Vasallen erwehrten sich Odos, worauf dann auch Erzbischof Aribert keinen weiteren Rückhalt erwarten durfte.

Trotz des Zwiespaltes mit Aribert erfreute sich in Italien die Herrschaft Konrads II. lebhaftester Anerkennung. Für die Vasallität des Landes hatte dieser Fürst, der stärker als alle seine Vorgänger das jurisdiktionelle Element hervorhob, dieselbe Erblichkeit der Lehen festgesetzt, deren Einführung ihm schon im deutschen Reiche die Sympathien des Adels gesichert. Und nicht minderes Ansehen trug ihm seine Einwirkung auf die südlichen Gebiete der Halbinsel ein. Die normannischen Einwanderungen daselbst hatten dem ganzen Süden nach und nach eine andere Gestalt gegeben. Die Ankömm-

linge wurden nun von Konrad in seinen Schutz genommen und zu kaiserlichen Lehnsleuten erhoben, um dem Reiche auch an dieser äußersten Grenze wieder eine feste Anerkennung zu verschaffen.

Konrad II. gebührt das Verdienst, das Prinzip der weltlichen Gewalt von neuem zu allgemeinem Ansehen gebracht zu haben. Er war der Regent, der durch straffes Zusammenschließen der Macht, die er in seiner Hand hielt, eine feste Ordnung im Reiche begründete. In dieser strengen Durchführung der kaiserlichen Ansprüche und Rechte liegt der Charakter und die Größe seiner Regierung.

Siebentes Kapitel.

Englische Hierarchie und nordisches Königtum.

Weit entfernt, in dieser Epoche eine universale Herrschaft anstreben zu wollen, mußte es sich das deutsche Reich trotz aller Erfolge, die es errang, gefallen lassen, daß auch die Nachbarn ihre eigenen Bahnen einschlugen: Polen und Russen, Ungarn und Griechen, das westliche Frankenreich, der Kontinent überhaupt. Schon aber hatte sich neben diesen Potenzen auch zur See eine Macht erhoben, welche alle früheren Bestrebungen des Kaisertums nach einer nordischen Herrschaft illusorisch machte. Dieses Ereignis erfüllt den historischen Horizont. Wir dürfen nicht länger säumen, seines Ursprunges und Fortganges zu gedenken: es ist ein konstituierendes Moment der allgemeinen, selbst der deutschen Geschichte.

In England hatte die Thronfolge Schwierigkeiten wie anderwärts: sie war ein Gemisch von Wahl- und Erbrecht, welches denn nicht immer deutlich zur Erscheinung kam. Der Sohn des von uns zuletzt erwähnten Edward I., Äthelstan, der durch den Willen seines Vaters und der Mächtigsten im Lande diesem nachfolgte, konnte doch der Salbung nicht entbehren, die er noch im Jahre 924 zu Kingston durch den Erzbischof von Canterbury empfing: er machte sich dann nach allen Seiten hin Bahn. Er setzte den alten Krieg gegen die Eingeborenen mit vielem Erfolg fort; sie verloren damals Exeter, das durch seine Handelsverbindungen etwas in der Welt bedeutete. Auch die Grenzen gegen die Walliser setzte er fest und nötigte sie zum Tribut.

Zugleich aber geriet er mit den nordischen Streitkräften in einen Krieg, welcher alles wieder zweifelhaft machte. Durch die Vermählung seiner Schwester mit dem König von Northumberland, Sithrik, wurde er veranlaßt, dessen Söhne aus einer früheren Ehe, Guthfred und Analav, zu verjagen. Diese fanden Hülfe bei den Ostmannen in Irland und bei den Schotten.

Mit mehr als 600 Schiffen kehrte Analav aus Irland zurück und nahm York, das bereits in die Hände Äthelstans gefallen war, als sein Erbteil wieder in Besitz. Äthelstan rüstete sich nun gegen ihn mit aller Macht. Zwischen den beiden germanischen Heeren kam es 937 bei Brunanburg zum Kampf, der durch einen herrlichen Siegesgesang im Gedächtnis geblieben ist. Äthelstan, der Fürst der Herzöge und Könige, gleichwie sein Bruder, Edmund Äthelíng mit dem langen Haupthaar, werden darin gepriesen, wie sie mit der Schärfe des Schwertes den Schildwald brechen. Das Feld ertönte, die Krieger glühten. Von da an, daß die Leuchte des Herrn über den Grund hinschien, bis daß sie wieder zu ihrem Sitze ging, wurde gestritten. Es war kein entschiedener Sieg, den die Angelsachsen errangen, indessen Äthelstan blieb Herr und Meister in Britannien. Er ist als der Fürst berühmt, welcher Schottland unterwarf. In der normannischen Sage erscheint er als der eigentliche Repräsentant der englischen Macht; selbst der Name König Alfreds wurde von ihm verdunkelt.

Mit dem Tode des Helden und Siegers (Oktober 940) brach der Streit mit Northumberland von neuem aus; Analav, der nach der Schlacht von Brunanburg zu den Iren geflohen war, fand wieder Aufnahme in seiner Heimat und wurde sogar von dem Erzbischof von York anerkannt. Dennoch war sein Erfolg kein umfassender. Unter den entgegengesetzten Einwirkungen des Nordens und der Verwandtschaft und Verbindung mit Deutschland kam es bald zu einer Art von Gleichgewicht zwischen der dänischen und angelsächsischen Partei. Als im Jahre 943 ihre Heere einander begegneten, haben die beiden Erzbischöfe von Canterbury und York, von denen jeder die Dänen anerkannte, dieser an der angelsächsischen Dynastie festhielt, sich vereinigt, um einen Frieden zu vermitteln, dessen Resultat war, daß England in zwei verschiedene Reiche zerfiel, deren Grenzscheide die alte Römerstraße bildete.

Nicht sowohl durch die Waffen, als durch die Religion wurde die Einheit dieser beiden Teile repräsentiert. Da war es denn eine natürliche Folge, daß das geistliche Prinzip dabei die Oberhand über das weltliche erlangte. Die Frage, welche den Kontinent in dieser Zeit in Atem hielt, inwiefern das Königtum von der Geistlichkeit abhänge, wurde in England zu Gunsten der letzteren entschieden. Einer der größten Verfechter dieses Prinzips war Erzbischof Odo von Canterbury. In einer Konstitution, die uns erhalten ist, fordert er den König, die Fürsten und alle, welche Gewalt haben, auf, den Erzbischöfen und Bischöfen zu gehorchen, denn diesen seien die Schlüssel des Himmels anvertraut; sie hätten das Recht zu binden und zu lösen. Die bekannte Scene, welche sich bei der Thronbesteigung König Edwis (955) abspielte, muß als ein Symptom dieser Verhältnisse betrachtet werden. Der neue Herrscher hatte sich nach überstandenen Ceremonien in den Schoß seiner Familie zurückbegeben; hier aber suchten ihn die Führer der Geistlichkeit auf und führten ihn zurück. Sie sahen die Krone als eine Gabe von ihrer

Hand an und fühlten sich dadurch, daß der König sie nach eigenem Belieben abgelegt hatte, beleidigt.

Edwi mußte sich wieder mit Wessex allein begnügen. Erst nach seinem frühen Tode vereinigte der Bruder desselben, Edgar, das westliche und östliche England von neuem; er hat dann diese Vereinigung hauptsächlich durch Unterstützung derer, welche von Edwi verletzt oder verjagt worden waren, vor allem des Mönches Dunstan, der nunmehr der mächtigste Mann in England wurde, behauptet. Unter ihm bekam England wieder eine feste, das ganze Reich umfassende Gestaltung. Alle Frühjahre, gleich nach Ostern, ließ der König eine östliche, westliche und nördliche Flotte zusammenbringen. Mit der ersten schiffte er bis zur West-, mit der zweiten bis zur Nord-, mit der dritten bis zur Ostküste, um sie vor Einfällen der Seeräuber sicher zu stellen. Die Fürsten von Schottland und Cumberland, fünf Könige von Wallis und der vornehmste Führer der Seeräuber, der Archipirata, welcher die Insel Man beherrschte, waren ihm unterthan. Man sah ihn auf dem Vorderteil eines Schiffes sitzen, das die Könige den Deestrom hinunter ruderten. Zahlreiche Sachsen, Flandrer und Dänen, wird uns gemeldet, besuchten ihn.

Die Moralität der Unterthanen Edgars hat, wie der Bericht sagt, durch diese Besuche nicht eben gewonnen: man ahmte den Sachsen die Wildheit, den Flandrern die Weichlichkeit und den Dänen die Trunksucht nach. Dem König selbst aber erwuchs durch den Gehorsam, den er fand, ein starkes Bewußtsein von Macht, welches er in einer auf uns gekommenen Charta mit unerwarteter Stärke ausdrückt. Das Dokument ist vom Jahre 964. Wenn sich der Fürst darin ein nördliches Imperium zuschreibt, so könnte ihn wohl die kurz vorher eingetretene Erwerbung des Kaisertums durch Otto I., seinen nahen Verwandten, dazu veranlaßt haben, obwohl auch zugleich ein Gegensatz gegen das ottonische Imperium darin liegt, daß sich Edgar den hierarchischen Grundsätzen unbedingt unterwarf. Durch des hochdonnernden Gottes reichströmende Gnade — so heißt es daselbst — der der König der Könige ist und Herr aller Herren, danke ich, Edgar, Basileus der Angeln und aller Könige der Inseln des Oceans, die um Britannien liegen, und aller Nationen, welche in demselben begriffen sind, Kaiser und Herr, danke ich dem Allmächtigen, meinem Könige, daß er mein Imperium erhöht hat über das Königreich meiner Vorfahren. Ihm, so fährt er fort, sei es durch die gnädige Gottheit beschieden worden, alle Reiche der Inseln des Oceans mit allen seinem Gehorsam widerstrebenden Königen bis nach Norwegen hin und zugleich den größten Teil von Irland mit der edlen Hauptstadt Dublin dem englischen Reiche zu unterwerfen.

Man erkennt deutlich die Aspiration des anglo-sächsischen Reiches auf eine Seeherrschaft über den Norden, die bei der Stellung des englischen Königs inmitten der allgemeinen Bewegung nicht gerade unnatürlich ist. Zugleich aber zeigt sich Edgar auf das tiefste von der Hoheit der Kirche durch-

drungen: der König gelobt, die Glorie Christi in seinem Reiche zu erhöhen und seinen Dienst auszubreiten im Einverständnis mit den geistlichen Vätern, vor allem mit Erzbischof Dunstan, dem man wohl die ganze Idee eines die See beherrschenden Inselreiches zuzuschreiben hat. Dunstan gehörte der monastischen Reformpartei an, die, wie wir schon sahen, ihren Ausgang und ihr Muster von Cluny nahm, und deren vornehmstes Prinzip die Opposition gegen die Weltgeistlichkeit bildete. Auch Erzbischof Odo von Canterbury, in dessen Umgebung der ursprünglich anderen Tendenzen zugewandte Dunstan erst seine Richtung empfangen hatte, zählte zu den Anhängern dieser Partei.

Unter Dunstans Vorgang erlangte die monastische Disciplin einen größeren Einfluß auf der Insel als irgendwo sonst. Man schritt dazu, auch die Weltgeistlichkeit, die Kapitel der Kathedralen nach diesem Prinzipe einzurichten; wo die Inhaber der Stifter sich sträubten, sollten Mönche an ihre Stelle treten. Die Ehen der Geistlichen, die in England häufig vorkamen, wurden als Konkubinat verdammt, die Zehnten mit immer wachsender Schärfe eingetrieben. Ich denke, daß dieses alles nicht zum wenigsten durch die Notwendigkeit, die kirchliche Einheit in England aufrecht zu halten, hervorgerufen wurde.

Sicherlich ist Dunstan als einer der begabtesten Hierarchen aller Zeiten zu betrachten. Aber leugnen läßt es sich andererseits nicht, daß sein Verfahren großen Widerstand und Zwietracht hervorrief, die dann von Zeit zu Zeit in den Kirchenversammlungen zum Ausdruck kamen und bei dem Wechsel der Regierungen Unruhen erregten. In diesem Gegensatz ist Äthelred, genannt der Unberatene, 978 zum Throne gelangt; Erzbischof Dunstan selbst hat den jungen König, der noch ein Knabe war, gekrönt. Eine Zeitlang blieb alles beim alten. Nach dem Tode Dunstans aber (988) brachen die Dänenkriege von neuem aus, ohne Zweifel eine Rückwirkung der großen politischen Veränderung, die durch das Hinscheiden Kaiser Ottos II. eingetreten war. Otto II. hatte sich noch einmal um das deutsche Reich das Verdienst erworben, die dänischen Einfälle zurückzuweisen, allein mit der Katastrophe von Rossano und seinem bald darauf erfolgten Tode war der pacifizierende Einfluß, den das sächsische Haus von jeher auf den Norden ausgeübt hatte, wieder hinweggefallen.

In Dänemark hatte König Sven sich gegen seinen Vater Harald empört und denselben vom Throne gestoßen: Harald war in dem Kampfe um die Herrschaft von verräterischer Hand getötet worden. Bald aber zog der neue König, durch Einfälle des mächtigen Schwedenfürsten bedroht, aus seinem angestammten Reiche fort. Mit einer gewaltigen Flotte ausgestattet, schweifte er in der Nordsee umher, von Schottland aus, wo er sich niederließ, überallhin Schrecken verbreitend.

Ganz England drohte Gefahr. Obwohl die angesiedelten Dänen von der bisherigen Regierung begünstigt worden waren, durfte der Eroberer doch

auf ihre nationalen Sympathien rechnen. Dazu kam noch ein anderes: Sven war ein eifriger Heide, er bekannte sich zu dem Gegenteil der Doktrinen, die im angelsächsischen Reiche eben das Übergewicht erlangt hatten. An der Stelle des christlichen maritimen Imperiums, von welchem noch Edgar geträumt, erhob sich so das Heidentum zu einem neuen Versuch der Oberherrschaft über See und Land.

Im Jahre 994 fuhr Sven vereint mit dem König der Norweger, Olaf Trygveson, welcher gleich jenem die Nordsee plündernd durchschiffte, die Themse hinauf und erschien vor den Thoren Londons. Unter dem vermeintlichen Schutz der heiligen Jungfrau leisteten die Bürger der Stadt ihnen glücklichen Widerstand. Aber die Küsten sowie auch das innere Land erlagen der Plünderung, so daß König Äthelred sich zur Zahlung eines Tributs entschloß. Olaf, der schon in seiner Jugend in England sich aufgehalten hatte, kam an das Hoflager des Königs und wurde daselbst getauft. In diesem Akt mochte eine Art von Pacifikation liegen; Olaf ging in die Heimat zurück mit dem Versprechen, niemals wieder nach England zu kommen.

Die Angriffe der Dänen dagegen traten Jahr für Jahr furchtbarer auf. Eine dänische Flotte überwinterte in den britannischen Gewässern; im Jahre 998 griff sie Nordengland an und nahm endlich eine Position auf der Insel Wight, von wo sie neue Einfälle auf die früher nicht berührten Küstenländer machte. Für England war die Sache um so ernster, da die Dänen Freunde und Bundesgenossen im Lande hatten. Endlich wurde von Äthelred und den ihm getreuen anglo-sächsischen Großen der Beschluß gefaßt, sich mit aller Macht zu Land und zur See zu rüsten und einen definitiven Kampf zu wagen.

Die Dänen richteten in diesem Augenblicke ihre Raubzüge über den Kanal gegen die Normandie, so daß ihre Anhänger in England auf keine Unterstützung rechnen konnten. Äthelred wendete deshalb seine Macht zunächst gegen die Lehnsleute, die einer Verbindung mit den Dänen verdächtig waren. Malcolm von Cumberland und seine Genossen wurden überrascht und ihr Gebiet auf dieselbe Weise verwüstet, wie die Dänen zu verwüsten pflegten. Da aber die englische Flotte, durch widrige Winde zurückgehalten, nichts ausrichtete, so regte sich gleichwohl allgemeines Mißvergnügen im Lande. Durch alle die Rüstungen, meinte man, werde nichts veranlaßt, als fruchtlose Aufwendungen und vergebliche Mühe und Arbeit; der Feind werde nur um so mehr gereizt.

Inzwischen hatten die Normannen in Frankreich, ihrer Verpflichtung getreu, die Dänen zurückgewiesen, und man geriet nun auf den Gedanken, in der Verbindung mit ihnen das Heil Englands gegen die dänischen Occupationen zu suchen. Wohl lief das dem Ideenkreis entgegen, in welchem man sich bisher bewegt hatte; denn die ersten Feinde, welche England zu bestehen gehabt, waren eben die Normannen gewesen. Allein dieselben waren im

Laufe eines Jahrhunderts eifrige Christen geworden, sie hatten die Prinzipien der occidentalen Kirche in sich aufgenommen; auch sie sahen in den Dänen, bei welchen das Heidentum durch Sven in neuen Aufschwung gekommen war, nicht mehr Nebenbuhler wie ehedem, sondern Feinde. So geschah es, daß Äthelred mit dem Normannenherzog Richard II. in eine Verbindung trat, deren Pfand die Vermählung des Königs mit der Schwester des Herzogs, Emma, war.

Heinrich von Huntingdon, der angelsächsische Autor, der die ersten Vorschläge zu diesem Bunde schon in das Jahr 1000 setzt, begründet sie auf die Absicht, das Reich mit normännischer Hülfe gegen die Dänen zu verteidigen. Es ist wohl möglich, daß dazu auch das Wort heiliger Männer beitrug, welche es aussprachen, daß nur von Frankreich die Rettung Englands ausgehen werde; prophetischer Gaben aber bedurfte es hiebei nicht. Die Dänen richteten ihre Waffen auch gegen die Normandie; daher erklärt es sich, daß Herzog Richard auf das Anerbieten einging. In England würde eine neue Niederlage die Herrschaft der Dänen zur Folge gehabt haben, und damit das Inselreich auf immer von dem Kontinent losgerissen worden sein. Auch darum endlich mußte dem Lande die Verbindung Äthelreds mit einer fremden Fürstentochter nützlich erscheinen, weil die bisherigen Verbindungen der Könige mit den Töchtern der einheimischen Magnaten nichts als Verwirrungen und Parteiungen gebracht hatten. Die Lage war so gefährlich, daß die Großen selbst in den Bund willigten. Einige der Vornehmsten von ihnen begaben sich persönlich nach der Normandie, um die Brautwerbung zu unterstützen. Im Jahre 1002 kam Emma, das Juwel der Normandie, wie unser Autor versichert, nach England.

Bei der Vermählung empfing die Fürstin das Diadem; die Feier selbst wurde durch ein gräßliches Blutbad bezeichnet. König Äthelred war nicht ohne Grund zu der Meinung gelangt, daß die Dänen ihn und seine getreuen Großen zu vernichten gesonnen seien, wenn er auch nicht gerade eines besonderen Komplottes hiezu inne geworden war. Zu äußersten Gewaltsamkeiten gereizt und jetzt sicher, einen Rückhalt jenseit des Meeres zu finden, faßte er den ruchlosen Plan, die in England selbst wohnenden Dänen — gewiß nicht alle, denn deren war eine Unzahl, aber doch die, welche nach den letzten Einfällen in England zurückgeblieben waren — umbringen zu lassen. Es existiert eine aus jenen Zeiten stammende Überlieferung, der König habe in alle englischen Städte den Befehl erlassen, daß die darin wohnenden Dänen auf einen Tag und in derselben Stunde überfallen, ermordet oder festgenommen und mit Feuer verbrannt werden sollten. Es war ein Akt des wildesten Nationalhasses. Der Tag, an welchem es geschah, der St. Briccius-tag, 13. November 1002, hat dadurch für die englische Geschichte eine funeste Berühmtheit erlangt.

Der nächste Erfolg war der entgegengesetzte. König Sven war zur blutigen Rache entflammt; er schwur, Äthelred zu stürzen oder selbst dabei umzu-

kommen. Und in der That war er bei weitem der Stärkere. Der erste Einfluß der Normandie führte eher eine Schwächung als eine Verstärkung des angelsächsischen Gemeinwesens herbei, sodaß der Däne, als er 1004 und 1006 von neuem eindrang, auf keinen Widerstand stieß, der ihn hätte aufhalten können. Die beiden Jahre sind wieder durch gräßliche Verwüstungen bezeichnet. Im Frühjahre 1013 umschiffte Sven Ostanglien, fuhr in den Humberfluß ein und schlug sein Lager in Gainsborough auf, woselbst er die Huldigung der Grafen von Northumbrien und der ganzen Bevölkerung Englands jenseit der Watlingstraße empfing; sie gaben ihm Geiseln und schwuren ihm Treue. Indem er dafür sorgte, daß der Ertrag dieser Gebiete seinem Heere zu Gute kam, überschritt er die Watlingstraße mit dem Befehl, das Land und die Bevölkerung von Grund aus zu vernichten. Oxford und Winchester unterwarfen sich; dann machte er sich gegen London auf. Seine Kriegsvölker suchten, bei der Themse angelangt, weder nach Brücken noch nach sicheren Furten; indem sie durch den Fluß geradezu auf die Stadt losgehen wollten, kamen ihrer nicht wenige um. Die Stadt selbst, in der König Äthelred weilte, vermochte sich zu verteidigen. Aber den Mut eines nachhaltigen Widerstandes hatte man doch in England verloren. Äthelred selbst flüchtete; er begab sich zuerst nach der Insel Wight, dann aber, da ihm dieselbe keinen Schutz gewährte, nach der Normandie, wo er von Herzog Richard als König empfangen wurde.

Sven, der sich bereits als Herrn des Landes betrachtete, war unterdessen nach Bath gegangen; hier empfing er die Huldigung von Devonshire und Wessex. Auch die Bürger von London hielten es jetzt für geraten, ihren Frieden mit dem Sieger zu machen und ihm Geiseln zu stellen. Sven legte dem gesamten England die Pflicht auf, die Dänen reichlich mit Lebensmitteln zu versehen und forderte einen recht beschwerlichen Tribut.

Nicht lange indessen sollte der Däne seines Kriegsglückes genießen. Nach Gainsborough zurückgekehrt, ist er daselbst inmitten seiner siegreichen Scharen plötzlich gestorben. Charakteristisch dafür, wie man dieses Ereignis in England auffaßte, ist die Sage von seinem Tode. Sven habe, heißt es, den heiligen Edmund nicht als Heiligen anerkennen wollen und seine Stiftungen mit Feuer und Schwert bedroht; da sei ihm dieser selbst entgegengetreten und habe ihn mit der Lanze vom Pferde gestoßen, worauf der Frevler umkam. So legendarisch das klingt, läßt sich doch das Eine daraus entnehmen, daß in diesen Kämpfen die religiösen Momente, die noch auf beiden Seiten unendlich stark waren, den politischen zur Seite traten.

Alsbald nach dem Tode Svens erkannte die dänische Flotte und das Heer den ältesten Sohn desselben, Kanut, als ihren Herrn und König an. Durch diesen Personenwechsel aber wurde wie so oft zugleich eine Veränderung der politischen Lage herbeigeführt. Da Kanut schon lange getauft war, so konnte er die geistliche Opposition nicht mehr auf sich ziehen. Um so mehr war er entschlossen, die Monarchie in seiner Hand zu behalten. An-

fangs schien es zwar, als ob ihm dies unmöglich werden würde. Die englischen Großen, die Witan, näherten sich Äthelred wieder, wie sie sagten: ihrem natürlichen Herrn, den sie jedem Fremden vorziehen würden, wenn er sie nur gerechter regieren wolle. Äthelred trug kein Bedenken, dies zu versprechen: alles Vorgefallene, versicherte er, solle vergessen sein. Man verständigte sich vollkommen; die Herrschaft des dänischen Königs wurde für ungesetzlich erklärt.

Bald aber entsprangen aus dieser Verständigung für das Inselreich die widerwärtigsten Folgen. Kanut ließ die seinem Vater gestellten und in der Flotte verwahrten Geiseln ans Land setzen, nicht jedoch ohne sie durch körperliche Verstümmelungen gekennzeichnet zu haben, denn er sah den Rücktritt der Magnaten zu Äthelred als einen Akt der Empörung an. Dann wandte er sich seiner dänischen Heimat zu, um, mit neuen Streitkräften ausgerüstet, den Treubruch völlig zu rächen. Um Äthelred, der inzwischen zurückgekehrt war, sammelte sich ein Heer; aber auch er übte seinerseits gräßliche Akte der Rache an denen aus, welche zu den Dänen gehalten hatten. Hierüber wurden die angelsächsischen Großen wieder schwankend. Zwischen dem Sohn des Königs, Edmund, der an ihrer Spitze stand, und dem Günstling und Ratgeber Äthelreds, Edric, brach ein heftiger Zwist aus, der Kanut, welcher nach England zurückgekehrt war, den Weg öffnete. Edric trug kein Bedenken, zu diesem überzugehen und ihn als seinen Herrn anzuerkennen. Seinem Beispiele folgten die Thane von Wessex. Siegreich durchstürmten die Dänen das Land. Der Zwiespalt unter den Engländern war so tief eingerissen, daß König Äthelred selbst bei dem Heere, das ihn verteidigen sollte, nicht zu erscheinen wagte.

Als Äthelred bald darauf in London starb, brach eine offene Spaltung aus. Die Bürger der Stadt und der anwesende Adel erklärten sich für den Sohn des Königs, Edmund, der größere Teil der Magnaten aber, auch die Geistlichen, Bischöfe und Äbte eingeschlossen, suchten Kanut in Southampton auf und erkannten ihn als ihren Herrn an. Nicht lange, so erschien der Däne vor den Thoren Londons, um dies zu unterwerfen, besser dazu vorbereitet als sein Vater selbst. Aber die Bürgerschaft von London widersetzte sich auch diesmal. Es wird wohl gesagt, sie seien dazu durch die Vorteile bewogen worden, die ihnen Äthelred früher bewilligt hatte; allein wie hätten ihnen diese nicht auch durch Kanut bestätigt werden sollen? Ich denke, man muß annehmen, daß der legitimistische Gedanke in den Bürgern stärker war, als im Adel.

Wohl hatte auch Edmund, der sich gut auf den Krieg verstand, wie sein Beiname Eisenseite andeutet, ein bewaffnetes Gefolge zusammengebracht, welches von Tag zu Tag wuchs, zumal da manche Handstreiche ihm gelangen. Allein die englischen Chronisten bemerken, er würde bei weitem mehr erreicht haben, wenn nicht Edric und noch einige andere Freunde und Verwandte Äthelreds auf der Seite der Gegner gestanden hätten. Um so größer daher die Hoffnung, als Edric nun selbst zu Edmund zurücktrat und die Gnade des

Königs wieder erwarb. Die nächsten Kämpfe waren siegreich; sie würden zur Verjagung der Dänen geführt haben, allein der alte Ratgeber Äthelreds, Edric, der auf den Sohn nicht minder Einfluß ausübte, als einst auf den Vater, trieb, wie uns die Chronik versichert, falsches Spiel. In einem Treffen bei Aylesford riet er dem König, mitten im Siegeslaufe innezuhalten. Zu einer neuen entscheidenden Schlacht kam es dann bei Ashdown in Essex; auch hier waren die Dänen bereits genötigt, zurückzuweichen. Doch auch diesmal wird Edric, der als ein Urbild der Treulosigkeit erscheint, der unglückliche Ausgang zugeschrieben. Mitten im Kampf ließ er mit seinem unmittelbaren Anhang, wie er es Kanut ausdrücklich versprochen haben soll, den bereits im Vorteil begriffenen Gebieter im Stich, so daß statt des Sieges eine Niederlage erfolgte.

Soviel leuchtete ein, daß Edmund niemals in den Stand kommen konnte, den Gegner ganz aus seinem Lande zu vertreiben. Auf den Rat Edrics fand deshalb zwischen beiden Königen auf einer Insel in der Severn eine Zusammenkunft statt. Persönliche Freundschaftsbezeigungen wurden gewechselt und dann ein Vertrag geschlossen, wie er den momentanen Verhältnissen entsprach. Edmund behielt die Krone und den westlichen Teil der Insel; allein er verpflichtete sich, zu dem Tribut für die Dänen beitragen zu helfen.

Kurze Zeit nach dieser Abkunft aber, am 30. November 1016 fand Edmund in London ein plötzliches Ende. Schon vor seinem Tode war die Frage erörtert worden, ob die Krone in diesem beschränkten Zustande noch eine erbliche sei, d. h. ob sie auf die Söhne oder die Brüder Edmunds übergehen solle. Jetzt nun kam es auf einer allgemeinen Landesversammlung, die auf Betrieb Kanuts nach London berufen wurde, über dieses Problem zu definitiver Entscheidung. Die vereinigten englischen Großen nahmen weder auf die Brüder noch auf die Söhne Edmunds Rücksicht; sie erkannten das Königtum Kanuts an und versprachen den Tribut, der zur Erhaltung des Heeres desselben erforderlich sei; darauf leisteten sie ihre Eidschwüre. So wurde durch schnell entschlossenes Vorgehen Kanut 1017 König von ganz England. Um seine Herrschaft noch mehr zu befestigen, hat er sich dann in demselben Jahre noch mit Emma, der Witwe König Äthelreds, die wieder in der Normandie am Hofe ihres Bruders weilte, vermählt.

Ich habe mich in meiner Darstellung bis hierher an die englischen Überlieferungen gehalten; es giebt aber noch einen anderen Bericht über diese Ereignisse in dem sogenannten Encomium Emmae, das um so mehr Aufmerksamkeit verdient, als es eben an diese Königin selbst gerichtet ist. Darin nun ist von den früheren Kriegen zwischen Dänen und Angelsachsen nicht die Rede; selbst die Ermordung der Dänen auf Befehl Äthelreds wird nicht erwähnt. Die Invasion Svens erscheint in dem Lichte eines Eroberungskrieges; der Däne ist im Vollgefühl seiner Macht und beschließt, das angelsächsische Reich seiner Herrschaft zu unterwerfen. Das Unternehmen gelingt vornehmlich dadurch, daß er alle Häfen in England besetzt; er bezwingt die Eng-

länder, so daß ihm niemand widerstehen kann, und nimmt den Thron von England in Besitz. Von der legendenartigen Auffassung seines Todes durch Edmund, wie wir sie bei den englischen Chronisten fanden, weiß dieser Autor nichts; ihm zufolge erhebt Sven seinen Sohn Kanut in aller Form zu seinem Nachfolger. Sehr ausführlich spricht der Verfasser über die Verhandlungen Kanuts mit dessen Bruder Harald; sie fassen den Beschluß, daß letzterer den Norden erhalte, Kanut aber England besitzen solle. Bei ihm erhält Edric, in dem die Engländer bloß einen Verräter sahen, eine Art von Rechtfertigung; er soll das Unnütze des weiteren Blutvergießens eingesehen und deshalb die Teilung zwischen Kanut und Edmund herbeigeführt haben. Der plötzliche Tod Edmunds wird dann unmittelbar von dem Willen Gottes hergeleitet, der eine Teilung nicht billige. Dieser Ausgang hat die günstige Folge, daß England, welches bisher Kanut Widerstand geleistet, sich jetzt in seiner Gesamtheit ihm unterwirft; von demselben Tage an hat er die Herrschaft friedlich behauptet. Der König beschließt jetzt, sich zu vermählen; aber indem er nach einer Braut ausschaut, findet er keine andere geeignet, als die Witwe König Äthelreds, Emma, die als Virgo bezeichnet wird.

Wenn der Autor es einmal ausspricht, man dürfe die Wahrheit nicht mit Falschem vermischen, so kann doch niemand leugnen, daß er die Wahrheit seiner Darstellung geopfert hat. Die Schrift ist vor dem im Jahre 1041 erfolgten Tode Hardaknuts, des Sohnes Kanuts und der Emma, entstanden. Daraus erklärt sich meines Erachtens der Standpunkt des Werkes überhaupt; es ist zu Gunsten des jungen Prinzen verfaßt. Da es dem Autor um eine Vereinigung des englischen und dänischen Prinzips, das in Hardaknut zur Erscheinung kommt, zu thun ist, so vermeidet er alle Gehässigkeiten der Dänen, ebenso aber auch alle Gewaltsamkeiten, welche die Engländer sich zu Schulden kommen ließen. Das Buch ist eigentlich mehr eine Lobschrift auf Kanut, als auf Emma. So wenig sich die Erzählung mit den englischen Überlieferungen vereinigen läßt, hat sie doch in der politischen Auffassung Svens und Kanuts ihren eigentümlichen Wert.

Vergegenwärtigen wir uns völlig, was es mit dem Königtum beider auf sich hatte.

Sven ebenso wie anfangs Kanut, waren Heerkönige ihres Kriegsvolkes; die große Forderung, welche sie an England stellten, betraf das Danegeld, den Tribut, den König Äthelred nun einmal auf sich genommen hatte. Welch ein verhängnisvoller Irrtum aber, wenn dieser Fürst der dänischen Feindseligkeiten sich dadurch zu erwehren trachtete, daß er eine Anzahl von Dänen, die in England wohnten, umbringen ließ. Er zog damit die Macht des Dänenheeres, der er nicht gewachsen war, unwiderstehlich auf sich. Die Absicht der Heerkönige richtete sich jetzt darauf, in England selbst den Tribut sich zu verschaffen, der ihren Scharen gehörte. Sie forderten die Krone von England hauptsächlich insofern, als sie ihnen das Mittel gab, ihre Forderungen zu befriedigen; die Eingesessenen von England sollten die Bedürfnisse des

Heeres unmittelbar auf ihren Befehl aufbringen, ohne Dazwischenkunft Äthelreds oder seiner Nachkommen. Auch als Kanut dem jungen Edmund die Krone mit einem Teile von England wieder überließ, war doch die Bedingung daran geknüpft, daß er in seinem Gebiete die Auflagen, welche für die Bedürfnisse des Heeres erforderlich waren, aufbringen sollte. Diese Teilung des Reiches aber war auf die Dauer nicht zu behaupten, völlig abgesehen davon, daß Edmund bald nach derselben verstarb. Was von den Verrätereien Edrics erzählt wird, der seiner Abstammung nach ein Däne war, beruht auf den so beschaffenen, in sich selbst schwankenden und unbestimmbaren Verhältnissen. Der alte Dänenführer konnte unmöglich eine Hingebung für das cerdicingische Haus besitzen, die selbst von den englischen Magnaten fallen gelassen wurde.

Das große Ereignis nun in der Thronbesteigung Kanuts war, daß der Heerkönig jetzt auch wirklicher König von England wurde. Die Unterwerfung unter sein Scepter erlöste das Reich sogleich von der schweren Tributpflicht, mit der es belastet war. Es versteht sich von selbst, daß der neue König nicht daran denken konnte, die angelsächsischen Zustände etwa von Grund aus umzugestalten; sie waren bei weitem besser entwickelt als die dänischen; auch in dem Verfall, in welchem das englische Reich begriffen war, enthielt es dennoch die Kontinuation der welthistorischen Entwickelung. Kanut vermochte nur, sie mit größerer Energie zu verwalten, als es bisher geschehen war. Was man seine Gesetzgebung nennt, enthält eben nichts weiter, als die Wiederholung der alten Gesetze, unter anderen auch solcher, die Alfred dem Großen angehörten.

Alle Erfolge des Königs aber wurden nur dadurch möglich, daß er das Heidentum verließ, dessen strenges Festhalten seinem Vater nach der Legende den Tod zugezogen hatte. Rückhaltlos schloß der Sohn sich dem Christentum an, so daß er die kirchlichen Gesetze der Angelsachsen, wenngleich nicht in der Fassung, die Dunstan ihnen gegeben hatte, acceptieren konnte.

Ein Erzbischof von York hat ein Schreiben Kanuts aufbewahrt, welches von seinem Sinne ein authentisches Zeugnis ablegt. Es ist an Erzbischöfe, Bischöfe und Earle gerichtet, denen er verspricht, ein gnädiger König zu sein. Kanut bezieht sich darin auf eine Ermahnung von Rom, die dahin ging, alles Unrecht zum Lobe Gottes niederzuwerfen und mit der Macht, die ihm dieser verliehen, den vollen Frieden im Lande herzustellen. Er ermahnt dann seine Erzbischöfe und Bischöfe — denn als die seinigen bezeichnet er sie — jeder an der Stelle, die ihm übertragen ist, mit Aufmerksamkeit Gottes Recht zu wahren. Gottes Recht aber ist ihm nicht jene von der Geistlichkeit angemaßte Unterordnung selbst der Fürsten unter das hierarchische System. Der König nimmt eine gebietende Stellung ein. Er ermahnt die Aldermen, den Bischöfen beizustehen, „zu Gottes Rechten, zu seinem Königtum und zu dem Bedürfnis des Volkes". Sollte aber jemand verwegen genug sein, gegen das Gesetz Gottes und sein Königtum oder das weltliche Recht sich aufzulehnen

und der Abmahnung seiner Bischöfe nicht nachzugeben, so solle er durch die Gewalt der Earls und des Königs vom Erdboden vertilgt oder aus dem Lande vertrieben werden. Auch seinen Grafen und Richtern gebietet er bei ihrem eigenen Leben, in seinem Volke überall auf das Recht zu halten und nur rechte Sprüche zu sprechen. Sie sollen sich dabei von den Bischöfen Rat erholen, deren Lehre es sei, daß alle Menschen den ewigen, milden Gott suchen und alles Unrecht vermeiden sollen.

Irre ich nicht, so geht durch diesen Erlaß eines vor kurzem noch heidnischen Fürsten ein primitiver Hauch geistiger Erhebung zu dem Göttlichen, d. h. der allgemeinen Religion. Göttliches und irdisches Recht, geistliche und weltliche Gewalt schlingen sich ineinander. Alles geschieht dabei im Namen der Kirche und im Anschluß an Rom. Wir trafen den König bereits bei der Kaiserkrönung Konrads II., auf einer Wallfahrt begriffen, in der heiligen Stadt. In einem Schreiben, das er von dort aus an die englischen Bischöfe und das ganze Volk richtet, spricht er hauptsächlich von den Vorkehrungen, die er getroffen, um den Verkehr mit Rom zu erleichtern. Mit großem Ernste erinnert er an die Leistungen, welche England dem römischen Hofe schulde, für deren Zahlung er eine nahe Frist festsetzt.

In den urkundlichen Bestätigungen erzbischöflicher Privilegien bezeichnet sich Kanut wie einst Edgar als Imperator, der durch den König der Könige, Christus, der höchsten Gewalt in England teilhaftig geworden sei. Über geistliche und weltliche Rechte glaubte er aber damit nicht selbst erhoben zu sein. Als die merkwürdigste Thatsache wird uns von dem König berichtet, daß er seine eigenen Vergehungen dem Richterspruch seiner Leibwache, der Hauskerle, unterwarf, für die er ein unmittelbares Gilderecht geschaffen hatte.

Kanut hat die erste nordische Macht errichtet. Nach dem Tode seines Bruders Harald (1039) hielt er Dänemark in alleinigem Besitz; lange zuvor schon hatte er sich Skandinaviens bemächtigt. Die Kriegsgenossenschaft auf der Jomsburg, die sein Vater gegründet, verschaffte ihm neues Übergewicht in den Ländern zwischen Oder und Elbe. Daß er in einem Vertrage, den er 1025 mit Konrad II. schloß, von diesem die Mark Schleswig erhielt, war ein nicht geringer Verlust für Deutschland, wenn die Verbindung dem Reiche auch andererseits wieder einen beträchtlichen Gewinn brachte. Die Erzdiöcese von Bremen oder Hamburg beherrschte seit langer Zeit kirchlich den gesamten Norden. Kanut hatte die Absicht gehabt, diesem Verhältnis ein Ende zu machen und den Erzbischof von Canterbury zum Metropolitan seines nordischen Reiches zu erheben. Hierin nun gab er nach und unterwarf die englischen Bischöfe, die er daselbst einführte, der deutschen Erzdiöcese, was dann für seine Herrschaft allerdings die Folge hatte, daß die beiden großen Gebiete, die er besaß, sich nicht zu vollkommener Einheit verschmelzen konnten.

Zwei Momente sind es vornehmlich, die den Wert und Charakter der Herrschaft Kanuts ausmachen. Das eine bezieht sich auf das deutsche Reich.

Für Deutschland mußte eine nordische Monarchie, welche den Wikingereinfällen ein Ende bereitete und den Frieden zur See wiederherstellte, ein wirkliches Bedürfnis bilden. In sich selbst besaß das Kaisertum die Macht nicht, diese Einfälle dauernd abzuwehren, von denen, wie wir gesehen, noch Otto III. und Heinrich II. belästigt worden waren. Jetzt nun wurde durch einen Fürsten, welcher England und Skandinavien unter seinem Scepter vereinigte, jenen Raubfahrten auf immer ein Ziel gesetzt. Für die Entwickelung des Reiches lag ein unermeßlicher Vorteil darin, daß es so nach der nordischen Seite gleichsam einen gedeckten Rücken erhielt, der es ihm möglich machte, seine Kräfte nach anderen Richtungen hinzuwenden.

Ein zweiter Punkt von weltgeschichtlicher Wichtigkeit in der Regierung Kanuts ist die Durchführung des Christentums auf der skandinavischen Halbinsel. Was Karl der Große kaum einmal ernstlich versucht und die sächsischen Kaiser nicht erreicht hatten, das geschah jetzt durch diese Verflechtung. Es war ein weiterer dauernder Sieg der mit der Weltreligion verbundenen Kultur. Die Herrschaft des Christentums griff damit über Regionen hinaus, von denen noch wenig zuvor die heftigsten Impulse zu seiner Zerstörung ausgegangen, bis zu Gegenden, die durch die Seefahrten der Normannen erst aufgefunden worden waren. In Island erhielt die nordische religiöse Idee ihren eigentlichen Ausdruck und zwar nicht, ohne daß hier ebenso wie in dem gesamten Norden der Einfluß der germanisch-romanischen Kulturvölker mitgewirkt hätte. In den skandinavischen Kirchenbauten glaubt man architektonische Motive unterscheiden zu können, welche von England herübergekommen sind, und selbst an den nordamerikanischen Küsten, die im 11. Jahrhundert von den Normannen in Besitz genommen wurden, will man deren gefunden haben; sie werden ohne erhebliche Bedenken in die Epoche Kanuts zu setzen sein.

Der Name des Großen, den die Nachwelt diesem Könige zugebilligt hat, ist ihm nicht aus seinen Heldenthaten und Eroberungen entsprungen, obwohl er deren manche vollzog, noch auch aus seiner Politik, obschon sie sehr wohl erwogen war: er geht auf die kulturelle Weltstellung seines Imperiums zurück, dergleichen kaum wieder in der Universalgeschichte hervorgetreten ist.

Achtes Kapitel.

Das Kaisertum unter Heinrich III.

Auf der Höhe tiefer, die Welt umfassender, stürmischer Bewegungen, welche die Gemüter von dem Standpunkt ihrer Überzeugung aus mit den größten Aussichten erfüllen, erscheinen wohl auch großartig angelegte Naturen, die die Aufmerksamkeit der Jahrhunderte fesseln. Etwas Ungeheures war es, daß in dem abendländischen Kaisertum ganze Dynastien in dem Zuge der einmal betretenen Laufbahn fortgeschritten waren. Wir sahen, wie sie, mitten indem sie ihr Ziel zu ergreifen gedachten, zu Grunde gingen, und welche Mühe dann Kaiser Heinrich II. zweiundzwanzig Jahre hindurch anwenden mußte, um dem Reiche seine Stellung in der Welt zu sichern. Aber das Recht blieb dabei ein dynastisches. Man empfing doch in jedem der einzelnen Gewalthaber eine neue Gestalt.

Die historische Handlung Konrads II. war es gewesen, daß er die alten Erwerbungen des Reiches fest hielt und neue hinzufügte, welche allem erst eine völlig geschlossene Einheit und eine Ausdehnung nach der romanischen Welt hin verliehen. Ihm folgte bei seinem Tode, 1039, sein einundzwanzigjähriger Sohn. So wenig wie einst zu Beginn der Regierung Ottos II. bedurfte es für diese Thronbesteigung einer besonderen Ceremonie: Heinrich III., seit elf Jahren deutscher König, übernahm unmittelbar die Herrschaft im Reich.

Die erste wichtige Entscheidung Heinrichs betraf Oberitalien: es war die Begnadigung Erzbischof Ariberts von Mailand. In diesem Punkte verließ der neue König das Vorbild seines Vaters. Es liegt einmal in der Natur menschlicher Dinge, daß die starke Entwickelung der einen Potenz eine entgegengesetzte Wirkung von der andern Seite her hervorruft. Der nüchterne Laienverstand Konrads hatte die Macht der geistlichen Idee allzusehr unterschätzt. Der Sohn empfand jetzt den Gegensatz, den der Vater erweckt, in doppelter Stärke. Er glaubte, einem weiteren Abfall der kirchlichen Gewalten nur dadurch vorbeugen zu können, daß er die Bahn verließ, die sein Vater innegehalten hatte.

Es wird berichtet, daß König Heinrich, als er seinem Vater im Kampfe gegen Aribert mit stattlicher Mannschaft zu Hülfe zog, doch insgeheim seine Mißbilligung des Verfahrens gegen die Bischöfe, die der Kaiser ohne Gericht exilierte, geäußert habe. Jetzt nun, nach dem Tode des Kaisers, erschien Aribert 1040 in Ingelheim und hielt ausführlichen Vortrag über sein ganzes Verhältnis zu Konrad. Durch Vermittelung der anwesenden Fürsten wurde er zu Gnaden angenommen und gelobte Gehorsam.

Wenn nun bloß von Gehorsamleistung die Rede wäre, hätte es damit

soviel nicht auf sich; allein es war mehr als dies, es war ein Umschlag der gesamten Politik nach der geistlichen Seite hin. Auch der von Kaiser Konrad entfernte und gefangen gehaltene Erzbischof Burchard von Lyon wurde unmittelbar bei Heinrichs Antritt in die Freiheit und in seine Abtei St. Maurice wieder eingesetzt. Den erzbischöflichen Stuhl selbst erhielt auf den Rat des als fromm und kirchlich bekannten Abtes von Dijon, Halinard, der Archidiakonus Odulrich von Langres, wodurch die bisher bedrängte kirchliche Partei sich hoch erfreut fühlte.

Ganz dieselbe Farbe trägt die neue Vermählung König Heinrichs mit Agnes von Poitiers, der Tochter Wilhelms V. von Aquitanien. Wir erinnern uns an den Widerstand, den italienische und französische Große Konrad II. damit zu leisten dachten, daß sie die lombardische Krone an Wilhelm von Aquitanien zu bringen suchten. Agnes nun war die Tochter eben dieses Wilhelm, und die Vermählung hatte zugleich den politischen Zweck, die romanische Opposition in den burgundischen und arelatensischen Gebieten möglichst zu schwächen, da gleich dem deutschen König auch das aquitanische Haus zu den Gegnern der Partei Odos von der Champagne gehörte. In Besançon fand im Jahre 1043 auf Bischof Brunos von Würzburg Vermittelung die Verlobung des fürstlichen Paares statt. Allein der Bund stieß bei vertrauten alten Anhängern Konrads II., bei denen die Politik der Ottonen und Heinrichs II. in unbedingtem Ansehen stand, auf Widerspruch. Es waren dies namentlich die Äbte Sigfrid von Gorze und Poppo von Stablo. Ihnen schien diese Verbindung von der richtigen Linie Kaiser Konrads abzuweichen und einen stärkeren Einfluß des Geistlichen auf das Weltliche darzustellen. Sie machten ähnliche Einwendungen, wie einst gegen Konrads und Giselas Vermählung erhoben worden waren; es wurde nachgewiesen, daß Heinrich III. und Agnes beide Urenkel Heinrichs I. seien. Gleichwohl aber geschah es, daß noch im November desselben Jahres die Vermählung gefeiert und Agnes zur Königin gekrönt wurde.

Daß durch diese Heirat ein neues Moment in die deutsche Geschichte eintrat, ist gleich damals bemerkt worden, nicht, wie durch Heinrichs erste Gemahlin, die Tochter Kanuts, ein nordisches, sondern ein südfranzösisches. Die Doktrinen von Cluny bekamen jetzt auf das deutsche Reich einen unmittelbaren Einfluß, zumal da die Kaiserin-Witwe Gisela, die dem System Konrads II. auch nach seinem Tode noch einen besonderen Halt gab, zu eben jener Zeit (Februar 1043) aus dem Leben schied. Gisela war, wenn man so sagen darf, eine Kaiserin durch und durch, welche jede Abweichung von den Rechten des Kaisertums mit Hartnäckigkeit zurückwies. Daß zwischen ihr und ihrem Sohne Heinrich ein Mißverständnis obgewaltet und nur mit Mühe beschwichtigt worden sei, versichert Wipo ausdrücklich. Da die Kaiserin nun unter ihrem Gemahl auf die Verwaltung der Kirche großen Einfluß gehabt und Heinrich, wie bereits bemerkt, in der Sache Ariberts schon zu Lebzeiten seines Vaters mit diesem nicht völlig übereingestimmt, so läßt sich nicht be-

zweifeln, daß eben in dieser geistigen Richtung der Ursprung des Widerspruches lag.

In mehr als einem Punkte wich die Regierung Heinrichs von dem System Konrads II. ab. Dennoch fehlte es derselben an äußeren Erfolgen keineswegs. Wir haben dabei vor allem der Pacifikation von Böhmen zu gedenken, das sich immer am ersten feindselig erhob, sobald ein deutscher König gestorben war. Die Aussichten standen diesmal für Böhmen besonders gut. Der Herzog von Polen, Kasimir, der den Deutschen geneigt war, hatte sein Reich verlassen müssen. Die Schwäche, in die das der Verwirrung preisgegebene Land damit verfiel, benutzte Bretislav von Böhmen, um für die einst durch Boleslav Chrobry erfolgte Eroberung Prags Rache zu nehmen. Er soll den Gedanken gehabt haben, das Erzbistum Prag vom deutschen Reich gänzlich loszureißen, und mehr als einmal behauptete er sich auf dem Schlachtfelde. Im Jahre 1041 aber gelang es König Heinrich, seine Verschanzungen zu umgehen. Er verwüstete Böhmen mit Feuer und Schwert und kam bis vor die Thore von Prag. Jetzt gab der Herzog allen Widerstand auf; er bat demütig um Frieden, der ihm dann für eine hohe Geldsumme gewährt wurde.

An den böhmischen Unruhen hatten schon früher bereits auch die Ungarn teilgenommen. Nach inneren Revolutionen war daselst Ovo als König gewählt worden, der noch mehr als sein Vorgänger Partei gegen die Deutschen nahm. Die Hauptfrage war, ob ein im Frieden von 1031 den Ungarn überlassenes Stück Land zu beiden Seiten der Donau den Deutschen zurückgegeben werden solle oder nicht. Mehrmals wurde Ovo von Heinrich aus dem Felde geschlagen. Der für die Deutschen entscheidende Sieg erfolgte an der Raab, am 5. Juli 1044. König Heinrich setzte darauf den Vorgänger Ovos, Peter, welcher vor diesem hatte fliehen müssen, in die Herrschaft, jedoch als Vasallen des deutschen Reiches, wieder ein.

Noch wichtiger als diese östlichen Verhältnisse indessen wurden für Heinrich die einheimischen westlichen in Lothringen. Wir kennen die Verdienste, die sich Herzog Gozelo um Konrad II. verschafft hatte; durch ihn war Odo von der Champagne besiegt und dadurch auch die Unruhen in der Lombardei beendigt worden. Gozelo nun, der Herzog von Ober- und Niederlothringen, der aber Oberlothringen durch seinen Sohn verwalten ließ, starb im April 1044. So viel man sieht, geschah es noch im Einverständnis mit ihm, daß Heinrich Niederlothringen, welches jener eigentlich verwaltet hatte, seinem zweiten Sohne, ebenfalls Gozelo, übertrug, worüber dann der ältere, Gottfrid, genannt der Bärtige, sich höchlichst gekränkt fühlte.

Nach den Altaicher Annalen nahm Gottfrid seine Zuflucht zum König von Frankreich. Seine Vasallen verpflichtete er, ihm drei Jahre lang gegen jedermann beizustehen, eine Forderung, die an jene des Herzogs Ernst gegenüber dem schwäbischen Adel erinnert. Diesmal fand aber der König keinen Rückhalt bei den Vasallen. Er erließ mit Beirat der Großen ein Edikt, nach

welchem der Herzog alle seine Lehen verlieren sollte. Gottfrid hatte Unterstützung an den burgundischen Großen und stellte sich dem König in befestigten Kastellen entgegen, allein er war der Schwächere. Die burgundischen Grafen wurden geschlagen und Gottfrids Festung Böckelheim genommen; er selbst ward nach Giebichenstein geführt, aber doch schon im Jahre 1046 in sein Herzogtum wieder hergestellt.

Indem so äußere und innere Macht im Reiche intakt blieben, gelang es Heinrich III. immer mehr, den Aufgaben nachzugehen, die ihm sein religiöser Eifer zur Pflicht machte. Im Gegensatz zu seinem Vater hielt er aufs strengste darauf, die Simonie zu vermeiden. Nicht, als ob er das Recht der Einsetzung der geistlichen Gewalten hätte aufgeben wollen. Dasselbe ruhte in Deutschland seit langem schon in den Händen der Kaiser; sie bedurften desselben, um ihre Herrschaft überhaupt aufrecht zu erhalten. Allein der Mißbrauch, der darin lag, daß man dieses Recht zu materiellen Zwecken des Geld- und Machterwerbs auszubeuten bemüht war, fand in Heinrich den energischsten Gegner. Besonders schmerzlich mußte es ihn berühren, daß auch die höchste geistliche Gewalt, der römische Stuhl, demselben Laster verfallen und wiederholt durch Simonie besetzt worden war. Im Mai 1045 war das von neuem auf die anstößigste Weise geschehen.

Der damalige Zustand in Rom beruhte darauf, daß die Papstwahl in den Händen der tusculanischen Grafen war. Der letzte, der dieser Kombination seine Stellung verdankte, war Benedict IX. gewesen, mit dem Konrad II. gleichwohl in gutem Einvernehmen stand, da er ihn gegen Aribert benutzte. Es ist das ein Moment des Systems, in dem Konrad lebte. An Benedicts ausschweifender Lebensweise nahm der Kaiser so großen Anstoß nicht; die politische Verbindung stand ihm höher. Um den Ausgang des Jahres 1044 nun waren Unruhen in Rom ausgebrochen, bei denen die innere Stadt den Papst verjagte, dieser aber von den Trasteverinern und den Grafen der Campagna Unterstützung erhielt, durch die er den Aufstand niederschlug. Bald darauf jedoch beging er das Unerhörte; er überließ das Pontifikat einem römischen Priester, Johannes Gratianus, man sagte: um eine hohe Summe Geldes.

Der neue Papst — Gregor VI., wie er sich nannte — besaß den Ruf eines völlig unbefleckten Lebenswandels. Sein Eintritt wurde so anfangs von den Strenggläubigen gutgeheißen. Wir haben einen Brief des Petrus Damiani, eines der eifrigsten unter ihnen, worin dieser an ihn die Hoffnung der Zerstörung der Simonie knüpft.

Gleichwohl war die Anerkennung Gregors keine universale. Bonitho, der Bischof von Sutri, berichtet von einem römischen Archidiakonus Petrus, der, von Eifer für Gott ergriffen, infolge eines Verständnisses mit anderen Gleichgesinnten über die Alpen gegangen sei, um den König aufzufordern, sie von den Invasoren des römischen Stuhles zu befreien. Petrus machte es den deutschen Bischöfen gleichsam zur Gewissenspflicht, nach Rom zu kommen und

eine Synode zu berufen; er brachte ein Gemeingefühl zum Ausdruck, das sich bei zahlreichen geistlichen Würdenträgern Italiens gegen diese Art der Übertragung des Papsttums erhoben hatte.

König Heinrich entschloß sich unbedenklich, dem Übel abzuhelfen. Noch im Herbste 1046 zog er mit zahlreichem geistlichen und weltlichen Geleite über die Alpen. Von Piacenza aus, wo ihn Gregor einholte, begab man sich nach Sutri. Hier fand am 20. Dezember auf einer großen Synode die Erledigung der Streitfrage statt. Gregor, der den Vorsitz führte, war eine zu schlichte Natur, als daß er das Ungesetzliche seiner Wahl hätte leugnen können. Er erklärte sich freiwillig der Simonie für schuldig und trug dann, von der Synode des Pontifikates für unwürdig erklärt, kein Bedenken, seiner Würde zu entsagen. Benedicts IX. ward an jenem Tage gar nicht gedacht; aber der bei Benedicts Vertreibung aus Rom von einer Partei in der Stadt an seiner Stelle erhobene Sylvester III. wurde des gleichen Vergehens wie Gregor überführt und von der Versammlung in aller Form für abgesetzt erklärt.

Von Sutri aus eilte der König sogleich mit dem ganzen Heere und dem geistlichen Gefolge nach Rom. Hier kam es zu einer neuen großen Synde in der Peterskirche, auf der dann auch die Absetzung Benedicts ausgesprochen wurde. Allein noch Wichtigeres geschah auf derselben. Es handelte sich vor allem um die Wahl eines neuen Papstes; aber noch nie hatte sich der Mangel eines geeigneten Kandidaten so bemerkbar gemacht, wie in diesem Falle. Heinrich war entschlossen, nur einem deutschen Bischofe die päpstliche Würde zu gewähren. Auf den Rat Adalberts von Bremen, der für seine Person ablehnte, bestimmte er Suidger, den Bischof von Bamberg, zur Annahme derselben. Dieser wurde am Weihnachtsfeste als Clemens II. geweiht und vollzog noch am selben Tage an Heinrich und seiner Gemahlin die Kaiserkrönung.

Die Berichte aus jenen Zeiten werden nicht müde, den Jubel zu beschreiben, der damals das gesamte römische Volk erfüllt habe. Noch deutlicher aber spiegelt sich die Ergebenheit desselben in einem Akt von weittragender kirchenpolitischer Bedeutung. Nach der Krönung Heinrichs wurde dieser von den Römern freiwillig zu ihrem Partricius erklärt und ihm das Principat, d. h. die entscheidende Stimme bei den künftigen Papstwahlen zugesichert. Das alte Wahlrecht des Kaisertums ward für Heinrich III. unbeschränkter als bisher erneuert; es war im Grunde dasselbe, welches Lothar I. eingesetzt und Otto der Große durchgeführt hatte. Wenn man sich jetzt in Rom bereitwillig dazu entschloß, so hängt dies ohne Zweifel damit zusammen, daß die Vernachlässigung desselben zu den schreiendsten Übelständen geführt hatte. Der Kaiser verfolgte überall die Simonie: er that es auch in Bezug auf das Papstthum und hatte dabei die öffentliche Stimme für sich.

Dem entsprach es dann, daß alsbald bei der nächsten Vakanz — Clemens II. starb bereits im Oktober 1047 — die Römer sich an Heinrich

wandten, und dieser auf Anraten der Großen den Bischof Poppo von Brixen, der mit ihm in Italien gewesen war, als Damasus II. zum Papst ernannte. Markgraf Bonifacius von Toscana mußte, obwohl er trotz des Widerstrebens der Mehrheit in Rom den abgesetzten Benedict IX. dorthin zurückgeführt hatte, auf einen bestimmten Befehl des Kaisers den neuen deutschen Papst in den Lateran einführen. Doch Damasus wurde daselbst keinen Augenblick wohl: er verließ Rom wieder und starb bereits am dreiundzwanzigsten Tage nach seiner Ordination, im August des Jahres 1048.

Aufs neue wurde der Kaiser durch eine römische Gesandtschaft um die Ausübung seines Wahlrechts ersucht. Heinrich berief eine Reichsversammlung nach Worms. Hier wurde, nicht ohne Einfluß der Fürsten, sein Vetter, Bruno von Toul aufgefordert, römischer Papst zu werden. Was diesen empfahl, war beides, seine hohe Geburt und sein durchaus kirchlicher Sinn. Er stammte aus dem Hause der Grafen Egisheim; sein Vater war ein Vetter Konrads II. gewesen. Als Bischof von Toul nahm Bruno persönlichen Anteil an den großen Angelegenheiten. Man schreibt ihm die Wiederherstellung des Friedens nach dem Falle des Grafen Odo und ebenso die Erhaltung guter Verhältnisse mit Frankreich zu. Auch auf die Erwerbung von Burgund und die Vermählung Heinrichs III. mit einer südfranzösischen Dame soll er Einfluß gehabt haben.

Eben in diesen Regionen hatte nun aber die cluniacensische Doktrin vorlängst die Oberhand. Bruno schloß sich ihr mit ganzer Hingebung an. Er gehörte zu denen, die einst dem Kaiser geraten hatten, dem neuernannten Erzbischof von Lyon, Halinard, der ein Mönch war, den Eid der Treue zu erlassen. Alle Jahre einmal pflegte er nach Rom zu wallfahrten und sogar eine wunderbare Heilung seiner Reisegefährten von den Einwirkungen des italienischen Klimas wird ihm zugeschrieben. Er galt für einen Heiligen.

Die allgemeine Stimme auf dem Reichstag zu Worms, dem er beiwohnte, designierte Bruno zum Nachfolger des Damasus, und die römischen Legaten schlossen sich ihr an. Gleichwohl entschloß er sich nicht ohne lange Bedenken, die Würde anzunehmen. Eines derselben bildete die Wahl selbst. Denn durch die kaiserliche Autorität allein wollte er nicht zum Papsttum aufsteigen. Er machte für seine Annahme die ausdrückliche Bedingung, daß Klerus und Volk von Rom damit übereinstimmten.

Wenn Kaiser Heinrich trotz alledem den geistlich tief angeregten Blutsverwandten zum Papst zu befördern kein Bedenken trug, so lag dies darin, daß er auch selbst für diese Gesinnungen empfänglich war und von einem nahen Verwandten immer noch mehr Unterstützung als Widerspruch erwartete. Dennoch trat ein solcher bald eben an der empfindlichsten Stelle ein.

In Benevent hatte sich eine Empörung gegen die dortigen Fürsten, welche von jeher unter kaiserlichem Schutz standen, Pandulf und Landulf, erhoben. Diese waren verjagt worden, und das Volk hatte sich dann an den römischen Stuhl ergeben. Der neue Papst begab sich nun nach Benevent und nahm

die Huldigung an. Unmöglich konnte sich das kaiserliche Interesse dadurch befriedigt fühlen: ich möchte sogar meinen, daß eine absichtliche Überhebung der geistlichen Ansprüche darin lag. Niemand war dabei thätiger, als jener ebenerwähnte Erzbischof Halinard. Er arbeitete unaufhörlich mit dem neuen Papst zusammen, und ihn wohl muß man als den Geist betrachten, der Leo IX. — so nannte sich Bruno als Papst — beherrschte.

Man hat sich oft verwundert, daß der Kaiser in dem Konflikt, der jetzt zwischen Leo und den Normannen ausbrach, nichts für den Papst gethan hat. Allein jene Besitznahme war ja geradezu gegen sein Interesse, und mit den Normannen standen die deutschen Kaiser doch seit geraumer Zeit schon in gutem Einvernehmen. Die Besitzergreifung Benevents läßt sich als das erste Motiv der Entzweiung der beiden Gewalten, die damals hervortrat, ansehen, wenn es auch schließlich zu einer Art von Verständigung zwischen Kaiser und Papst hierüber gekommen ist.

Ohne Frage war dieser Schritt Leos ein gewaltsamer Eingriff in die altvasallitische Verpflichtung der Stadt gegen den Kaiser, ja mehr, ein Eingriff in die in Unteritalien herrschenden Verhältnisse überhaupt. Da der Papst keine Unterstützung von Deutschland her erwarten durfte, so wendete er sich an das Kaisertum von Byzanz. Dieses war damals infolge des wetterwendischen Verhaltens seines apulischen Befehlshabers, des Sohnes des Melus, Argyrus, welcher bald zu den Normannen, bald zu den Griechen hielt, in offenen Krieg mit den Normannen geraten. Aber hierdurch wurde der Widerstand der Normannen erst recht aufgefordert; sie waren jetzt alle vereinigt, und bezeichnend ist es, daß sie in den Kontestationen mit dem Papste die Lanze vorgezeigt haben, an welche sich die kaiserliche Belehnung knüpfte. Der Gegensatz der Auffassung, der hier zum Ausdruck kommt, hat eine innere Bedeutung. Der Papst meinte, die neuen Gläubigen würden sich ihm aus Ehrfurcht unterwerfen, die Normannen andererseits waren der Ansicht, der Papst würde sich dem Rechte nicht widersetzen, das ihnen durch Belehnung des Kaisers zu Teil geworden sei. Als es darüber dann im Juni 1053 bei Civitate zu einem ernstlichen Zusammentreffen kam, wurde der Papst Gefangener der Normannen. Durch seine Absolution mußte er die beschränkte Freiheit erkaufen, die man ihm ließ. Es war überhaupt die Katastrophe seines Lebens; er verdankte sie seiner Lossagung von dem kaiserlichen Interesse.

Der Tod Leos IX., der am 19. April 1054 erfolgte, stellte den Kaiser vor die Aufgabe, von neuem sein Wahlrecht auszuüben. Eine Gesandtschaft aus Rom traf in Deutschland ein, an ihrer Spitze der Subdiakon der römischen Kirche, Hildebrand, den Leo bei seinem Regierungsantritt aus Cluny mit sich genommen und an die Spitze der Finanzgeschäfte des päpstlichen Stuhles gestellt hatte. In Mainz kam es mit dem Kaiser zur Verhandlung. Hildebrand erklärte in einer Diskussion, die sich entspann, man würde in Rom keinen anderen Papst annehmen, als Bischof Gebhard von Eichstedt. Gebhard stand Heinrich ganz besonders nahe; er leitete für den jungen Sohn

des Kaisers die herzogliche Regierung in Bayern; zugleich aber kannte man ihn in Rom als einen Geistlichen, der die Würde der Kirche sorgsam wahre.

Allein Gebhard weigerte sich lange Zeit auf das hartnäckigste, dies neue Amt anzunehmen. Endlich, im März 1055 auf einem Fürstentag zu Regensburg, gab er dem Drängen nach. Er nahm — als Viktor II. — das Pontifikat an, mit der feierlichen Erklärung, nach Rom gehen zu wollen, um sich daselbst ganz dem heiligen Petrus zu ergeben.

In Heinrichs III. Sinn lag es, überall die Simonie zu vertilgen, wo er ihr begegnete, die kaiserliche Prärogative in Bezug auf die Geistlichkeit aber um so stärker auszuüben. In diese Ordnung sollte selbst das Papsttum sich fügen. Schon aber hatten neue Empörungen, die den Kaiser in Ost und West zugleich bedrohten, seinem System eine schwere Erschütterung gebracht.

In Ungarn war König Peter, der Vasall Heinrichs, im Jahre 1047 durch einen Aufruhr gestürzt und der deutschen Lehnsherrlichkeit ein schnelles Ende bereitet worden. Der Erfolg, den diese Empörung fand, brachte auch die lothringische Fehde wieder in Anregung. Herzog Gottfrids Sinn war noch immer auf das ganze Lothringen gerichtet; er unternahm jetzt einen Zug gegen die kaiserlichen Besitzungen, die er verwüstete. Was seine Erhebung vollends gefährlich machte, war, daß er in Balduin von Flandern und Dietrich von Holland bald eifrige und mächtige Bundesgenossen fand.

Heinrich sah sich genötigt, die Entscheidung in Ungarn bis zur Erledigung des Streites im Westen hinauszuschieben. Anfangs schien dieser ein schnelles Ende zu finden. Durch dänisch-englische Hülfe unterstützt, brachte der Kaiser Gottfrid ebenso wie Balduin noch vor Ausgang des Jahres 1049 zur Ruhe. Bald aber erhob sich Balduin von neuem. Der Kaiser, in großer Bedrängnis, mußte sich dazu entschließen, Gottfrid einen Teil seines Besitzes zurückzugeben und die Verteidigung des Landes gegen die flandrische Grenze hin zu überlassen. Und auch in Ungarn, wo er selbst den Kampf gegen die Empörer ausfocht, war sein Erfolg nur gering; die verlorene Oberhoheit über das Land vermochte er nicht wiederzugewinnen. Als der neue König, Andreas, schon sich zu fügen bereit war, wurde er im letzten Augenlick durch eine aufständische Bewegung des Herzogs Konrad von Bayern daran verhindert.

Und was die größte Gefahr in sich barg, Gottfrid selbst zeigte sich des Vertrauens, mit dem ihn der Kaiser geehrt, nicht würdig. Ohne Vorwissen Heinrichs vermählte er sich im Jahre 1054 mit Beatrix, der Witwe des mächtigen Markgrafen Bonifacius von Toscana, wodurch er in Oberitalien eine dem Kaisertum überaus gefährliche Herrschaft gewann.

Dies war vor allem der Grund, daß Heinrich im Frühjahr 1055 von neuem einen Zug über die Alpen unternahm. Der Herzog, der doch nur geringe Sympathie in seinem neuen Besitztum fand, mußte vor ihm zurückweichen, und kehrte nach Lothringen heim, wo er im Bunde mit Balduin von Flandern noch längere Zeit, wenn auch ohne bedeutenderen Erfolg, die

Streitigkeiten fortsetzte. Auch eine Verschwörung im Reiche, die auf nichts geringeres als den Sturz des Kaisers hinauslief, fand doch, noch ehe man sich der Tragweite des Schrittes bewußt geworden, durch den plötzlichen Tod der Hauptbeteiligten ein schnelles Ende.

Wenn auch von vielen Seiten bedroht und im Kampfe nicht immer siegreich, blieb Heinrich III. doch im ganzen Meister der Situation. Was ihn für die Angriffe, denen seine Herrschaft von weltlicher Seite her ausgesetzt war, entschädigen mochte, war das enge Verhältnis, in dem er bis zu seinem Ende zu dem Träger der höchsten geistlichen Gewalt stand. Viktor II. hatte auch nach seiner Wahl zum Pontifikat sein Bistum Eichstedt beibehalten dürfen; er verkehrte an dem Hof zu Goslar wie ein deutscher Erzbischof. Auch mit dem Herzogtum Spoleto und der Markgrafschaft Fermo hatte ihn das Vertrauen des Kaisers belehnt, wobei man allerdings nicht übersehen darf, daß diese Vergabung nur der Person des Papstes, nicht dem römischen Stuhle selbst galt. Im September 1056 erschien Viktor von neuem am Hofe Heinrichs. Diesem war es gelungen, Lothringen zur Ruhe zu bringen; Herzog Gottfrid hatte sich ihm in Trier gestellt. Allein das melancholische Gemüt des Kaisers wurde des Erfolges nicht froh. Die Nachricht von der vernichtenden Niederlage eines sächsischen Heeres durch die Wenden, die ihm damals auf seiner Pfalz Bodfeld im Harz zuging, brachte dem seit langem schon in seiner Gesundheit schwer erschütterten Monarchen den Tod. Nachdem er bei dem Papst und den anwesenden Fürsten und Bischöfen noch für die Anerkennung der Nachfolge seines jungen Sohnes Sorge getragen, schied er zu Bodfeld am 5. Oktober 1056 im neununddreißigsten Lebensjahre dahin. —

Der Wanderer, der mühsam einen steil emporragenden Berg erklommen, pflegt wohl nicht in die Tiefe herabzusteigen, ohne das Auge noch einmal nach dem hinter ihm liegenden Gebiete zurückzuwenden, Sei es auch mir vergönnt, bevor wir die Höhe des deutschen Kaisertums, die mit der Regierung Heinrichs III. schon überschritten ist, vollends verlassen, auf den Entwickelungsgang, der uns hieher geführt hat, einen kurzen Rückblick zu werfen.

Das deutsche Kaisertum war bei weitem nicht das geworden, was es vor dem Unglück von Rossano zu werden versprach. Durch diese Niederlage zumeist wurde es von außen her zurückgedrängt und in seinem Inneren tief erschüttert. Gleichwohl aber hatte es sich behauptet: noch einmal war es mächtig über das Papsttum zu einer Weltstellung aufgestiegen, welche ihm eine allgemeine Oberhoheit über den gesamten Westen zu sichern schien. Da war der jähe Tod Ottos III. eingetreten, der von neuem wiederum die Existenz des Reiches und sein inneres Zusammenhalten zweifelhaft machte. Aber Heinrich II., der noch dem sächsischen Hause angehörte, verstand es, das Reich in sich selbst zusammenzuhalten und noch fester als ehedem zu konstituieren. Zwar die unbedingte Autorität der Ottonen zu behaupten, war er nicht im stande. Seine Erhebung wurde durch eine Vereinbarung mit den Stämmen,

welchen Vorrechte außerordentlicher Art bewilligt werden mußten, geschmälert. Wenn er darum aber die geistlichen Institute, namentlich das Bistum, begünstigte, so lag hierin nur ein Cement für die innere Einheit, die so auch dem Papsttum gegenüber zusammenhielt. Heinrich II. verdient unter den Begründern des deutschen Reiches, wie es in der Folge bestand, eine der ersten Stellen. Die religiösen Kolonien nach Osten hin ließ er den Versuchen der Indepenbenz gegenüber, die sich auf die Phantasien Ottos III. gründeten, nicht fallen; auch für seine Regierung schon war die Verbindung des Reiches mit dem Norden von bemerkenswerter Bedeutung.

Allein es fehlte Heinrich eine Nachkommenschaft, und so mußte bei seinem Tode die Autonomie der Stämme notwendig zu Tage treten. Da war es nun ein großes Ereignis, daß das Geschlecht, welches bei der ersten Wahl durchdrang und das doch in der That als das meistberechtigte angesehen werden konnte, die Krone erlangte und machtvoll behauptete.

Unter den deutschen Kaisern nimmt Konrad II. einen besonders hohen, vielleicht den höchsten Rang ein. Ihm gelang es, die äußere Stellung des Reiches durch die Erwerbung von Burgund nach dem europäischen Süden hin zu befestigen und zu bestimmen. Durch das gute Vernehmen, in das er mit dem nordischen Imperium Kanuts trat, wurde seine Herrschaft nach Nord und Ost hin gleichmäßig gesichert; die slavischen Völkerschaften erlagen dem Verein der beiden Gewalten. Regungen des Ungehorsams, die sich wohl erhoben, wurden mit Kraft und Umsicht gedämpft. Die vornehmste Stärke der Regierung Konrads II. bestand in der unbedingten Autorität, die er über das Bistum übte. Im vollen Genuß derselben war er gestorben. Sie war für die große Vereinigung, die man das deutsche Reich zu nennen anfing, unentbehrlich. Daß sie sich aber behaupten würde, war damit noch nicht gesagt. Das Interesse der europäischen Menschheit konnte damit noch keineswegs völlig gewährleistet sein.

Selbst der Sohn Konrads, Heinrich III., wich darin von dem System seines Vaters ab. Er gab den entgegengesetzten Tendenzen Raum oder verschaffte ihn ihnen sogar. Und man muß sagen, sie hatten eine innere Notwendigkeit, denn das geistliche Prinzip bedarf eben einer unabhängigen Repräsentation. Nicht allein in dem Papsttum, das vielmehr lange Zeit mit dem Kaisertum verbündet war, lebte diese Idee der Unabhängigkeit: sie war zuletzt in dem geistlichen Institut selbst begründet. Ihren vornehmsten Sitz hatte sie in dem Kloster Cluny, welches im Gegensatz zu der bischöflichen Hierarchie in Gallien und Britannien eine bedeutende Rolle spielte und seine Einwirkungen bald auch auf Italien und das Reich erstreckte. Es herrschte unter den Zeitgenossen fast allgemein die Überzeugung, Konrad habe in seinen Kämpfen mit Erzbischof Aribert die Grenzlinie der weltlichen Gewalt überschritten. Heinrich III. war selbst bei der mailändischen Unternehmung davon überzeugt worden. Er hatte sich immer mehr in den geistlichen Ideenkreis eingelebt. Seine zweite Vermählung mit einer Erbin aus dem südlichen

Frankreich, wo die Tendenzen Clunys bereits herrschten, gab denselben einen bevorzugten Einfluß auf das Reich.

Die vornehmste politische Frage dieser Epoche war ohne Zweifel die, inwieweit die cluniacensischen Ideen auch in Rom selbst zur Autorität gelangen würden. Dabei nun geschah es, daß Heinrich, der durch seinen Einfluß auf Rom über das Papsttum vollständig dominierte, an den exklusiven, weltlichen Gesichtspunkten der kaiserlichen Gewalt irre geworden, einen Papst einsetzte, der von diesen Anschauungen aufs tiefste durchdrungen war und sie zur Herrschaft zu bringen für Gewissenssache hielt. Heinrich erkannte ohne Zweifel bald, was ihm von Leo IX. drohte: er konnte sich der Thatsache nicht verschließen, daß in der Verbindung des Papstes mit dem griechischen Reiche und in dem Verhältnis, in das Leo zu Unteritalien trat, eine Gefahr für die kaiserliche Autorität in ihrer Ausdehnung selbst lag. Zwar gelang es ihm nach dem frühen Tode Leos noch einmal, einen völlig ergebenen Geistlichen auf den römischen Stuhl zu erheben und die Stellung eines allwaltenden Kaisers zu behaupten. Allein das Eine zeigte sich gleichwohl, daß eine volle Manneskraft dazu gehörte, diese Stellung aufrecht zu erhalten. Da nun, in diesem Augenblick, trat der Tod des Kaisers ein, der die Herrschaft an einen sechsjährigen Knaben brachte. Ob so je eine Fortsetzung des bisherigen Regiments möglich sein würde, war umsomehr zweifelhaft, da bald nach dem Abscheiden Heinrichs III. auch Papst Viktor seinen Tod fand.

Neuntes Kapitel.

Anfänge der Emancipation des Papsttums.

Wenn nach dem Tode Heinrichs III. ein Hof in Deutschland gebildet wurde, bei welchem eine in blühenden Jahren stehende Kaiserin, ein junger, kräftiger, leidenschaftlicher König und einige Großwürdenträger der Kirche die entscheidende Stimme führten, so ermißt man die Klippen, an denen der Einfluß des Kaisertums auf die Berufung zur höchsten pontifikalen Gewalt scheitern konnte. Welch ein Zustand war es, daß die kirchliche Autorität, welche schon unendlich weit über den Kreis, den das Kaisertum beschrieb, hinausgriff, nach dem Dafürhalten eines Hofes eingesetzt werden sollte, der seiner selbst so wenig sicher war, wie dieser deutsche Hof.

Nicht aus einer einfachen Betrachtung jedoch ist der Widerspruch hiegegen hervorgegangen. Er knüpft vielmehr an die schon vorangegangenen, zur Zeit Papst Leos IX. zu Tage gekommenen Ideen an. Leo IX. verdankte seine Würde der Einwilligung und Nachgiebigkeit Heinrichs III. Aber in

und mit diesem Papst war gleichsam ein systematischer Gegensatz gegeben, der sich dem abendländischen Kaisertum entgegenstellte. An dem römischen Hofe war man seitdem mit dem Einfluß der occidentalen Kaiser auf die geistliche Gewalt tief unzufrieden; man zog den Zustand der morgenländischen Kirche, wo die geistlichen Würden in ruhiger Konsequenz, nicht unter unaufhörlichem Einwirken der kaiserlichen Macht vergabt wurden, dem Zustande im Abendlande bei weitem vor. Man leugnete nicht, daß auch bei der Besetzung der Ämter mancherlei Menschlichkeiten vorkämen, aber es geschehe doch dort durch die Geistlichkeit selbst, nicht durch die Laien.

Wir besitzen eine Schrift des Kardinals Humbert gegen die Simonisten, die als das Manifest dieser Ideen betrachtet werden kann. Die Wurzel des Übels suchte der Kardinal in der unkanonischen Vergabung der Kirchenämter, bei der die Wahl des Klerus bedeutungslos und der Einfluß des Papstes und des Metropoliten auf dieselbe so gut wie vernichtet sei, während alles nur davon abhänge, an wen der Kaiser mit dem Krummstab und dem Ring das Bistum oder die Abtei verleihe. Dieses Recht der Investitur ist das vornehmste, welches die strengere Partei im Abendlande, die sich die reformistische nennt, bekämpft; allein man darf nicht übersehen, es ist auch das, an welches die Verfassung der abendländischen Kirche wesentlich anknüpft.

In den cluniacensischen Erinnerungen an den späteren Papst Gregor VII. findet sich folgende: Man erblickt Hildebrand, der zum Kanzler der römischen Kirche erhoben worden ist, in der Fülle seiner umfassenden Thätigkeit, einen Mann von keiner äußeren Gestalt, die ihm Würde gegeben hätte, von keiner Herkunft aus vornehmem Geschlecht, aber umgeben von den Mächtigen und Großen, die ihn suchen und brauchen. Es heißt dann, daß er nicht für sich selbst arbeite, sondern für den heiligen Petrus. Daran knüpft der Autor die Bemerkung, dies sei eben der Mann, von welchem die Investitur der Geistlichen durch weltliche Hände verboten worden, was den Kaiser zu so großer Feindschaft gegen ihn ergrimmt habe. Und wenn man den Ideen nachforscht, durch die das jetzt Gestalt gewinnende gregorianische System sich von den klerikalen Oppositionen der vorangegangenen Jahrhunderte unterscheidet, so ist es allerdings die Verwerfung jedes weltlichen Einflusses auf das kirchliche Gebiet, die jenes vornehmlich charakterisiert.

Gleich nach dem Tode Papst Viktors II. (Juli 1057) trat in Rom die Opposition gegen das Kaisertum auf das deutlichste zu Tage. In der Stadt befand sich damals der Kardinal Friedrich, Abt von Montecassino und Bruder Herzog Gottfrids von Lothringen. Er hatte sich einst an Leo IX. angeschlossen und war von diesem nach Konstantinopel geschickt worden. Reiche Geschenke hatte er von dort, auch an die Römer selbst, nach Italien mitgebracht. Heinrich III. mußte darin eine politische Gefahr erblicken, zumal der Bruder Friedrichs, Gottfrid, zu immer höherem Ansehen emporstieg. Um den Nachstellungen des Kaisers zu entgehen, hatte der Verfolgte das

Mönchsgelübde gethan, und war, sehr zum Mißvergnügen Viktors II., zum Abt von Montecassino gewählt worden.

Friedrich nun hielt sich in jenen Tagen in Rom auf, wo er seit langem schon eine angesehene Persönlichkeit war. Bei einer Messe, die er am 27. Juli daselbst hielt, wurde er von einer großen Menge der Römer nach seinem Hause geleitet. Einige Tage darauf traf die Nachricht vom Ableben des auf der Rückreise in Oberitalien verstorbenen Papstes ein. Als jetzt die Frage, wer der Nachfolger Viktors werden sollte, alle Gemüter beschäftigte, war es begreiflich, daß sich sogleich die Aufmerksamkeit auf Friedrich wendete, der auch alsbald von den Klerikern und römischen Bürgern Besuche empfing. Einen Tag und eine Nacht hielt man Rat. Friedrich zögerte anfangs, die Wahl anzunehmen; er empfahl Hildebrand, der dem aus Deutschland heimkehrenden Viktor entgegengeeilt war und sich noch in Toscana befand, als Kandidaten. Allein die Parteiversammlung wollte nicht warten. Ohne weiteres führte man Friedrich nach der Basilika St. Peter ad Vincula und erhob ihn unter dem Namen Stephan IX. zum Papst. Er nahm sofort vom Lateran Besitz und wurde am folgenden Tage bereits, dem 3. August, in St. Peter konsekriert.

Irre ich nicht, so lag in dieser Wahl, die durch eine Vereinigung von Freunden, ohne daß man in Deutschland auch nur angefragt hätte, erfolgt war, die denkbar größte Reaktion. Sie mußte umsomehr bedeuten, da Heinrich III. doch keineswegs über seinen lothringischen Gegner vollkommen Herr geworden war. Dieser galt jetzt geradezu als Oberhaupt aller Gegner des Kaisertums in Nord- und Mittelitalien.

Papst Stephan wandelte in den Bahnen seines Meisters, Leos IX. Er ist besonders bestrebt gewesen, der Verehelichung der Geistlichen ein Ziel zu setzen. Einige Monate seines kurzen Pontifikates brachte er in Montecassino zu. Hier aber nahm das bösartige römische Fieber, an dem er litt, eine gefährliche Wendung, die ihn seinen Tod erwarten ließ. Wollte er noch etwas ausrichten, so mußte er sich beeilen, mit seinem Bruder Gottfrid Verabredungen zu treffen. Zu diesem machte er sich auf den Weg. Von Montecassino forderte er die Schätze an Gold und Silber, die das Kloster besaß. Man war der Meinung, er denke das Kaisertum selbst seinem Bruder zu übertragen und dann die ihm seit dem Ende Leos verhaßten Normannen aus Italien zu verjagen. Aber ehe er noch im mindesten Hand an das große Werk gelegt hatte, starb der Papst am 29. März 1058.

Damit trat die Frage der Ersetzung von neuem in den Vordergrund. Nicht ganz ohne Vorsorge für den Fall seines Ablebens hatte Stephan in einer Versammlung von Bischöfen unter Strafe des Anathems anbefohlen, bis Hildebrand, der zur Beschwichtigung des kaiserlichen Hofes über die Alpen geschickt worden, zurückgekehrt sein würde, mit einer Neuwahl zu warten. Er allein schien dem Papste fähig zu sein, eine neue Wahl zu leiten.

Aber es gab noch eine andere Macht in Rom, welche sich Stephan nie-

mals angeschlossen hatte, die der weltlichen Großen. Sie hatten in früheren Zeiten mehr wie einmal die Wahlen in der Hand gehabt. Es war die Partei, welche durch Beseitigung Benedicts IX. von Heinrich III. zurückgedrängt worden war. Nach dessen Tode hatten sie sich aufs neue erhoben. An ihrer Spitze stand Gregor, der Bruder eben jenes Benedict. Die Crescentier gleichwie viele andere Gegner des neuen Systems gehörten zu ihnen. Indem noch die Kardinalbischöfe, welche die entstehende Bewegung empfanden, sich dem entgegensetzten und ihre Bannflüche schleuderten, geschah es unter ihren Augen, daß bei nächtlicher Weile ein bewaffneter Aufruhr ausbrach und ein neuer Papst auf den Thron gesetzt wurde. Man hatte nicht versäumt, das Volk durch Geldgeschenke zu gewinnen; und da der neue Papst, Johannes Mincius, Bischof von Velletri, der den Namen Benedict X. annahm, zugleich noch in einer Art von Ehe lebte, so wurden durch diese Wahl alle Gesetze über Cölibat und Simonie in gleicher Weise aus den Augen gesetzt.

Durch die Erhebung Benedicts, den die Berichte als einen Mann schildern, welcher alles mit sich machen ließ, was man wollte, hatten die Großen die Autorität wieder in die Hand genommen. Auch sie sollen, wie gemeldet, nach Augsburg geschickt haben, um sich mit dem deutschen Volke zu verständigen. In welches Verhältnis aber konnte dieser zu der einen oder der andern jener Parteien treten? Sie waren beide notwendig seine Gegner.

Die Einsilbigkeit der Erzählungen und fast noch mehr die Verschiedenheit ihres Ursprunges machen eine exakte Notiz über diese Vorgänge fast unmöglich. Allein wenn man auch nur einen Schritt weitergeht, wird man doch nicht daran zweifeln können, daß der deutsche Hof das Wiedererwachen der Faktion der Magnaten gemißbilligt hat. Der Kanzler der Kaiserin, Wibert, wohnte einer Synode in Sutri bei, in welcher die Erhebung Benedicts X. zum Papst verdammt worden ist.

Bleiben wir aber bei dem offenkundigen Verfahren Hildebrands, welcher das volle Vertrauen der in Rom gestürzten Partei besaß, stehen. Die von dort verscheuchten Kardinalbischöfe sammelten sich um den von Stephan bereits zum Archidiakonus Erhobenen in Siena, wo auch Herzog Gottfrid von Lothringen erschien, und hier ist nun ihr gemeinschaftlicher Schützling, der Bischof Gerhard von Florenz, gewählt worden. Die Frage wurde aufgeworfen, ob eine Papstwahl gültig außerhalb Roms vollzogen werden könne. Da sprach Petrus Damiani das entscheidende Wort aus, daß Rom überall da sei, wo eine Kongregation von Kardinalbischöfen stattfinde.

Daran aber zweifelte niemand, daß der neue Papst — er nannte sich Nikolaus II. — nach Rom geführt werden müsse. Hildebrand hat auch dies Werk mit der ihm eigenen Entschlossenheit vollzogen, ohne vor den Mitteln zurückzuschrecken, die er dazu ergreifen mußte. Ein kleiner Krieg ist darüber in Rom selbst geführt worden, und auch an Bestechungen hat es nicht gefehlt. Vor allem wurden die in Anspruch genommen, welche um jenes letztwillige Verbot Stephans, das mehr als allgemeine Übereinkunft erscheint, gewußt

hatten. Viele bekannten ihre Schuld, andere hielten ihr Verhalten für gerechtfertigt, weil der Gewählte die besten moralischen Eigenschaften besitze. Aber Benedict wurde, wie schon auf jener Synode zu Sutri geschehen, jetzt auch in Rom für unwürdig erklärt und vertrieben. Hildebrand selbst nahm ihn gefangen und ließ ihn in die Basilica Constantiana abführen, wo dann eine Synode unter dem neuen Papst abgehalten wurde. Dieser hat, wie die lokalen Nachrichten melden, den Gegner mit eigener Hand des priesterlichen Gewandes entkleidet, doch ward ihm vergönnt, in Rom in tiefer Verborgenheit als Privatmann zu leben.

Zugleich wurde noch in demselben Jahre 1059 ein Dekret über die Papstwahlen erlassen, welches für die Folgezeit große Bedeutung gewonnen hat, hauptsächlich aber den eben vollzogenen Handlungen entsprach. Das Ergebnis der Streitigkeiten war gewesen, daß die Kardinalbischöfe der römischen Kirche die vornehmste Autorität errungen hatten. Durch sie war die Wahl des Papstes Stephan erfolgt, durch sie auch die Verordnung, daß keine Wahl vor der Heimkehr Hildebrands vorgenommen werden solle, erlassen worden. Ihnen hatte sich die Faktion der Barone entgegengesetzt. Sie hatten vor denselben weichen müssen, aber dann sich in Siena zu einer neuen Wahl vereinigt. Es war die erste große Handlung, welche Hildebrand durchgesetzt hatte.

Dem entsprach nun der Hauptinhalt des neuen Dekretes. Diesem zufolge sollen bei einer neuen Vakanz die Kardinalbischöfe über die Wahl miteinander zu Rate gehen, dann die übrigen Kardinäle und zuletzt der übrige Klerus und das Volk hinzugezogen werden. Man hofft, auf diese Weise aller Bestechung zuvorzukommen. Es soll allezeit freistehen, wie es eben geschehen war, wenn es nötig sei, auch ein Mitglied einer andern Kirche zu wählen; ebenso wird die Wahl an einem andern Ort als Rom gestattet — alles dies aber vorbehaltlich der Ehrfurcht, die dem jungen König Heinrich zu zollen sei. Er wird als der Fürst bezeichnet, von dem man hoffe, daß er die römische Kaiserwürde erlangen werde, worauf ihm und seinen Nachfolgern alle die Rechte gewahrt bleiben sollen, die ihnen die römische Kirche zugestanden hat.

Man sieht, welch einen Unterschied dieses Dekret von dem bisherigen Vorrecht, das die Kaiser besaßen, in sich schließt. Von einer Wahl ohne ihre Einwilligung war bis dahin nicht die Rede gewesen. Und noch mehr hat es zu bedeuten, daß auch von einer Bestätigung nichts darin verlautet. Der Gewählte ist, auch ohne Konsekration, allein durch seine Wahl schon berechtigt, die heilige römische Kirche zu regieren. Die Wahl verfügt, gleichviel wen sie trifft, über alle kirchlichen Rechte. Das Dekret erscheint als das Manifest der Unabhängigkeit des Kardinalkollegiums, von jedem fremden Einfluß, und es unterliegt keinem Zweifel, daß hier eben das gemeint war, was der Wortlaut besagt. So sah es auch Hildebrand, sicherlich wohl der geistige Urheber des Erlasses, an und bereitete sich alsbald zu einem künftigen Kriege vor.

Aus Besorgnis vor der Rache der römischen Großen begab sich der

Archidiakon persönlich nach Apulien. Noch einige Jahre zuvor hatte Stephan IX., wie wir sahen, in Verbindung mit seinem Bruder die Absicht gehabt, die Normannen zu verjagen. Papst Nikolaus sprach dieselben jetzt von den kirchlichen Censuren frei und gab ihnen Apulien und Calabrien und alle die Landschaften, die sie dem heiligen Petrus entrissen hatten, zu Lehen. Zum Danke dafür zogen die Normannen gegen Rom und befreiten die Stadt von der Herrschaft der Kapitane. So hatte durch wenige Handlungen die dem Kaisertum entgegengesetzte Faktion die Oberherrschaft in Rom, und zwar für das erste unantastbar, gewonnen.

Es war, wenn man so sagen darf, eine flagrante Usurpation der herkömmlichen kaiserlichen Befugnisse, die hier zum Ausdruck kam; Kaiser Heinrich III. hatte mehr als einmal die Papstwahl konstitutionsmäßig ausgeübt; Leo und Viktor waren geradezu von ihm ernannt worden. Zwar war zunächst von dem Widerstreit noch nicht die Rede. Er brach aber in vollen Flammen aus, als Nikolaus im Juli 1061 zu Florenz verstarb.

Es konnte kein Zweifel sein, daß es in Rom eine starke Partei gab, welche nach der alten Form zurückstrebte; von ihr ward durch förmliche Gesandtschaft der kaiserliche Hof aufgefordert, sein Recht auszuüben. Ihre Anhänger bestanden darauf, daß dem jungen Fürsten, Heinrich IV., das Patriciat zustehe; sie schickten ihm sogar die Insignien desselben zu, mit denen er zu Basel feierlich geschmückt wurde. Unmöglich konnte dies anders gedeutet werden, als daß der König auch in Deutschland an der Wahl eines Papstes Anteil nehmen dürfe. Dahin ging auch der Sinn der in Basel versammelten Kirchenoberen, welche eine einflußreiche Partei in Oberitalien für sich hatten.

Die Entscheidung des deutschen Hofes durfte keinen Aufschub erleiden, umsoweniger, da unter dem Getümmel der normännischen und lothringischen Waffen wiederum bereits ein Nachfolger in Rom proklamiert worden war, Bischof Anselm von Lucca, der Anhänger Clunys und Freund Gottfrids von Lothringen. Es war noch einmal ein Erfolg der kirchlichen Autonomie, welcher auf dem Übergewicht der politischen und militärischen Opposition im römischen Gebiete beruhte. Hildebrand, der vielgewandte Prandellus, wie ihn die Gegner nannten, hatte auch dieses Unternehmen geleitet. Der neue Papst, Alexander II., wurde ohne weiteres am 1. Oktober 1061 im Lateran inthronisiert und empfing sogleich den Lehenseid der Normannen.

Da ist denn nun auch der kaiserliche Hof, fußend auf das erneuerte Recht des jungen Königs und im Einverständnis mit den oberitalischen Bischöfen zum Werk geschritten und hat vier Wochen nach der Wahl Alexanders, am 28. Oktober, den Bischof von Parma, Cadalus, zum römischen Pontifex ernannt.

Zwei päpstliche Autoritäten standen jetzt einander entgegen, von denen die Ansprüche der einen auf der hohen Geistlichkeit in Rom in ihrer Verbindung mit der weltlichen Macht beruhten, die andere aber das alte deutsche

Recht der Ernennung und die bisher gepflogenen Gewohnheiten repräsentierte. Cadalus, der als der Papst des Reiches betrachtet werden kann, säumte nicht, gleich im März 1062 mit einem stattlichen Heer, dessen Pracht sogar Aufsehen erregte, nach Rom vorzudringen, um seine Hauptstadt einzunehmen. Er konnte auf zahlreiche Anhänger zählen. Die Engelsburg selbst stand ihm offen. Unaufgehalten drang er in die transtiberinische Stadt ein: es wäre nur auf ihn angekommen, wenn er sich in diesem Momente in St. Peter hätte krönen lassen wollen. Allein nicht so leicht war Hildebrand zu überwältigen. Leo, ein Jude von Herkunft, wird berichtet, stand ihm zur Seite und versah ihn mit Geld: als Cadalus am nächsten Tage vorrückte, fand er blutigen Widerstand, den er nicht mehr zu überwältigen vermochte. Er hatte so lange an seinem Succeß keinen Augenblick gezweifelt; jetzt mußte er beschämt seinen Rückzug antreten (April 1062).

Der mißlungene Versuch auf Rom schloß auf der andern Seite den Sieg Hildebrands und Alexanders in sich ein, der umsomehr bedeutete, da Mittel- und Oberitalien voll von ihren Anhängern waren. Noch größere Tragweite aber gewann das Ereignis durch seinen Zusammenhang mit anderen, welche in diesem selben Moment in Deutschland stattfanden.

Zu bezweifeln ist nicht, daß Kaiserin Agnes, einverstanden mit dem Bischof Heinrich von Augsburg, der die Leitung der Geschäfte in seinen Händen hatte, daran festhielt, das salische Kaisertum wieder zu seiner alten Autorität zu erheben. Sie war auch keineswegs ohne Ansehen und Macht. Sie wußte den jungen Mann, den sie zu ihrem Eidam bestimmt hatte, Rudolf von Rheinfelden, zum Herzog von Schwaben zu ernennen, während der Graf vom Breisgau, Berthold, aus zähringischem Geschlecht, dem eine Anwartschaft auf Schwaben zustand, zur Entschädigung dafür Kärnthen und die Mark Verona erlangte. Das Herzogtum Bayern behielt sie selbst vorläufig in ihrer Hand.

Allein in den auswärtigen Angelegenheiten wurde diese Regierung von großem Unglück betroffen. Die Kaiserin hatte die eine ihrer Töchter mit dem Sohne des Königs Andreas von Ungarn, Salomo, verlobt: Andreas besaß jedoch in seinen nächsten Verwandten die heftigsten Feinde. Sein Bruder Bela hatte an den Feierlichkeiten zur Erneuerung der alten Bündnisse nicht teilgenommen. Bald entwickelten sich offene Feindseligkeiten zwischen beiden. Die Kaiserin hielt es für gut, dem Vater ihres künftigen Schwiegersohnes eine stattliche deutsche Kriegsmannschaft zu senden; aber Andreas wurde überwältigt, und die Heftigkeit der ungarischen Reaktion wendete sich jetzt gegen die Deutschen selbst. Sie wurden an einem Engpaß, genannt das Thor des Reiches, von den Ungarn überfallen und trotz ihres heroischen Widerstandes sämtlich getötet oder gefangen. Durch diese Niederlage ward dem Versuch, Ungarn und Bayern in Verbindung zu bringen und die Autorität des deutschen Namens in Ungarn aufrecht zu erhalten, fürs erste gewaltig Einhalt gethan. Bayern selbst war so gefährdet, daß Kaiserin Agnes

und der die Geschäfte führende Bischof von Augsburg nicht eben sehr geeignet erschienen, die Grenzen zu verteidigen. Die Kaiserin ernannte deshalb einen Herzog. Sie wählte aber dazu nicht einen bayrischen Großen, sondern einen sächsischen, Otto von Nordheim. Er gehörte einem Geschlechte an, durch welches einst jener Ekkard von Meißen, der sich der Erhebung Heinrichs II. entgegenstellen wollte, zu Grunde gegangen war.

Mehr und mehr wurde überall im Reiche eine feste Hand vermißt. Die am Hofe vorwaltenden Personen, liest man bei einem Autor aus jenen Tagen, schienen nur ihre eigenen Geschäfte im Auge zu haben. Am meisten wurde ihr Ehrgeiz dadurch verletzt, daß sie von der unmittelbaren Teilnahme an der Regierung, die eine Frau leitete, ausgeschlossen waren. Dem nun beschlossen sie durch einen plötzlichen Handstreich, in welchem List und Gewalt sich vereinigten, ein Ende zu machen. Die Autorität der Kaiserin beruhte vornehmlich darauf, daß ihr Sohn, der König, in ihren Händen und in ihrer Gesellschaft war. Die Kaiserin befand sich eben auf St. Swibertswert, wie es heute heißt Kaiserswerth, einer erst vor kurzem gemachten Erwerbung Heinrichs III., die sie besonders liebte. Da setzten nun die größten Magnaten des Reiches ihren Plan ins Werk. Es war am 31. März (1062) beim Osterfest. Ein Fahrzeug des Erzbischofs Anno von Köln war in die Nähe gekommen. Anno lud den König ein, es persönlich in Augenschein zu nehmen. Nichts Arges ahnend erschien der junge Fürst. Kaum aber befand er sich an Bord, so stießen die Ruderer vom Ufer ab, und Heinrich erkannte, daß er ein Gefangener war. Freiheit atmend von Natur, stürzte er in die Flut. Er wäre wahrscheinlich verloren gewesen, hätte nicht der Markgraf Ekbert von Braunschweig, der auf Annos Seite stand, aber ein naher Verwandter des jungen Königs war, sich sofort in den Rhein gestürzt und den Knaben in das Schiff zurückgebracht. Anders indessen war es nicht, als daß Heinrich sich nun wirklich in der Gewalt der Magnaten befand, die jetzt auf den Besitz seiner Person den Anspruch auf die Reichsregierung gründeten.

Ohne Zweifel war es Ehrgeiz und die Sucht, die Gewalt selbst in die Hände zu nehmen, was die Fürsten zu diesem kühnen Vorgehen bestimmte. Diese Tendenz trat bald sehr offenkundig zu Tage. Bei dem sächsischen Annalisten bereits findet sich eine Angabe der Verwirrungen, die dadurch in der Reichsregierung entstanden sind. Schwerlich aber darf man bei diesem Gesichtspunkte allein stehen bleiben. Wie sollte nicht die allgemeine Kombination, die in dem Verhältnis zu Alexander und Cadalus lag und welche ein hierarchisches Interesse enthielt, dabei mit in Betracht gekommen sein. Herzog Gottfrid von Lothringen, der die Erhebung Alexanders II. nicht wenig gefördert, war ein Freund des Erzbischofs Anno. Man muß behaupten, der Sieg Alexanders über seinen Gegner trug mit dazu bei, den Boden zu zerstören, aus dem das Unternehmen des Cadalus hervorgegangen war: dessen Niederlage vor Rom und der Staatsstreich von Kaiserswerth ergänzen einander.

Zehntes Kapitel.

Erste Regierungszeit Heinrichs IV.

Für die Reichsgeschichte hat das Ereignis von Kaiserswerth insofern eine große Bedeutung, als dadurch an der Stelle der Einheit des Hofes, der die Geschäfte führte, zum erstenmal eine Aristokratie, vornehmlich geistlicher Natur, die Regierung in die Hand nahm. Der ehrgeizige Anno von Köln, einst der Beichtvater und Günstling Kaiser Heinrichs III., war das Haupt der Verschwörung gegen den jungen König gewesen; indessen zu einer Alleinherrschaft im Reiche vermochte er es nicht zu bringen. Schon im Laufe des folgenden Jahres, 1063, stellte sich dies aufs deutlichste heraus. Während Anno sich mit der Erziehung und Obhut des Königs begnügen mußte, wurde, veranlaßt durch die Rivalität der Genossen Annos, die Führung der Reichsgeschäfte in die Hände des mächtigen Erzbischofs von Bremen und Hamburg, Adalbert, gelegt.

Auch Adalbert hatte in nahem Verhältnis zu Heinrich III. gestanden. Wir fanden ihn bereits bei der Krönung des Kaisers in Rom, der das damals erledigte Pontifikat ihm zu übertragen geneigt war. Allein Adalbert hatte sich nicht entschließen können, sein nordisches Erzbistum aufzugeben. Und in der That war die Stellung, die er hier einnahm, über alle Maßen bedeutend. Durch ein Diplom Leos IX. aus dem Jahre 1053 war Adalbert unter ausdrücklicher Beziehung auf Bonifacius zum Legaten und Vikar des päpstlichen Stuhles erhoben und ihm das Recht verliehen worden, innerhalb seiner Diöcese Erzbischöfe zu ernennen. Wie groß aber war das Gebiet, das diese umschloß. In jenem Diplome wird der gesamte Norden, selbst Grönland eingeschlossen, seiner geistlichen Gewalt unterstellt. Und es findet sich die Nachricht, daß von Island aus ein Bischof nach Rom hin sich auf den Weg gemacht habe, um dort eine kanonische Ordination zu erlangen, vom päpstlichen Stuhl aber an Adalbert gewiesen worden sei. Wer möchte sagen, wie weit der Succeß des Erzbischofs und damit zugleich der Idee des Kaisertums in diesen Regionen gediehen wäre, hätte Adalbert alle seine Kräfte ganz jener Direktion widmen dürfen. Allein er wurde mit den Herzögen der Sachsen, den Billungern, in beständige Streitigkeiten verflochten. Wir wissen, mit welcher Eifersucht die Sachsen ihre provinziale Unabhängigkeit hüteten. In dem jungen Erzbischof, der von dem Kaiser auf diesen ihnen benachbarten Posten gestellt worden war, sahen sie von Anfang an nur einen Bundesgenossen desselben gegen ihr Herzogtum.

Noch bevor Adalbert an der Reichsregierung Anteil erhielt, war im Oktober 1062 zur Lösung der Streitfrage über das Papsttum ein bedeutender Schritt gethan worden. Auf einer Synode, die in jenen Tagen

zu Augsburg stattfand, wurde die Protektion des Cadalus von den geistlichen Fürsten faktisch aufgegeben. Doch war die Haltung des Reiches hiebei keineswegs unwürdig. Dem Bericht der Altaicher Annalen zufolge, die sich über diese Epoche gut unterrichtet zeigen, wurde der Beschluß gefaßt, den konsekrierten Papst, Alexander, wieder nach Rom gehen zu lassen, um ihn, wenn er auf einer Synode dort gehört worden sei, je nach Ausfall der Untersuchung, von Rechtswegen zu bestätigen oder abzusetzen. Eine Schrift des schon mehrerwähnten Vorkämpfers der kirchlichen Reformpartei, Petrus Damiani, sogar, welche für diesen Reichstag abgefaßt ist, spricht von dem Privilegium der kaiserlichen Macht mit vollem Verständnis; er entschuldigt, daß die Einholung der Einwilligung des Königs bei der Wahl Alexanders nicht stattgefunden hätte, mit dem plausiblen Grund, daß dies die Umstände in Rom nicht gestatteten, noch auch die Jugend des Königs selbst. Die einst Kaiser Heinrich III. erteilten Vorrechte werden dabei mit einer gewissen Anerkennung erwähnt. Die Schrift schließt mit der Aufforderung, daß Kaisertum und Papsttum sich unterstützen müßten; sie sollten hiezu einander die Hand reichen.

Man sieht, das Reich erscheint auf dem Tage von Augsburg noch in seiner vollen Würde. Im folgenden Jahre (1063) hatte es noch einen großen Erfolg nach außen. Auf allgemeinen Beschluß unternahm man einen Zug nach Ungarn, um den dort zuletzt erlittenen Verlust zu rächen. Alles strömte um so freudiger zusammen, da es der erste Heereszug war, an welchem der junge König persönlich Teil nahm. Erzbischof Adalbert befand sich in Heinrichs Geleit und auch der kriegserfahrene Bayernherzog, Otto von Nordheim, hatte sich dem Unternehmen angeschlossen. Die Marken seines Reiches waren von Bela wohl befestigt worden. Das hinderte aber die Deutschen nicht, einzudringen und festen Fuß zu fassen. Sie rückten bis Wiesiginburch, dem heutigen Wieselburg, vor. Zu einer eigentlichen Belagerung kam es daselbst nicht: ein innerer Tumult brach aus, bei welchem der junge Heinrich in die Stadt einzog. Der Erfolg war vollständig. Denn obenein, wird uns berichtet, starb Bela in diesem Augenblick plötzlich. Sein Heer zerstreute sich, sein Sohn ergriff die Flucht. Ungarn konnte an Salomo zurückgegeben werden, und die Schwester Heinrichs wurde wirkliche Königin. Wohl das größte Verdienst bei diesem Zuge wird dem Herzog von Bayern, Otto von Nordheim, zuzuschreiben sein. Die Mutter des Königs Salomo machte ihm für die Dienste, die er ihr und ihrem Sohn geleistet hatte, ein Schwert zum Geschenk, von dem man behauptete, daß Attila einst es geführt.

Wie dergestalt die weltliche Führung des Reiches unter der Mitwirkung Adalberts, verhielt sich auch die geistliche unter der Leitung des Erzbischofs Anno in ungeschwächtem Ansehen. Noch immer in unentschiedenem Kampfe begriffen, wendeten sich die beiden Päpste an die Reichsversammlung. Der König und die Fürsten beschlossen, nicht zwar ein allgemeines, aber ein italie-

nisch-deutsches Konzil zu Mantua zu veranstalten, das auf die Pfingsten 1064 festgesetzt ward. Zur bestimmten Zeit begab sich Anno mit einer Anzahl von Bischöfen und Fürsten dorthin. Cadalus hatte die Bedingung gestellt, daß ihm von vornherein das Präsidium des Konzils zuerkannt werden sollte. Alexander machte keinen solchen Vorbehalt; der Vorsitz fiel ihm dann gleichsam von selbst zu. Der Erzbischof von Mainz führte die Verhandlung. Er ging von dem Gerücht aus, daß der Papst durch Simonie auf den päpstlichen Stuhl gelangt und, um sich zu behaupten, mit den Feinden des Reiches, den Normannen in Verbindung getreten sei. Alexander lehnte es ab, sich über das Verhältnis zu den Normannen zu äußern. Es würde sich aufklären, wenn der junge König nach Rom komme. Über die Hauptanklage aber, die simonistische Wahl, begnügte er sich nicht mit einer Verneinung. Er nahm keinen Anstand, vor dem versammelten Konzil einen Reinigungseid zu leisten: Ich schwöre eidlich bei dem heiligen Geist, dessen Ausgießung wir feiern, daß ich mein Gewissen nie mit einer simonistischen Handlung befleckt habe! Hiemit waren die Anwesenden zufrieden. Sie hoben ein Te Deum laudamus an. Der Anklage gegen Cadalus, auf welche alsdann Alexander überging, stimmte die Versammlung bei, zumal da niemand zugegen war, um seine Sache zu führen.

Wer wollte auf eine Erörterung der Thatsache selbst eingehen. Aber soviel liegt doch am Tage, daß die deutsch-italische Kirche dem Papst gegenüber hier eine autoritative und entscheidende Stellung einnahm. Die Anhänger des Cadalus haben zwar am nächsten Tage in Abwesenheit Alexanders eine starke Demonstration gegen den Papst gemacht. Dieser selbst jedoch kümmerte sich wenig darum, da das Geschrei der Lombarden, wie er sagte, in der Regel keine Bedeutung habe. Die Truppen Gottfrids von Lothringen stellten die Ordnung bald wieder her.

So eklatant der Wechsel der Parteien war, wie er in Mantua zum entscheidenden Ausdruck kam, that er doch der Machtstellung des Reiches keinen Eintrag. Alles hing damals noch von dessen Entscheidung ab.

König Heinrich trat jetzt in sein fünfzehntes Jahr. Er wurde feierlich mit dem Schwert umgürtet. Man erwartete, daß er bald seinen Zug nach Rom antreten werde. So stark war jedoch seine Stellung noch nicht, noch auch seine Gesundheit so fest. Wir hören, daß bei einem Krankheitsfall, den er erlitt, die mächtigen Großen den ehrgeizigsten Wetteifer an den Tag legten, wer nach ihm zur Krone gelangen solle.

Durch die, wenn nicht streng aristokratische, doch auch nicht mehr eigentlich monarchische Verfassung, welche beinahe seit einem Decennium herrschte, waren die Bande des Gehorsams überhaupt gelockert. Und noch lebte jenes Ereignis von Kaiserswerth in frischem Gedächtnis. Der Mann, dem der König sein ganzes Vertrauen schenkte, Adalbert von Bremen, war sehr geneigt, das Attentat an denen zu rächen, die es vollbracht hatten. Diese

fürchteten nichts mehr als die Autorität, deren sich Adalbert beim König erfreute. Sie hielten sich vom Hofe in Goslar fern.

Adalbert meinte nicht, diese Hofstatt ändern zu müssen. Er fürchtete in den Provinzen den Einfluß der mächtigsten Gewalthaber auf den König. Wir kennen den Erzbischof bereits, seine geistlich-weltliche Stellung, seine Aussicht auf die kirchliche Herrschaft im Norden, seine Absichten auf ein Patriarchat, welches das nördliche Deutschland und Skandinavien vereinigen sollte. Alledem muß, wie es scheint, seine Idee des Kaisertums hinzugefügt oder vorangesetzt werden. Denn was hätte wichtiger für die Welt werden können, als die Herrschaft einer durchgreifenden Gewalt des Kaisers. Goslar ist nicht zuletzt deshalb in der Reichsgeschichte unvergeßlich, weil dort wieder der monarchische Gedanke von dem ersten Minister des jungen Königs in seiner ganzen Schärfe gefaßt worden ist. Mancherlei Ungehörigkeiten werden dabei vorgekommen sein, aber sie treten im Angesicht der Frage über die höchste Gewalt zurück.

Geistliche und weltliche Reichsfürsten hatten bereits die Annehmlichkeit einer faktischen Unabhängigkeit genossen. Jetzt mußten sie fürchten, nicht allein derselben beraubt, sondern wegen der Eigenmächtigkeiten, die sie ausübten, zur Strafe gezogen zu werden. Sie waren entschlossen, das nicht zu dulden. Besonders von den Erzbischöfen von Köln und Mainz ging die oppositionelle Bewegung aus. Der Beschluß wurde gefaßt, auf einer großen Fürstenversammlung zu Tribur dem König ernstliche und sogar drohende Vorstellungen zu machen. Indessen Adalbert scheint das nicht gefürchtet zu haben. Zur bestimmten Zeit (Januar 1066) machte er sich selbst an der Seite des Königs nach Tribur auf den Weg.

Aus einem kleinen Begebnis, das sich während der Reise zutrug, entnimmt man deutlich die Lage der Dinge. Einer der vertrautesten Vasallen Heinrichs war in Ingelheim mit den Angehörigen des Klosters Hersfeld in Streit geraten und schwer verwundet worden. Die Bischöfe nötigten ihn, wegen der Gewaltsamkeiten, die er gegen das Kircheneigentum ausgeübt habe, sich schuldig zu bekennen, widrigenfalls sie ihm die Kommunion versagen würden. Es geschah vor den Augen des Königs, welcher die Gewaltthat, deren Opfer einer seiner Vertrauten geworden, zu ahnden nicht in der Lage war.

In Tribur hatte die geistliche und weltliche Aristokratie vollkommen die Oberhand. Dem König wurde unverhohlen der Antrag gestellt, daß er Erzbischof Adalbert aus seiner Nähe entfernen oder auf das Reich überhaupt verzichten müßte. Stärker war der aristokratische Gedanke nie einem deutschen König oder Kaiser entgegengetreten. Adalbert meinte noch, es werde ihm und dem König gelingen, sich durch die Flucht zu retten und zwar im Besitz der Reichsinsignien, was ihm dann, wenn er nach Goslar oder an einen anderen festen Platz gelangt wäre, eine um so gesichertere Stellung verschafft haben würde. Aber das bewaffnete Geleit des Königs selbst, das nicht unter-

richtet worden war, verhinderte die Ausführung des Anschlags, der nun vollends jede Rücksicht brach, welche man auf Adalbert noch genommen hatte. Den nächsten Tag bereits mußte dieser die Versammlung in Tribur verlassen. Nur mit Mühe wurde ihm Sicherheit auf der Reise nach seinem Erzbistum verschafft. So kehrte, erzählt Lambert von Hersfeld, der Anhänger der Oppositionspartei, nicht ohne ein Gefühl der Befriedigung, die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten wieder in die Hände der Bischöfe zurück, die nun ihrerseits zu bestimmen hatten, was für den König notwendig sei.

Welch ein Zustand aber war es, wenn etwa ein Bischof von Naumburg eine maßgebende Stimme in den großen Reichsangelegenheiten abzugeben in den Fall kam. Unter diesen Umständen kann man es begreifen, wenn der junge König sich lange Zeit sträubte, auf das Drängen der geistlichen Fürsten hin, die Braut, welche ihm schon sein Vater erwählt hatte, Bertha von Susa, heimzuführen. Die Vermählung erfolgte dann doch im Juli 1066 mit aller Pracht und Feierlichkeit; die Prinzessin wurde zur Königin gekrönt, noch ehe sie vermählt war. Bald nachher aber erlebte man, daß Heinrich, unzufrieden, mit dem Gedanken einer Scheidung umging. Ich denke, daß dies durch Zufälligkeiten veranlaßt wurde, die ja wohl vorkommen. Die Erzählung, der junge König habe dem Erzbischof Sigfrid von Mainz allerlei Vergünstigungen, namentlich in Bezug auf die Zehnten in Thüringen versprochen, wenn er ihm die Trennung der Ehe verschaffe, scheint mir keinen Glauben zu verdienen, wenn auch ein Schreiben des Erzbischofs an den Papst vorliegt, aus welchem man sieht, daß der König offen mit seinem Vorhaben der Scheidung hervorgetreten war, aber bei den Fürsten Widerstand gefunden hatte. Erzbischof Sigfrid fand sich bewogen, den Papst um ein entscheidendes Wort in dieser Angelegenheit zu ersuchen, der dann einen Legaten zu dem Zweck über die Alpen schickte. Sehr bald darauf ist diese Ehe eine äußerst glückliche geworden.

Niemals hatte ein deutscher König einen schwierigeren Regierungsantritt gehabt, als Heinrich. Überall wurde ihm ein fremder Wille aufgelegt. Um diesem ein wirksames Gegengewicht zu geben, entschloß sich der König 1069, Adalbert an seinen Hof zurückzurufen. Man versichert uns, der Erzbischof sei mit dem Entschluß gekommen, sich vorsichtiger zu betragen, um die Fürsten des Reiches nicht zu beleidigen.

Und allerdings mag seine Absicht insofern dahin gegangen sein, als er persönliche Beleidigungen und Verletzungen jetzt vermied. Aber darin konnte das nichts ändern, daß mit ihm die Monarchie, die man nicht mehr wollte, wieder eine für das aristokratische Regiment bedrohliche Repräsentation empfing.

Wir kennen bereits das Verhältnis Adalberts zu den Billungern, die sich zugleich von dem Erzbischof und dem König bedrängt fühlten. Und allerdings war die Differenz, um welche es sich dabei handelte, von höchstem Belang:

die sächsischen Herzöge wollten die einst mit Kaiser Heinrich II. zu Merseburg vereinbarte Übereinkunft um keinen Preis zertrümmern lassen. Heinrichs Zugeständnis an die Sachsen war, wie schon des öfteren bemerkt, eine Beschränkung der Rechte des Königtums gewesen gegenüber den hergebrachten alten Gerechtsamen, bei denen es die sächsischen Könige hatten bewenden lassen. Eine unmittelbare Einwirkung des Königs, namentlich mit bewaffneter Macht, wurde dadurch verboten.

Noch immer, bis in diese Epoche hinein, war die königliche Gewalt eine, wenn ich so sagen darf, ambulante. Die Sachsen hatten daran den größten Anteil gehabt. Sie vor allen sträubten sich dagegen, der königlichen Macht eine stabile Repräsentation zu gewähren, in der sie die bedeutsamste Einschränkung ihrer Provinzialgewalt fürchteten. Die Burgen, namentlich in der Nachbarschaft von Goslar, welche Heinrich III. ebenso wie Heinrich IV. einrichteten, und wo sie zu leben liebten, waren ihnen in tiefster Seele zuwider. Und dazu kam dann endlich, daß Adalbert nichts unterließ, um die schon zu einem Herkommen gewordene Prärogative des Königs in ihrer Provinz aufrecht zu erhalten.

Ein unglücklicher Zufall nun war es, daß Heinrich mit dem angesehensten Manne des sächsischen Stammes, Otto von Nordheim, in bittere Fehde geriet. Was sie entzweite, erhellt nicht mit Bestimmtheit. Die Hauptsache war ohne Frage die Eifersucht der Magnaten auf die wachsende Macht der Krone und die stolze Haltung des Königs, welche jede Rücksicht verschmähte. Was schon einmal vorgekommen, in dem Hader der Billunger und Heinrichs III., wiederholte sich nochmals. Ein Ankläger erhob sich, der den Bayernherzog beschuldigte, daß er mit Mordanschlägen gegen den König umgehe. In dem letzten Fall dieser Art hatte der Ankläger obgesiegt, wodurch in der Provinz die schwersten Irrungen veranlaßt worden waren. Heinrich hatte wohl einigen Grund, dem Herzog zu mißtrauen. Er verlangte auch in diesem Falle, wo Aussage gegen Aussage stand, ein Gottesurteil: Otto von Nordheim sollte sich in Goslar seinem Ankläger zum Zweikampf stellen. Der Herzog, der dem König selbst nicht traute, begehrte Sicherheiten. Doch Heinrich war nicht gesonnen, ihm solche zu gewähren. Er schritt zu einem Exekutionskrieg gegen Otto und nahm sein Gebiet und seine Burgen in Besitz. Dabei aber stieß er auf Widerstand. Otto brachte ebenfalls ein stattliches Heer zusammen, mit dem er die Schlösser des Königs in Thüringen plünderte. Er fand Rückhalt bei seinen Verwandten, den Billungern, besonders bei dem Sohne des Herzogs, Magnus, der in den Entzweiungen seines Hauses mit Erzbischof Adalbert eine große Rolle gespielt hatte.

Der König mußte, vor der starken Stellung Ottos zurückweichend, sich nach fremder Hülfe umsehen. Es ist uns glaubwürdig überliefert, daß Heinrich in Lüneburg eine Zusammenkunft mit König Svend Estrithson von Dänemark, einem Neffen Kanuts, gehalten hat, bei der Adalbert zugegen war. Wir erfahren, ihre Absicht sei gewesen, die Dänen in den bevorstehenden

Kampf mit den Sachsen hineinzuziehen; man habe denselben dagegen ein Stück Landes an der Küste, wahrscheinlich Ditmarschen, abzutreten versprochen. Allein die Zeiten waren nicht opportun. Die Dänen, die kurz zuvor einen großen, aber erfolglosen Angriff auf die englischen Gebiete gemacht hatten, standen noch in offenem Kriege mit England. Sie konnten nicht darauf ausgehen, in eine andere weitumfassende Angelegenheit sich zu verwickeln. Sie brachten, soviel wir wissen, ihrem König das gute Verhältnis, in welchem sie bisher zu den Sachsen gestanden hatten, in Erinnerung.

Der ganze Plan löste sich so in nichts auf. Es wird der letzte gewesen sein, den der stolze Adalbert gefaßt hatte. Die Demütigung der Sachsen würde ihm eine den Norden des Reiches beherrschende Stellung gegeben haben. Aber inmitten dieser Gärungen starb der hochbegabte Freund und Günstling des Königs zu dessen Schmerz und zum Unglück für das Reich am 16. März 1072.

An ein Unternehmen gegen die Sachsen, um sie vollends niederzukämpfen war nicht mehr zu denken. König Heinrich mußte eher von ihnen einen Angriff erwarten. Zu den übrigen Elementen der Entzweiung war noch ein neues gekommen. Im März desselben Jahres wie Adalbert, starb auch Herzog Ordulf von Sachsen. Die dadurch entstehende Vakanz brachte die größten Besorgnisse auf der einen, wahrscheinlich doch auch Hoffnungen auf der anderen Seite hervor. Magnus, der Sohn Ordulfs, war bei dem Aufstand Ottos von Nordheim in die Hände des Königs geraten. Und wenn dieser nun von allen Seiten bestürmt wurde, seinen Gefangenen loszulassen, so glaubte er dazu doch nicht verpflichtet zu sein; denn durch seine Teilnahme an der Empörung Ottos habe Magnus seine Regalien verwirkt. Man war überzeugt, Heinrich werde den Gegner nicht frei geben, wenn er nicht auf sein Herzogtum Verzicht leiste, wovon weder Magnus noch auch das Land hören wollte.

Es waren die wesentlichsten Rechte der höchsten Gewalt, die von der einen Seite völlig verkannt und auf der anderen Seite mit schonungsloser Strenge festgehalten wurden. Wenn Heinrich in vollem Maße die königliche Majestät in Anspruch nahm, so sahen die Sachsen ganz im Gegenteil in der schwachen Besatzung, die der König in die Feste Lüneburg gelegt hatte, eine Verletzung der Rechte und Freiheiten des Landes. Sie trugen kein Bedenken, die kleine Mannschaft daselbst zu überwältigen. Der König durfte es nicht wagen, sich der Gefangenen anzunehmen: er hätte fürchten müssen, man würde sie als Landesverräter hinrichten.

Im Juni 1073 hatte Heinrich die vornehmsten Sachsen zu sich nach Goslar beschieden, um mit ihnen gemeinsam die wichtigsten Angelegenheiten zu beraten. Sie erschienen sehr zahlreich, aber der König ließ einen ganzen Tag vergehen, ohne sie zu hören oder ihnen auch nur eine Botschaft zugehen zu lassen. Das geschah nun ohne Zweifel infolge der Schwierigkeiten, die

in der Sache lagen. Aber die stolzen sächsischen Großen sahen darin eine persönliche Mißhandlung. Gegen Abend vernahmen sie, daß sich Heinrich unerwartet aus ihrer Nähe entfernt habe. Sie waren höchlich erbittert. Wären sie nicht durch Markgraf Dedi zurückgehalten worden, würden sie dem König sogleich den Gehorsam aufgekündigt haben. Noch einmal wurde die Sache in Beratung gezogen, in nächtlicher Zusammenkunft in einer Kirche. Hier machte sich die Stimmung geltend, daß es besser sei zu sterben, als sich beschimpfen zu lassen.

Der Moment ist von allgemeinster Bedeutung. Denn die Unterwerfung der Sachsen unter Heinrich II. war doch mit Bedingungen verknüpft gewesen, welche jetzt völlig außer Acht gesetzt wurden. Was sollte daraus werden, wenn ein ganzer Stamm sich gegen den deutschen König auflehnte? Dazu aber entschlossen sich jetzt die Oberhäupter der Sachsen.

Die Sache, zu welcher die sächsische Aristokratie vereinigt war, hatte zugleich eine populäre Seite, die sich auf einer Versammlung, welche zu Wormsleben, unfern Eisleben abgehalten wurde, herausstellte. Den größten Eindruck daselbst machten zwei Beschwerden angesehener Bauern, von denen der eine seiner Freiheiten, der andere seiner Erbschaft beraubt zu sein erklärte. Diese Klagen dienten gleichsam zum Beweise dafür, daß Heinrich ebenso mit allen andern zu verfahren gedenke: er habe die Absicht, ihnen Freiheit und Güter zu nehmen. Geistliche und Weltliche vereinigten sich darauf zu einem Eid, in dem sich jene verpflichten, ihre Besitztümer und die Freiheit des Landes zu hüten, die Weltlichen aber, ihre Freiheit mit dem Leben zu behaupten und keine Räubereien zu gestatten.

Die Antipathien der vornehmen Sachsen ebenso wie des Landvolkes gingen vor allem gegen die königlichen Burgen am Unterharz. Die einen fürchteten die umfassenden Pläne des Königs gegen ihr Territorium. Die anderen empfanden den Druck, den die Besatzungen über sie ausübten. So kam es denn im August 1073 zu einem Angriff gegen das vornehmste dieser Kastelle, die Harzburg. Die heranrückende sächsische Macht war so stark, daß der König verzweifelte, sie zurückzuweisen. Er hielt es für notwendig, sich durch die Flucht zu retten. Das hat er dann unter mannigfachen Schwierigkeiten und Gefahren durch die Waldungen, welche Thüringen und Sachsen verbinden, vollzogen. Manche sagen, er habe die Gegend bei früheren Exkursionen zu dem Zweck, geeignete Lokalitäten für seine Burgen zu finden, kennen gelernt. Andere schreiben sein Entkommen der Kunde eines alten Jägersmannes zu. Nach ein paar Tagen gelangte er glücklich nach Hersfeld.

Die wohlberechneten Feindseligkeiten, die Heinrich erfuhr, waren auf seine Entfernung für immer berechnet. Der König hielt es deshalb für notwendig, die großen Erzbischöfe von Mainz und Köln zur Beschwichtigung der Unruhen aufzufordern. In Korvei wurde am 24. August 1073 eine Versammlung zu diesem Zweck veranstaltet. Man kam dahin überein,

daß beide Teile einander durch Geiselstellung sichern und hernach zum Austrag der Streitigkeiten schreiten sollten. Allein von der Geiselstellung in einem Streit zwischen dem König und den aufständischen Magnaten einer Provinz konnte zuletzt doch nicht die Rede sein. Der königliche Hof verwarf sie als unzulässig. Die beiden Erzbischöfe unternahmen eine Vermittelung ohne diese Vorbedingung.

Elftes Kapitel.

Die Normannen in England und in Unteritalien.

Indem die höchste Gewalt in Deutschland durch Mangelhaftigkeit der Regierung und Unbotmäßigkeit der Magnaten einen inneren Stoß erlitt, der ihre Wirksamkeit zu vernichten drohte und wenigstens unterbrach, erhob sich die Hierarchie zu einem Umfang der Gewalt, welchen sie noch nicht gekannt hatte. Einige Veränderungen hatten sich in Europa zugetragen, die ihr eine andere Stellung gaben.

Die französischen Normannen überwältigten das angelsächsische Reich. Zugleich aber gewannen sie auch in Unteritalien die Oberhand; ihre Selbständigkeit in den südromanischen Landschaften und ihre Theilnahme an den Kämpfen zwischen diesen, den Griechen und den Moslimen bilden ein neues Moment in der Geschichte. An dem einen wie an dem anderen der beiden Weltbegebnisse hatten die römischen Päpste einen tiefgreifenden Anteil: an dem ersten, indem sie es zum Teil hervorriefen und dann unterstützten; an dem zweiten, indem sie es zwar anfangs bekämpften, dann aber adoptierten. Das eine wie das andere kam ihnen zu statten, indem sie es benutzten, um sich dem deutschen Kaisertum widersetzen zu können.

Es wird auffallen, wenn ich das englische Ereignis, welches für die Universalgeschichte maßgebend geworden ist, hier vornehmlich unter dem hierarchischen Gesichtspunkte betrachte. Es mag mich entschuldigen, daß ich bereits in einem anderen Werk davon einen eingehenden Bericht geliefert habe.

Wenn wir zurückblicken, war die Frage, die für das Inselreich die entscheidende hieß, schon längst in den allgemeinen Gesichtskreis getreten. Bereits damals, als der eifrige Verfolger des Christentums, Sven, mit seinen heidnischen Genossen in England einfiel, war er zugleich auch mit den Normannen zerfallen, die den neuen Glauben angenommen hatten. Bald bildete sich am englischen Hofe die Meinung aus, daß nur eine Verbindung mit den Normannen England retten könne. Nun hatten seitdem die Dänen und ihr christlicher König Kanut auf der Insel das Übergewicht behalten, aber die

alte Gesinnung hatte sich immer bewahrt. König Edward, der Sohn Äthelreds, der nach der Herrschaft zweier Söhne Kanuts, 1042, die Krone erlangt hatte, neigte sich wieder den Normannen zu. Und da nun geschah es, daß der größte Normannenfürst, der bisher gelebt, diesen Anspruch ergriff und durchführte.

Die Geschichte der Eroberung Englands durch Wilhelm von der Normandie ist durch Überlieferungen, die selbst den Titel eines Romans tragen, zugleich erweitert und verdunkelt. Den Roman, demzufolge das normannische England als eine Art von Lehen des päpstlichen Stuhles erscheint, muß man, so anziehend er lautet, fallen lassen. Glücklicherweise findet sich in den ältesten Traditionen eine Grundlage, die als historisch gelten kann, nämlich in der Geschichte Wilhelms des Eroberers von Wilhelm von Poitiers, einem Manne, der in der Nähe des Herzogs lebte und ihm als Kaplan gedient hat. Schon der nächste und fast am meisten nach ihm benutzte Autor, Wilhelm von Jumièges, hat einige Zusätze, welche Willkür andeuten. Ich halte es deshalb für notwendig, bei jenem ausschließlich stehen zu bleiben.

Auch Wilhelm von Poitiers nun hat die Erzählung von einer Sendung König Edwards an Wilhelm von der Normandie, um diesem die englische Krone zu übersenden, da Edward keinen Menschen in seiner Verwandtschaft besaß, den er dem Herzog vorgezogen hätte. Allein der innere Hader zwischen dem angelsächsischen Volke und den Normannen, der nie erloschen war, setzte sich fort. Da nun geschah es, daß der mächtigste und vornehmste Angelsachse, Graf Harald, auf einer Seefahrt Schiffbruch erlitt und in die Hände des Herzogs Wilhelm geriet. Dieser nötigte Harald zu einem folgenschweren Vertrage, des Inhalts, daß jener das englische Reich hinfort für Wilhelm, als dessen Stellvertreter gleichsam, bewahren sollte, während der Herzog sich anheischig machte, ihn dagegen in allen seinen Besitztümern und Lehen anzuerkennen. Über die Einzelheiten mögen hier die größten Zweifel obwalten. Das eine wird man aber unbedingt annehmen müssen, daß damals zwischen beiden eine solche Auseinandersetzung über ihre Ansprüche stattgefunden hat. Auf dieser Voraussetzung beruht der Zusammenhang des Ereignisses überhaupt.

Was nun den Dingen die entscheidende Wendung gab, war, daß König Edward unerwartet früh starb und Harald, unbekümmert um jenen Vertrag, keine weitere Rücksicht auf Wilhelm nahm. Indem man noch den Tod Edwards beklagte, erstürmte der Graf den Palast und beanspruchte das Reich für sich als seinen Besitz. Eine Wahl fand nicht statt; alles war durch einige Übelgesinnte vermittelt worden. Harald wurde dann unverweilt durch den Erzbischof von Canterbury, Stigand, zum König gekrönt.

Notwendig geriet Herzog Wilhelm, der sich betrogen sah, in Zorn. Nicht aber in wildem Ausbruch, versichert uns der Biograph des Herzogs, entlud

sich derselbe, sondern in dem festen Entschluß, das Reich, das Wilhelm für das seine hielt, mit Gewalt der Waffen in Besitz zu nehmen. Mit seinen Vasallen ging er hierüber zu Rate. Von einer Erklärung dieser, sie seien nicht verpflichtet, ihm notwendig Folge zu leisten, hat Wilhelm von Poitiers nichts. Sie stellen dort nur dem Herzog vor, er würde zu schwach sein, seine Absicht auf England durchzuführen. Wenn aber die romantischen Zuthaten bei unserem Autor völlig fehlen, so erkennt man dagegen bei ihm den entschlossenen Willen des Herzogs aufs deutlichste. Dieser rüstet sich jetzt nach allen Seiten hin. Seine vornehmste Rücksicht ist darauf gerichtet, daß nicht etwa während seiner Abwesenheit ein Angriff auf das Herzogtum geschieht. Der deutsche König und zukünftige Kaiser gehört zu denen, die ihn dagegen sicher stellen. Wilhelm schart eine große Anzahl von Fremden — man berechnet sie bis zu 50000 Mann — um sich, die er zugleich mit Geld zu befriedigen und in Zucht zu halten weiß; er überzeugt sie, heißt es, alle von seinem Recht.

Eins der wichtigsten Momente bei diesem Unternehmen nun bildet die Teilnahme des Papstes Alexander II. Bei Wilhelm von Poitiers erscheint derselbe keineswegs verächtlich. Man bewundert an ihm das Talent, treffende und heilsame Ratschläge zu geben; infolge dieser Gaben erst war er vor kurzem zum allgemeinen Pontifikat erhoben worden. Für Alexander gab es keinen Zweifel, für welche der beiden Parteien er sich entscheiden sollte, da der Widersacher Wilhelms, Harald, von dem Erzbischof Stigand gekrönt worden war. Stigand aber hielt sich an Benedict IX., d. h. an die Kombination, die durch Hildebrand bezwungen und vernichtet worden. Zur Befestigung des neuen Systems, das auf der Ausschließung der Adelsherrschaft, auf die sich doch zuletzt auch Cadalus gestützt hatte, basierte, gehörte es, nicht zu dulden, daß die Gegner in England an den Angelsachsen einen Rückhalt bekamen.

Um den Feind desto erfolgreicher angreifen zu können, verlieh Alexander dem Herzog sein Banner, so daß sich die Idee des fortschreitenden Papsttums mit dem Unternehmen der Normannen vereinigte. Von St. Valery aus, wo er seine Macht gesammelt hatte, fuhr der Herzog ab. In der Urkunde, der ich folge, ist von den Schwierigkeiten der Seefahrt viel die Rede; auch Schiffbrüche werden erwähnt. Endlich schweigen aber die Stürme. Von dem Admiralsschiff selbst, um das sich alle anderen Fahrzeuge vereinigen, wird das Zeichen zum Angriff auf die nahe Küste gegeben.

Man weiß, wie entscheidend gleich die ersten Ereignisse waren, die Schlacht bei Hastings und der Tod Haralds, dessen goldgestickte Fahne dem Papste zum Dank für sein kirchliches Banner dargebracht wurde. Dann aber folgte doch mannigfaltiger Widerstand.

Das Wichtigste, was die neue Ordnung der Dinge, die Wilhelm einzuführen gedachte, bedrohte, war ein abermaliger Raubzug der Dänen, diesmal unterstützt von slavischen Bundesgenossen, den heidnischen Liutizen. Auch in

diesen ritterlichen Zeiten spielte das Geld bereits eine große Rolle. Es waren Beiträge der Angelsachsen gewesen, durch welche der dänische König, Svend Estrithson, in den Stand gesetzt wurde, seine Flotte zu rüsten. Allein auch der Widerstand gegen die Eindringenden ward jetzt durch dasselbe Mittel herbeigeführt. Wir erfahren, daß Wilhelm dem Führer der dänischen Flotte große Geldgeschenke überreichen ließ, worauf dieser die Flotte zurückzog und umkehrte.

Einen Abschluß gleichsam fand das Ereignis der Eroberung Englands durch einen großen Hoftag zu Winchester, Ostern 1070, bei welchem drei päpstliche Legaten zugegen waren. Sie setzten Herzog Wilhelm die Königskrone aufs Haupt. Es war ein Akt der Oberhoheit der Kirche, von welcher die Eroberung sanktioniert wurde. Die Legaten beriefen sich darauf, daß das Christentum von Rom aus in England eingeführt sei: dem römischen Stuhl stehe daher ein besonderes Aufsichtsrecht über das Land zu.

Es bedarf keiner Auseinandersetzung, um die Bedeutung zu ermessen, welche die Einwirkung Alexanders II. auf England für die Geschichte des Papsttums überhaupt hatte. Die päpstliche Idee wurde dadurch Meister in dem nordwestlichen Frankreich und in England. Zugleich aber gab ihr das Eindringen normännischer Scharen in Italien die Sicherheit, deren sie hier vornehmlich bedurfte.

Noch im Anfang des 11. Jahrhunderts waren die Griechen wieder Herren Apuliens geworden. In Bari waltete der Protospatharius mit einem gewissen byzantinischen Pomp: Neapel, Amalfi und Gaëta erkannten noch das griechische Scepter an. Die vornehmsten, altlangobardischen Landschaften hielten sich dagegen an das römische Reich und den römischen Papst, wenn auch mit altgewohnter Selbständigkeit. In die unaufhörlichen Reibungen, welche hierdurch entstanden, griffen dann noch die Anfälle der sicilianischen Moslimen ein, deren die Griechen nicht völlig Herr zu werden vermochten.

In diesem Kriegsgetümmel der kleinen Potenzen erschienen normännische Pilger, die aus Jerusalem zurückkamen, vierzig an Zahl: echte Nordmänner, schön, hochgewachsen und krieggeübt, aber zugleich von christlichen Impulsen durchdrungen. Sie nahmen, wie schon berührt, an der Verteidigung Salernos gegen einen saracenischen Angriff Teil. Ihrer Dazwischenkunft schrieb man die Rettung der Stadt zu, so daß sich eine Verbindung zwischen Unteritalien und der Normandie anknüpfte.

Innere Entzweiungen in der Normandie veranlaßten andere Auswanderungen, aus welchen dann der mehrgenannte Melus seine besten Kräfte zum Kampfe gegen die Griechen hernahm. Allein gegenüber der Macht von Byzanz vermochte Melus sich nicht zu behaupten; er wandte sich an den Kaiser Heinrich II. zurück, der dann in Verbindung mit Papst Benedict VIII. jenen Einfall in Unteritalien machte, den wir an früherer Stelle bereits erwähnt haben. Das Unternehmen führte zwar nicht zum Ziel, aber es that doch den Griechen mächtigen Eintrag und bewirkte namentlich, daß die Normannen

in großer Zahl in Italien zurückblieben und in den Dienst der kleineren Fürsten traten.

Diesem System schloß sich, wie wir sahen, Kaiser Konrad II. an. Er unterwarf Benevent und Capua und genehmigte, daß die Normannen im Lande blieben, um es gegen unerwartete Einfälle der Griechen oder Saracenen zu verteidigen. Es war die Zeit, in welcher die drei Söhne des Normannen Tancred von Hauteville nach Italien wanderten, in der Aussicht auf Kriegsthaten und Macht. Bei dem einen und dem anderen der italienischen Fürsten leisteten sie Dienste. Konrad trat zu den Normannen in ein noch engeres Verhältnis als seine Vorgänger. In Verbindung mit dem alten Anhänger Waimar von Salerno genehmigte er, daß dieselben 1038 die Grafschaft Aversa erhielten, zunächst noch in einer gewissen Abhängigkeit, die sich aber in kurzer Zeit hob.

Die Normannen bildeten jetzt eine Art von Macht im südlichen Italien. Mit den langobardischen Fürsten vereinigt, griffen sie im Jahre 1041 die Griechen in Apulien an. Sie waren noch immer nicht sehr zahlreich. Aber große Scharen der Griechen wichen vor ihnen zurück. Dies hatte zur Folge, daß der tapferste und vornehmste unter ihnen, Wilhelm Eisenarm, einer der Söhne Tancreds, im September des Jahres 1042 zum Grafen von Apulien erwählt wurde. Er teilte das Land unverweilt nach dem Lehnssystem unter die Vornehmsten seines Gefolges aus. Daß dieselben sich hiemit vollkommen unabhängig erklärt hätten, läßt sich indes nicht sagen. Sie schlossen sich an Waimar an, welcher selbst den Titel eines Herzogs nahm. Er hielt an der Unterordnung unter das deutsche Reich und den Kaiser fest, den er nicht müde wurde, durch Geschenke sich geneigt zu erhalten.

Wenn man die Verflechtung der Dinge betrachtet, so muß man gestehen, daß die Normannen den alten Wunsch der Kaiser, die Griechen von Süditalien auszuschließen, vollauf erfüllten. Wie sehr Kaiser Heinrich III. mit dieser Entwickelung der Verhältnisse in Italien zufrieden war, ergiebt sich daraus, daß er im Jahre 1047 auch Benevent, welches von ihm belagert werden mußte, den nordischen Rittern zum Lehen überließ. Zur Weltstellung Heinrichs III. gehört das Einverständnis mit dem Papsttum und den Normannen.

Nicht zu leugnen aber ist, daß in dieser Zeit eine Veränderung in dem gegenseitigen Verhältnis des Kaisertums und des Papsttums eintrat. Worauf beruhte vornehmlich die Verbindung der beiden großen Gewalten? Es war die Gefahr vor der saracenischen und der griechischen Macht, welche die Päpste nötigte, unaufhörlich die Hülfe der Reichsgewalt in Anspruch zu nehmen. Allein dem von Kaiser Heinrich eingesetzten Papst Leo IX. scheint dies unbequem geworden zu sein. Seine religiösen Anschauungen selbst mögen dazu beigetragen haben; er lebte mehr in der Anschauung der allgemeinen Christenheit.

Wenn aber Leo einen Versuch machte, durch eine Verständigung mit Byzanz und der oströmischen Kirche die religiöse Streitigkeit zu heben, so konnte er dabei unmöglich weit gedeihen. Die alten unvereinbaren Gegensätze traten jeden Augenblick wieder hervor. Zwischen dem Patriarchen, der sich ökumenisch nannte, und dem römischen Stuhl konnte doch kein völliges Verständnis geschaffen werden.

Indessen, kam man auch über den Begriff der abendländischen Christenheit und ihrer besonderen Gestaltungen nicht hinaus, so hatte der Papst doch die Griechen nicht mehr zu fürchten. Er trat vielmehr mit ihnen gegen die Normannen in Bund. Allein der Kampf gegen diese endete, wie wir bereits sahen, mit einer Niederlage in offenem Felde. Leo selbst wurde gefangen genommen. Zwar verleugneten die Normannen auch da ihre religiösen Gefühle nicht: als der Papst unter sie trat, beugten sie die Kniee vor ihm und küßten seine Füße. Ihr Gefangener aber blieb er dennoch, bis eine Krankheit, die ihn überfiel, seine Entlassung nach Rom herbeiführte, wo er bereits im Jahre darauf, 1054, seinen Tod fand.

Während des kurzen Pontifikats Viktors II. wurden in Bezug auf die Normannen die alten Verhältnisse wieder hergestellt: von den Velleitäten Leos auf Benevent nahm Viktor, der Freund Heinrichs III., ohne weiteres Abstand. Bald nach dem Ableben dieses Papstes aber trat ein bedeutsamer Umschwung ein. Anfangs schien es zwar noch, als würde die lothringische Faktion, die zunächst emporkam, den Kampf gegen die Normannen mit aller Kraft wieder aufnehmen. Papst Stephan IX. hatte die Absicht, dieselben mit Hülfe seines Bruders Gottfrid aus Italien zu vertreiben. Allein in den Unruhen, die nach seinem frühen Tode (1058) ausbrachen, schloß sich das Papsttum aufs engste an die mächtig gewordenen nordischen Rittersleute an. Auf eine durch Hildebrand vermittelte Einladung begab sich Papst Nikolaus zu ihnen und schloß mit ihnen einen Bund, durch welchen sie in ein Lehnsverhältnis zu dem römischen Stuhle traten. Ohne normännische Hülfe würde Nikolaus niemals der Barone Herr geworden sein, noch das Papsttum sich haben behaupten können.

Bisher hatten die Normannen als Vasallen des Kaisers gegolten; jetzt erklärten sie sich zu Lehnsleuten des Papstes. Der erste, der dies that, war Robert Guiscard, ein jüngerer Sohn Tancreds von Hauteville, welcher durch verwegene Streifzüge Calabrien eingenommen hatte und später seines Einflusses wegen zum Grafen von Apulien erwählt worden war. Damals mit einem Unternehmen gegen Sicilien beschäftigt, das zuletzt mit der Eroberung der Insel endete, leistete er den Eid als von Gottes und St. Peters Gnaden Herzog von Apulien und Calabrien und mit deren fernerer Hülfe künftiger Herr von Sicilien und schwur Papst Nikolaus und dessen Nachfolgern Treue.

In dem Abfall der Normannen vom deutschen Reiche lag einer der größten Verluste für das Imperium der Salier, wenn man bedenkt, wie

sehr noch Heinrich III. an den Ansprüchen des allgemeinen Kaisertums festgehalten hatte. Bei der Wahl des Papstes Alexander II. bereits leistete Richard von Capua, der Schwager Robert Guiscards, der mit diesem zusammen nach Italien gekommen war, die größte Hülfe. Man nennt die Summe Geldes, die Richard dafür empfangen haben soll; und bei einem deutschen Geschichtschreiber, Bernold, findet sich die immerhin charakteristische Nachricht, Alexander sei von den Normannen und einigen Römern zum Papst ordiniert worden.

Daß die normännischen Ritter die Anhänger des Cadalus, vornehmlich die Barone, deren Kastelle sie einnahmen, bekämpften, haben wir bereits erwähnt. Wie sehr das alles ineinander greift, sieht man daraus, daß die Gegner Richards in Capua selbst sich an den kaiserlichen Hof in Deutschland wendeten. Einen großen Anteil an der Verbindung der Normannen mit dem Papsttum hatte Herzog Gottfrid von Lothringen. Er berief dieselben nach Rom. Ja er trat selbst in das Verhältnis eines Lehnsmannes zu Papst Alexander, der ihm sein Herzogtum durch das Abzeichen der Fahne überlieferte.

Auf dem Konzil zu Mantua haben die Deutschen, wie berührt, Papst Alexander über seine Verbindung mit den Normannen Vorwürfe gemacht.

Alexander hat darauf nichts erwidert. Er verschob die Antwort, bis Heinrich IV. nach Rom kommen würde, gleich als wäre ein römisches Kaisertum unter diesen Umständen noch möglich gewesen. In der That war jetzt der Papst selbst Kaiser in Unteritalien.

In der Koalition mit den Normannen hat das römische Pontifikat den vornehmsten Rückhalt gegen das Kaisertum gesucht und gefunden. Man ermißt, welche Stütze dasselbe besaß in Italien an der Verbindung mit den unaufhaltsam fortschreitenden Ritterscharen und der starken lothringischen Oppositionspartei, in der westlichen Welt an dem Bunde mit dem gewaltigen Eroberer Wilhelm, der den hierarchischen Ideen den mächtigsten Vorschub leistete, und wie dagegen das deutsche Kaisertum in seiner Grundlage erschüttert und in seiner Autorität aufs äußerste beschränkt war, als der große Nachfolger Alexanders, Papst Gregor, den starken Kampf gegen dasselbe unternahm.

Zwölftes Kapitel.

Erste Konflikte Gregors VII. mit Heinrich IV.

Mehrmals bereits mußten wir des vornehmsten Gedankens von Cluny erwähnen, der jetzt ganz dahin ging, dem Kaisertum die Investituren zu entreißen, so daß die geistliche Korporation die Einheit der Kirche ausschließlich in sich dargestellt hätte. Es war ein Vorhaben, welches eine beinahe revolutionäre Tragweite in sich schloß, da eben auf die Vereinigung mit dem geistlichen Element Heinrich II. einst dem Beispiel seiner Vorgänger gemäß die Einheit des Reiches gegründet hatte. In den Händen der Bischöfe befand sich die Macht der Administration und großenteils auch die militärische, die beide vereint das Reich zusammenhielten. Welch ein Unternehmen nun war es, diese Bischöfe von dem Kaisertum loszureißen. Das gesamte Reich mußte dadurch in eine innere Gärung geraten und der Nerv der Regierung vom Kaisertum auf das Papsttum übergehen.

Bisher waren dazu noch keine praktischen Schritte geschehen. Diese knüpften sich jetzt an die inneren Unruhen der sogenannten Patarener im oberen Italien an. Es war im wesentlichen dieselbe Volksklasse, von der die früheren Wirren zur Zeit Ariberts ausgegangen waren. Sie nahm indessen jetzt Partei für die Loslösung der kirchlichen Oberhäupter von der Reichsgewalt und stieß dabei auf die Sympathien des römischen Stuhles. In verschiedenen Provinzialkonzilien wurde der Grundsatz ausgesprochen, daß kein Geistlicher fortan seine Autorität von dem Kaiser nehmen dürfe. War bisher nur die simonistische Form der weltlichen Einmischung verworfen worden, so erließ man jetzt gegen diese schlechthin ein ausdrückliches Verbot. In kurzem bildete sich in den oberitalienischen Städten eine weltliche, einigermaßen demagogische Opposition, an deren Spitze unternehmende Rittersleute traten, so daß es im Innern der Städte zu tumultuarischen Auftritten gegen die bisherige Ordnung der Dinge kam.

Ein Ereignis von Bedeutung war es, daß in der Mailänder Kirche in Bezug auf eine bevorstehende Vakanz zwischen dem fungierenden Erzbischof und dem König eine Vereinbarung stattfand, vermöge deren Heinrich einen Grafen von Castiglione, Gottfrid, zum Nachfolger im Bistum ernannte. Aber schon waren die Tendenzen der römischen Kirche so stark, daß sie das nicht dulden wollte. Unter ihrer Einwirkung fand eine andere Wahl statt, infolge deren ein junger Mensch, der zu dieser Partei gehörte, des Namens Atto, auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben wurde. Die Differenz war bereits eine sehr greifbare. Dem Bischof, der durch den Kaiser ernannt worden war, setzte sich ein anderer entgegen, welcher der kirchlichen Faktion angehörte. Auch dieser fand einigen Widerstand. Aber der römische Stuhl erkannte ihn

an und forderte den deutschen König selbst auf, die Wahl zu acceptieren. Auch wurde bereits ein Mittel in Aussicht genommen, durch welches Heinrich gezwungen werden sollte, seinen Widerspruch fallen zu lassen. Man hielt sich an die Räte des Königs und bedrohte sie mit dem Kirchenbann. Als Heinrich gleichwohl sich sträubte, dem Unterfangen des römischen Stuhles nachzugeben, machte dieser mit seiner Drohung Ernst; im Februar des Jahres 1073 fand die Exkommunikation der königlichen Räte statt.

Mit diesem Ereignis beginnt der offene Ausbruch des Konflikts der beiden höchsten Gewalten. Es war ein Schritt von nicht zu übersehender Tragweite. Seine volle historische Bedeutung erhielt er dadurch, daß kurze Zeit darauf (21. April 1073) Papst Alexander II. starb und der Mann an seine Stelle trat, der den Kampf gegen die weltliche Gewalt wie nie einer vor ihm zum System erhoben hatte: Gregor VII.

Es war schon vorgekommen, daß der vornehmste Ratgeber eines Papstes auch sein Amtsnachfolger wurde. Sehr außerordentlich aber war es, daß ein Mann, von dem unter einer Reihe von Pontifikaten die entscheidenden Maßregeln ausgegangen, zuletzt doch selber in den Besitz der Tiara gelangte und keinen Augenblick Bedenken trug, die Grundsätze, die er bisher empfohlen hatte, mit seiner eigenen Person zu verfechten und sich für dieselben verantwortlich zu machen.

Aus den bescheidensten Anfängen heraus war der römische Benedictinermönch Hildebrand zu allgemeinem Ansehen emporgestiegen. Unter Gregor VI. bereits Kaplan des Papstes, hatte er diesen nach seiner Abdankung über die Alpen begleitet und war hier bis zum Tode seines Herrn geblieben. Von Cluny, wohin er sich dann begeben, hatte ihn Leo IX. beim Antritt seines Pontifikats wieder nach Rom zurückgeführt. Dort war er in anfangs noch untergeordneter Stellung zuletzt zu unumschränkter Autorität gelangt. Die große Entwickelung in der Geschichte des römischen Pontifikats, die Überleitung der Papstwahlen zu einer klerikalen Allgewalt, war allein sein Werk.

Es wird sich nicht leugnen lassen, daß die Erhebung Gregors VII. unter tumultuarischen Auftritten in der Stadt geschehen ist. Aber es war dann doch eine gültige Wahl, die in der Basilika St. Peter ad Vincula vollzogen wurde. Am 22. April 1073 erscheint der Archidiakonus als Pontifex der Kirche. Aus einem Schreiben des Papstes an Gottfrid vom 6. Mai ersieht man, daß er selbst seine Erhebung als einen Sieg der Faktion Gottfrids ansah. Es war dieselbe Partei, die noch unter Heinrich III. gebildet worden, und welche die bisherigen Papstwahlen durchgesetzt hatte. Von König Heinrich sagt Gregor, er werde demselben durch eine Gesandtschaft seine Ratschläge mitteilen, mit denen er nur das Wohl der Kirche und die Ehre des Reiches bezwecke. Um das Recht des Königs, seiner Wahl zu widersprechen, kümmert sich jenes Schreiben nicht.

Bald nach seiner Wahl begab sich der neue Papst persönlich nach Unteritalien, um sich die Hülfe wenigstens eines Teiles der Normannen zu sichern.

Mit Robert Guiscard kam es zwar zu keiner vollkommenen Vereinbarung. Der Herzog wollte nicht nach Benevent, wo Gregor sich gerade aufhielt, und dieser nicht in das herzogliche Lager kommen. Dagegen trat der Papst mit Richard von Capua, der seit längerem schon mit Robert verfeindet war, in die engste Verbindung. In dem Eide, den Richard leistete, versprach er der römischen Kirche und dem allgemeinen Papste Gregor treue Dienste und versicherte seinen Beistand nicht nur zur Verteidigung und Behauptung des alten Besitzes, sondern auch zu neuen Erwerbungen. Ich werde dich unterstützen, erklärte er, daß du das römische Papsttum sicher und mit Ehren behaupteſt. Von dem Papste macht er es abhängig, ob er König Heinrich den Eid der Treue leisten solle, jedenfalls aber, ohne den dem Papst geleisteten Eid zu verletzen. Bei einer künftigen Vakanz verspricht er, nach den Erinnerungen der Kardinäle dafür zu sorgen, daß der zu kreierende Papst ordnungsmäßig gewählt werde. So eng indes der Anschluß Richards an die römische Kirche war, währte die Verbindung doch nur kurze Zeit. Bald wendete er sich Robert, der seiner drohenden Haltung wegen vom Papste in den Bann gethan worden, von neuem zu.

Es könnte auffallen, daß Gregor sich bei jenem Zuge mehrere Monate lang in Unteritalien aufhielt — erst im Dezember 1073 kam er nach Rom zurück —, denn wie hätte er nicht Differenzen mit dem deutschen König und zukünftigen Kaiser fürchten sollen, den er in der Mailänder Sache recht eigentlich provoziert hatte. Im Frühjahr 1074 zeigte aber alles eine friedliche Gestalt. Nach Mailand meldete der Papst, er habe von König Heinrich ein Schreiben erhalten, worin derselbe ihm seine Ergebenheit in Ausdrücken bezeuge, die weit über das hinausgingen, was der römische Stuhl von den Vorgängern desselben erfahren.

Mit bestem Mute schritt Gregor auf dem einmal eingeschlagenen Wege fort. Im März 1074 erneuerte er auf einer Synode die Festsetzungen über Priesterehe und Investitur, die ihm hauptsächlich am Herzen lagen. Er schickte Legaten nach Deutschland, um über die Durchführung derselben mit dem König zu Rate zu gehen. Die Konferenzen führten zu einer Annäherung, wie man sie nur wünschen konnte. Auch das Verhältnis zu den kaiserlichen Räten wurde hergestellt. Der Kaiserin-Mutter, die sich um die Beilegung der Differenz bemüht hatte, sprach Gregor seinen Dank für die Teilnahme an den Annäherungen aus.

Der Papst hatte von König Heinrich die Berufung eines Nationalkonzils in Deutschland begehrt, das sich mit den kirchenreformatorischen Fragen beschäftigen sollte. Allein so mächtig war Heinrich nicht, um dasselbe zu stande zu bringen. Die deutschen Bischöfe selbst machten formelle Einwendungen dagegen. Unter dem Vorsitz eines päpstlichen Legaten, erklärten sie, könne dasselbe nicht stattfinden. Hauptsächlich aber fühlten sie sich durch die Eingriffe in die deutsche Kirchenverfassung verletzt und gefährdet. Hätte Heinrich Anstalten getroffen, die päpstlichen Dekrete auf einer

nationalen Synode durchzuführen, so würde er die Bischöfe sämtlich gegen sich gehabt haben. Wie wäre das aber in einem Augenblicke möglich gewesen, da die sächsischen Großen damit umgingen, ihn des Reiches zu entsetzen. Er hätte alsdann eine allgemeine Erklärung zu deren Gunsten erwarten müssen.

So lagen die Verhältnisse gar nicht, daß ein anerkannter und mächtiger König den Anforderungen des römischen Hofes gegenüber gestanden hätte. Wenn Heinrich daher sich auch damals dem Papsttum näherte, so durfte er doch auf der andern Seite das Episkopat nicht verletzen, das ihm sonst seine Hülfe gegen die Sachsen verweigert haben würde. Das Verhältnis des Königs zu den Rebellen, den Bischöfen und Fürsten in Deutschland, wurde damit das Maßgebende auch in dem Leben und in der Politik des Papstes.

Schon im Jahre 1074 machte Heinrich einen Versuch, die Sachsen zu übermannen. Aber die Kräfte, die er dazu verwandte, waren viel zu schwach. In einem Abkommen zu Gerstungen mußte er ihre vornehmsten Forderungen bewilligen, die Zerstörung der Burgen und die wesentliche Unabhängigkeit der Provinz. Hier sollten die Bewohner alles allein verwalten, keinen Fremden sollte der König dazu verwenden dürfen. Ebenso wie gegenüber den Sachsen war der König als solcher auch sonst sehr ohnmächtig. Gegen die Bewegungen, welche in Ungarn seinen Schwager Salomo bedrohten, konnte er nur provinziale Hülfe verwenden; stand doch Geisa, der Sohn des obenerwähnten Bela, mit den Herzögen von Sachsen in nahem verwandtschaftlichen Verhältnis.

Im Jahre 1075 trat indessen ein Umschwung der Verhältnisse im Reiche ein. Heinrich wurde in den oberdeutschen Provinzen in der That wieder als König anerkannt. Er konnte daran denken, die Sachsen jetzt eine kräftigere Hand fühlen zu lassen.

Fragt man, wieso das geschah, so wird man in Betracht ziehen müssen, daß das Königtum in dem übrigen Reiche doch festere Wurzeln hatte, als in den nördlichen Bezirken. Und dazu kam, daß jene Anmutungen des Papstes, durch welche die kirchliche Selbständigkeit gefährdet wurde, mit dazu beitrugen, die Fürsten des Reiches zu bestimmen, sich enger an die oberste Gewalt anzuschließen. Eines Königs, sahen sie ein, bedurften sie, um ihre Rechte zu wahren. So geschah es, daß bei dem Unternehmen, welches jetzt gegen die Sachsen ins Werk gesetzt ward, die gesamten geistlichen und weltlichen Fürsten mit wenigen Ausnahmen sich um König Heinrich scharten. Im Juni 1075 traf das königliche Heer mit dem sächsischen Aufgebot in der Nähe von Nägelstadt zusammen. Die Sachsen wehrten sich auf das tapferste, ihre Schwerter machten sich aufs neue furchtbar. Aber die Königlichen blieben Meister des Feldes. Sie nahmen das feindliche Lager ein und metzelten die Bauern auf das grausamste nieder. Die sächsischen Ritter kamen auf ihren guten Pferden davon.

Der königliche Name kam durch den Sieg über die Sachsen in Deutschland wieder zu wirklichem Ansehen. Man begreift kaum, daß der König nicht allein wie früher die städtische Bevölkerung, sondern auch die Fürsten und Herren und die ganze Ritterschaft für sich hatte. Aber das letzte Ziel war mit diesem Feldzuge noch nicht erreicht. Die sächsischen Rittersleute hatten sich nach der Niederlage von Nägelstadt im Innern ihrer Provinz wieder gesammelt und machten noch keine Miene, sich zu ergeben. Es bedurfte eines neuen Unternehmens, um sie völlig zu unterwerfen.

Dabei aber fand nun der König die alte Bereitwilligkeit nicht mehr. Den drei Herzögen von Schwaben, Bayern und Kärnthen mißfiel es, dem Königtum die absolute Gewalt, welche es früher besessen hatte, wieder zu verschaffen. Sie weigerten sich, Heinrich bei seinem neuen Zuge zu begleiten. Sie bezogen sich dabei auf den unvollständigen Erfolg des letzten blutigen Zusammentreffens und beklagten die Unversöhnlichkeit der Sinnesweise des Königs.

Dennoch brachte dieser ein noch stattlicheres Heer als vorher zusammen. Er hatte die meisten der übrigen Reichsfürsten, die Bischöfe und Grafen auf seiner Seite. Die Hauptmacht bildete die auserlesene Mannschaft Gottfrids des Buckligen von Lothringen. Er war ein Sohn jenes Gottfrid des Bärtigen, der bis zu seinem Tode, 1070, zu den gefährlichsten Widersachern des Kaisertums in Deutschland und in Italien gezählt hatte. Der Sohn dagegen hielt von Anfang treu zur Sache des Reiches und blieb derselben ergeben, auch als er sich mit Mathilde, der Tochter seiner Stiefmutter Beatrix aus deren erster Ehe mit Markgraf Bonifacius vermählt hatte. Die Verbindung mit der ganz von kirchlichen Interessen erfüllten Gräfin war eine wenig glückliche. Mathilde verließ nicht lange nach ihrer Vermählung den Gemahl und kehrte in ihre italienische Heimat zurück. Gottfrid schloß sich immer näher an Heinrich an; er wurde bald der ergebenste Genosse des Königs.

Für den neuen Zug gegen die Sachsen nun brachte der Herzog eine stattliche Mannschaft ins Feld, deren Glanz, wie es heißt, alles verdunkelte. Das königliche Heer sammelte sich bei Nordhausen. Die Sachsen stellten sich demselben in der Gegend von Sondershausen entgegen. Auf ihre dringenden Bitten wurde nochmals auf Unterhandlungen eingegangen, welche Herzog Gottfrid leitete. Die Sachsen erneuerten ihre alten Beschwerden und entschuldigten ihre Handlungen. Sie vergaßen nicht, daran zu erinnern, daß das Verderben ihrer Provinz zum Verderben aller anderen führen könne. Aber ihre Erinnerungen fanden keinen Eingang. Man verwarf ihre Beschwerden nicht geradezu, aber erklärte ihren Abfall für ein schweres Verbrechen.

Wenn die Sachsen, wie am Tage liegt, die Absetzung des Königs in Anregung gebracht hatten, so war es die natürliche Folge, daß ihnen jetzt zur Strafe eine unbedingte Unterwerfung auferlegt wurde. Nach langem Bedenken entschlossen sie sich endlich am 26. Oktober 1075 zu diesem Schritt,

einmal, weil es keine Aussicht darbot, den Krieg nochmals aufzunehmen, sodann, weil auch die Bevölkerung selbst dieser Zwistigkeiten müde war. Vor den Augen des Reichsheeres ergaben sich die beiden vornehmsten Bischöfe von Magdeburg und Halberstadt, ferner Hugo von Nordheim und Herzog Magnus nebst seinen Verwandten, vielen Grafen und Freien. Es war eine Gefangennehmung des Adels: dem Volke sagte man, es könne nach Hause gehen.

Die Unterwerfung der Sachsen, durch welche die oberste Autorität des Königs hergestellt wurde, hatte aber auch eine andere Seite. Den drei oberdeutschen Herzögen konnte unmöglich vergessen werden, daß sie im letzten Augenblick ihre Teilnahme an dem Kriegszuge verweigert hatten. Da nun, in diesem Augenblicke, hat auch Papst Gregor Anteil an den Begebnissen in Deutschland genommen. Daß er an der ursprünglichen Erhebung der Sachsen, wie man vermuten könnte, eine Mitschuld gehabt, läßt sich doch nicht nachweisen. Nach dem ersten Feldzug des Jahres 1075 hat er vielmehr dem König seinen Glückwunsch übersandt. Anders aber war dies bei dem zweiten. Er hatte schon immer mit den Reichsfürsten in Verbindung gestanden, namentlich die Dekrete wider die Simonie ihnen mitgeteilt und ihre Durchführung von ihnen gefordert. Die Herzöge schienen auf die fortdauernden kirchlichen Zerwürfnisse zu zählen, um einen Rückhalt gegen den König selbst zu finden.

Der vom 3. September (1075) datierte Brief Gregors, worin derselbe dem König zu seinem Sieg über die Sachsen gratulierte, hatte noch das innigste Verständnis ausgedrückt. Der Papst gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß Heinrich religiös gesinnten Männern die Friedensverhandlungen anvertraut habe. Allein noch im Verlaufe desselben Monats trat ein völliger Umschwung ein. In einem acht Tage nach jenem Briefe verfaßten Schreiben an Beatrix von Toscana und deren Tochter Mathilde meinte Gregor, diese vor der Unzuverlässigkeit des Königs warnen zu müssen. Um dieselbe Zeit also, wo in Deutschland der Abfall der Herzöge erfolgte, die dem neuen Zuge des Königs durch die Sachsen fern geblieben waren, fand auch in Rom ein Abbruch des Einvernehmens mit Heinrich statt.

Noch einmal jedoch sandte der Papst drei vertraute Gesandte an den König, die ihm insgeheim wegen seines Lebenswandels dringende Vorstellungen machen und ihn zur Buße und Besserung auffordern sollten. Ihren Vorhaltungen sollten sie durch Drohungen noch größeren Nachdruck verleihen; denn oft schon waren Ermahnungen ausgesprochen worden, aber immer ohne Erfolg. Jetzt sollte man dem König ankündigen, daß der Papst seine Vergehungen der ganzen Kirche bekannt machen werde, und sollte er auch auf diese nicht hören wollen, so würde er von der Kirche in aller Form ausgestoßen werden.

Eine Admonition so herber Art an den deutschen König und künftigen Kaiser, der eben erst einen Sieg erfochten hatte, mußte denselben in Auf-

regung versetzen. Ein König, meinte er, sei durch Tadel und Drohungen nicht umzustimmen. Man verkennt Heinrichs Stellung, wenn man seine folgenden Handlungen bloß aus Eigenwillen herleitet. Auch er hatte die Pflicht, seine Autorität zu wahren. Die Stimmung des größten Teiles der Geistlichkeit und der Fürsten stand zudem auf seiner Seite. In jenen Tagen war es, daß er, um seine Dynastie zu sichern, den ihm erst vor kurzem geborenen Sohn, mit Namen Konrad, als seinen Nachfolger anerkennen ließ. Dann berief er am 24. Januar 1076 in Worms die geistlichen und weltlichen Stände um sich. Die ersteren erschienen sehr zahlreich, fast ausnahmslos in einer dem König günstigen Stimmung. Wir haben der Abneigung des deutschen Episkopats gegen die Einmischung des Papstes oder seiner Legaten bereits zuvor gedacht. Jetzt wurden die geistlichen Fürsten zu offener Feindseligkeit vermocht.

Es kann kein Zweifel sein, daß der Kardinal Hugo Candidus, der sich bei der Synode einstellte, auf den Verlauf derselben den größten Einfluß ausgeübt hat. Der Kardinal hatte sich von Gregor, den er anfangs unterstützte, offen abgewendet. Schon bei Robert Guiscard, dem Normannenherzog, war er erschienen, um demselben zu erklären, daß die vom Papste über ihn ausgesprochene Exkommunikation formlos und ungültig sei. Die deutschen Bischöfe erinnerte er jetzt an die Präcedentien Gregors. Der habe ohne eigenes Verdienst, durch eitles Gebaren bei der Welt sich Eingang zu verschaffen gewußt, er habe seine eigenen Einbildungen an die Stelle göttlicher Bestimmungen gesetzt, er habe sich nur zum Schein dem Mönchtum angeschlossen: er wolle eben keinen anderen Meister haben, noch auch an irgend eine kirchliche Disciplin gebunden sein. Auch andere Mittel habe derselbe nicht verschmäht, namentlich die Wechselbuden auf den öffentlichen Durchgängen begünstigt und dadurch Geld gesammelt. Dabei habe er das Archidiakonat und die Verwaltung des päpstlichen Staatshaushaltes an sich gerissen. Durch ihn sei der plötzliche Tod von vier römischen Päpsten mit Hülfe eines verruchten Gehülfen, der dies vor seinem Ende mit wildem Geschrei kundgegeben, veranlaßt worden. Er habe dann, noch ehe Alexander II. begraben war, die Brücken, Thore und Türme der Stadt, selbst die Triumphbogen mit bewaffneten Mannschaften erfüllt, seine Wahl erzwungen und so den Lateran in Besitz genommen. Dabei habe er jenes Dekret Nikolaus' II., welches die Rechte des kaiserlichen Hofes in Erinnerung bringt, aus den Augen gesetzt; er habe erklärt, er kenne keinen König.

Niemand wird diese Berichterstattung feindseligen Ursprungs ihrer Ungeheuerlichkeiten wegen für wahrheitsgetreu halten wollen. Aber die Stimmung der Versammlung war ganz dazu angethan, sie nicht zurückzuweisen. In einem Schreiben, das die versammelten Bischöfe an demselben Tage noch an Gregor richteten, gingen sie alsbald mit den stärksten Invektiven gegen diesen vor. Man darf diese Kundgebung keineswegs übersehen, zumal sie die wichtigsten Momente des Streites mit dem Papste hervorhebt.

Die Bischöfe erklärten darin, der Papst habe ihnen die Gewalt entrissen, die ihnen durch die göttliche Gnade und die Wirkung des heiligen Geistes vermöge ihrer Ordination übertragen sei. Den päpstlichen Klagen über die bei der Einsetzung der Bischöfe waltende Simonie wird hier die andere entgegengestellt, daß der Papst nur solche einsetze, die ihr Amt durch unwürdige Beistimmung von seinem Stolze erbetteln. Das Recht zu binden und zu lösen nehme er für sich ausschließlich in Anspruch. Sie führen ihm zu Gemüte, daß er einst Kaiser Heinrich III. versprochen habe, weder ihn noch seinen Sohn je durch Papstwahlen zu beirren, zu denen sie nicht ihre Einwilligung gegeben hätten. Wie wenig sei er dem aber nachgekommen. Durch die enge Verbindung mit der Gräfin Mathilde gebe er der Kirche den größten Anstoß. Aus diesem Grunde kündigen sie dem Papst den Gehorsam auf, zu dem sie niemals verpflichtet gewesen seien. Wie sie für ihn keine Bischöfe, so sei auch er für sie nicht der Apostolikus.

Eine Absetzung in aller Form ist es nicht, was die Bischöfe erklären, aber ein Manifest des Ungehorsams, das sogleich auch in alle Welt verbreitet wurde und in Italien großen Anklang fand. Die Entrüstung, die aus diesem Erlasse spricht, läßt sich begreifen. Ohne Zweifel hat dazu etwas mitgewirkt, daß der Papst durch seine Verdammung der Priesterehe die Bischöfe selbst gegen sich aufgeregt hatte. Und vergessen darf man ferner nicht, daß vor Gregor das deutsche Bistum, welches das Reich repräsentierte, einen großen Einfluß auf den Ausfall der Papstwahlen ausgeübt und eine reale kirchliche Gewalt dargestellt hatte. Auch das Urteil König Heinrichs in dieser Streitfrage, das in einem späteren, vom März desselben Jahres (1076) datierten Schreiben an einen der Bischöfe uns erhalten ist, wird bereits damals auf die Entschließungen des deutschen Episkopats nicht ohne Einfluß gewesen sein. Der König unterscheidet darin die Kirche von der Herrschaft des Priestertums vollkommen. Die Kirche besteht ihm aus beiden, dem Regnum und dem Sacerdotium, durch deren Vereinigung sie emporgekommen ist. Es ist die Ordnung Gottes, die beide neben einander gesetzt hat. Wenn aber einer die zwei Gewalten vereint ausüben wolle, so werde diese Ordnung gestört und die Kirche selbst herabgewürdigt. In Gregor sieht der König einen Usurpator der höchsten weltlichen Gewalt und einen Zerstörer der Kirche.

Das Kaisertum hatte von jeher eine kirchliche Mission ausgeübt; diese suchte Heinrich jetzt aufrecht zu erhalten und fand dabei die Unterstützung der geistlichen Fürsten. Man darf so mit Grund sagen, daß in der konziliaren Bewegung im Reiche eine Gefahr für den Papst lag; sie ist keineswegs so leicht gewesen, wie man oft angenommen hat. Dagegen war es nun andererseits die Idee Gregors, die Kirche lediglich aus klerikalen Elementen aufzubauen. Von Einwirkungen des Königs oder gar des Reichstages wollte er nichts hören. Und daß er den König gefürchtet hätte,

wird man bei seiner nach allen Seiten gesicherten Stellung nicht voraussetzen dürfen. Gerade die Anmutungen der Gewalten im Reiche erweckten sein hierarchisches Selbstgefühl, welches zugleich seine persönliche Religion in sich schloß, und das dann gleich bei dem ersten Zusammenstoß — auf der Fastensynode im Februar des Jahres 1076 — zu vollem Ausdruck gelangte.

Über den Verlauf dieser Synode sind wir nicht gerade durch übereinstimmende Zeugnisse unterrichtet. Bekannt ist das Schreiben, das Heinrich von Worms aus an den Papst gesandt hat, und welches auf dem römischen Konzil dann eine entscheidende Rolle spielte, Der König erklärt darin, er habe die Ehre des apostolischen Stuhles nicht aus den Augen verloren, aber der Papst habe sich nicht gescheut, gegen die ihm von Gott verliehene Macht sich zu erheben, und gedroht, ihm dieselbe zu entreißen, gleich als habe er, der König, sein Reich vom Papst empfangen, gleich als stehe Königreich und Kaisertum nicht in Gottes, sondern in des Papstes Händen; nach der Traditon der heiligen Väter könne der König nur von Gott gerichtet werden. Dagegen habe der Papst das Sacerdotium nicht auf rechtmäßige Weise erlangt, sondern durch Hinterlist und Geld, Volksgunst und Waffen; mit den Waffen habe er den Sitz des Friedens erobert und den Unfrieden eingeführt. Verurteilt durch die Bischöfe des Reiches, möge der Papst von seinem Sitz herabsteigen, ein anderer müsse ihn einnehmen, der nicht die Religion zum Deckmantel der Gewaltthätigkeit brauche.

Lambert von Hersfeld erzählt, der König sei zu der Fastensynode von Gregor in aller Form vorgeladen worden, habe aber durch jene Demonstration geantwortet. Das königliche Schreiben sei unverzüglich nach Rom geschickt und noch vor Beginn der Versammlung dem Papste eingehändigt worden, der dann am anderen Tage in Verbindung mit den Anwesenden zu dem synodalen Akte der Exkommunikation geschritten sei.

Bei dem zuverlässigeren Berthold, dem Fortsetzer der Chronik Hermanns von Reichenau, findet sich eine völlig andere Darstellung. Er berichtet, daß die Aufkündigung des Gehorsams, die in Worms erfolgt sei, sich in Oberitalien wiederholt habe. Auf einer ansehnlichen, hauptsächlich bischöflichen Versammlung zu Piacenza wurde der Beschluß gefaßt, dem Papste die Folgeleistung zu versagen. Die Kundgebung dieser Gesinnung, die man nach Rom gelangen ließ, war es dann, was die Entscheidung der Fastensynode hervorrief. Die Botschaft wurde in der Versammlung verlesen, der Papst im Namen des Königs aufgefordert, von dem Stuhle Petri herabzusteigen. Allein sogleich erhob sich ein Tumult unter den Anwesenden, den Berthold, welcher ohne Zweifel auf der Synode zugegen war, näher zu beschreiben sich außer stande erklärt. Er versichert, die Gesandten würden zweifellos ermordet worden sein, wenn nicht Gregor selbst sich mit eigener Lebensgefahr in das Getümmel gestürzt und sie gerettet hätte.

Nachdem die Ruhe wiederhergestellt war, ergriff der Papst persönlich das Wort. Er ließ die synodalen Statuten nachschlagen und betonte dann, welch ein Verbrechen es sei, dem nach Gott obersten Pontifex den kirchlichen Gehorsam aufzukündigen. Er erinnerte an den Grundsatz, daß niemand über den Papst zu richten imstande sei. Darauf führte er eine Stelle aus den Briefen Gregors des Großen an, nach welcher selbst die Könige aus der Gemeinschaft der Kirche fallen, wenn sie die Befehle des apostolischen Stuhles mißachten. Aus diesen Gründen allen spricht der Papst dann die Exkommunikation über Heinrich bis zu genügender Satisfaktion aus.

Von einer Absetzung des Königs war hiebei noch nicht die Rede. Diese erfolgte in einer an den heiligen Petrus gerichteten Gebetsformel, in welcher der Papst ihm dankt, daß er ihn von Anfang an gefördert und geschützt habe. Nur ungern sei er auf den Stuhl des heiligen Petrus gestiegen; dem Apostel habe es gefallen und gefalle es, daß die ihm besonders anvertraute Christenheit dem Manne gehorche, der an seine Stelle getreten sei. In diesem Vertrauen spreche er im Namen der heiligen Dreieinigkeit, unter der Autorität des heiligen Petrus, dem König Heinrich, der sich mit unerhörtem Übermut gegen die Kirche Petri erhoben, sein Königtum ab und entbinde alle Christen von dem Eide, den sie ihm geschworen haben oder schwören werden. Ich denke, diese Absetzung war der zweite, für den Fall, daß keine Satisfaktion erfolge, vorbehaltene Schritt. Zunächst trat er noch in den Hintergrund.

Was aber die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigte, war die Exkommunikation des deutschen Königs und künftigen Kaisers. Noch nie war das in dieser Schroffheit geschehen. Die beiden Gewalten, welche vereinigt die Grundlage der Kirche ausmachen sollten, traten einander mit gegenseitigen Verdammungen entgegen. Von den Anhängern des Königs wurde in Deutschland und in Italien dem Papst der Gehorsam aufgekündigt, und der Papst wieder schloß den König aus der Gemeinschaft der Kirche aus und sprach die, welche ihm den Eid der Treue geleistet, von der Pflicht des Gehorsams los. Wie sich so die eine der beiden Gewalten fortan zur anderen verhalten sollte, war die größte Frage der Zukunft, für Deutschland und Italien nicht allein, sondern für den gesamten Occident.

Dreizehntes Kapitel.

Canossa.

Ein Schreiben, wie es König Heinrich an den Papst erlassen hatte, wäre unmöglich gewesen, hätte er nicht den Entschluß gehabt, dem Pontifikat Gregors ein Ende zu machen und einen anderen an seine Stelle zu setzen. Mit dieser Erklärung war der Krieg zwischen den Gewalten, welche beide eine göttliche Mission zu haben behaupteten, und von denen jede der anderen hauptsächlich den Vorwurf machte, daß sie diese Mission nicht anerkenne, in aller Form erklärt und ausgebrochen.

Wohin dieser Streit führen würde, hätte in dem Moment, wo er sich erhob, niemand voraussagen können, solange der Mann lebte, dessen Thatkraft den letzten Krieg gegen die Sachsen entschieden, und der Heinrich versprochen hatte, wenn ein neuer Papst gewählt werde, denselben nach Rom zu führen: Herzog Gottfrid von Lothringen. Aber den König traf das Unglück, daß Gottfrid vor Ausgang Februar dieses Jahres, 1076, von einem gräßlichen Ende erreicht wurde. In einer Fehde mit dem Grafen Theodorich von Holland begriffen, wurde er von dem Diener desselben überrascht und auf die grausamste Weise ermordet. Mit ihm ging der Führer des bevorstehenden großen Angriffes gegen das Papsttum zu Grunde. Das Reich verlor an ihm den einzigen Mann, der den Kampf zu leiten vermocht hätte.

Dagegen nahmen die anderen mächtigen Herzöge eine eigentümliche Parteistellung zwischen den beiden Oberhäuptern, ein. Es war vor allen der Herzog von Schwaben, Rudolf von Rheinfelden, der sein Emporkommen der Kaiserin Agnes verdankte und erst mit der Schwester Heinrichs, dann mit der Schwester der Gemahlin desselben vermählt worden war. Mit ihm im Bunde stand Berthold von Kärnthen, trotzdem dieser, wie schon bemerkt, von Heinrich III. her selber Ansprüche auf Schwaben besaß. Die beiden Rivalen hatten sich bald mit einander verständigt: sie waren beide gegen Adalbert von Bremen gewesen, d. h. also im Widerstreit mit der entschlossen kaiserlichen Partei. Eine sehr eigentümliche Stellung endlich nahm Welf, der Herzog von Bayern ein, nicht eigentlich vollkommen ein Welfe von Herkunft; er war der Sohn eines italienischen Fürsten, der aber die Erbschaft seines Oheims, Welfs III., in Deutschland in Besitz zu nehmen und hier den welfischen Namen einzubürgern vermocht hatte. Ursprünglich war er mit Hugo von Nordheim, seinem Schwiegervater, aufs innigste verbunden. Bei dem Sturze desselben aber riß er sich von diesem los und trat zu König Heinrich über, der ihm dann Bayern mit der herzoglichen Fahne verlieh.

Die drei Herzöge gehörten nicht mehr zu den alten Stammesherzögen. Sie waren die eben emporgekommenen Geschöpfe des königlichen Hauses.

Allein mit dem König hatten sie keinerlei Sympathie. Es ist sehr möglich, daß sie bei den anwachsenden Gärungen in Sachsen den Gedanken eines Thronwechsels schon früh gefaßt haben. Sie weigerten sich, wie wir sahen, an dem letzten großen Zuge gegen die aufständische Provinz Anteil zu nehmen. Die Unterwerfung derselben war ihnen insofern widerwärtig, als sie durch die Unterdrückung der Sachsen sich selbst gefährdet fühlten. Eben hier aber begegneten sie sich mit dem Papst zu Rom, der sich der erwähnten Gefangennehmung der sächsischen Magnaten schon deshalb widersetzte, weil davon auch Bischöfe betroffen worden waren, was den Ansprüchen der Kirche, wie er sie auffaßte, widersprach. Die Herzöge traten nun mit den Bischöfen zusammen, die an dem Papst hielten, namentlich dem bevorzugten Korrespondenten Gregors, Bischof Hermann von Metz, welchem der Papst sein Recht zur Exkommunikation des Königs in einem besonderen Schreiben dargelegt hatte. So bildete sich im innersten Deutschland eine mächtige Partei für die Ansprüche des Papstes aus. Der Bann, welchen dieser über Heinrich ausgesprochen, war ihr genehm.

Die genannten drei Herzöge hatten eine Zusammenkunft mit einigen der vornehmsten päpstlich gesinnten Geistlichen, in welcher man den beklagenswerten Zustand, in den Deutschland seit den letzten Siegen des Königs geraten war, erörterte. Man kam zu dem Resultat, der König sei noch ebenso grausam und leichtsinnig, wie jemals; er werde das Recht, über Leben und Tod zu verfügen, vollkommen in seine Hände nehmen. Sollte jemand ihn beleidigen, so werde ein solcher der härtesten Behandlung ausgesetzt sein.

Die Lage war eine ähnliche, wie im Anfang des 9. Jahrhunderts. Nur daß sie nicht wie damals aus dem Übergewicht der geistlichen Gewalt, sondern umgekehrt aus der Unabhängigkeit der weltlichen Machthaber hervorging. Die Unterwerfung Sachsens vornehmlich hatte die Besorgnis der Fürsten hervorgerufen. Noch aber war hier nicht alles verloren, da die gefangenen sächsischen Großen nicht unmittelbar in den Händen des Königs waren. Dieser hatte sie im entscheidenden Moment den Magnaten des Reiches anvertraut. Sie nun entschlossen sich jetzt, ihre Gefangenen, ohne beim König angefragt zu haben, in Freiheit zu setzen und nach Hause gehen zu lassen.

Ich fürchte nicht, auf diesen Beschluß zu großen Nachdruck zu legen, wenn ich darin das wichtigste Moment eines entscheidenden Umschlages erblicke. Man hatte den Kampf gegen die Sachsen deshalb unternommen, weil die Würde und Einheit des Reiches es erforderte. Nicht die großen Herzöge selbst, sondern die übrigen Reichsfürsten, Bischöfe und Grafen hatten ihn durchgekämpft. Nachdem man aber das Ziel erreicht hatte, fing man es auch alsbald zu bereuen an. Die unbedingte Autorität des Königs, die jetzt drohte, enthielt eine Gefahr für jeden einzelnen. Man schöpfte Atem, als der König mit dem Papste definitiv zerfiel. Selbst die Genossen seines letzten Feldzuges gesellten sich nun den großen Herzögen zu.

Die Rückkehr der gefangenen sächsischen Fürsten löste die Bande vollends auf, welche das Reich vereinigten, und rief eine große, dem König entgegengesetzte Partei ins Leben. Die wichtigste Rolle dabei spielte Bischof Hermann von Metz. Er hatte das Vertrauen Heinrichs in so hohem Grade besessen, daß derselbe ihm die vornehmsten der sächsischen Fürsten übergeben hatte. Eben diese aber, der Billunger Hermann und Graf Dietrich von Katlenburg waren die ersten, die, in Freiheit gesetzt, nach Sachsen zurückkamen. Es geschah in dem Augenblick, als dort eine Art von Grundsteuer eingeführt wurde, welche allen Begriffen des alten ererbten Eigentumsrechtes des Sachsenlandes widersprach.

Die Ankunft der beiden Gefangenen, denen andere folgten, gab der Provinz einen neuen Anhalt, ihre Verpflichtungen abzulehnen und sich dem König zu widersetzen. Ein allgemeiner Aufstand erfolgte, in welchem die festen Plätze des Königs seinen Truppen entrissen und die Ländereien, die er unter neue Lehensleute verteilt hatte, den alten Besitzern zurückgegeben wurden. Otto von Nordheim, der noch in demselben Jahre der Gefangennehmung, 1075, wohl aus Reaktion gegen das trotzige Gebaren der oberdeutschen Herzöge, vom König aus der Haft entlassen worden war und die oberste Verwaltung seiner heimatlichen Provinz anvertraut erhalten hatte, ging eben mit dem Wiederaufbau der alten Burgen um. Allein er fühlte sich, anfangs noch zögernd, bald der allgemeinen Bewegung nicht gewachsen. Auf die Anmahnungen seiner alten Freunde ließ er von seinem Vorhaben ab und machte mit diesen gemeinsame Sache. So schien die ganze Provinz in einem Augenblick verloren und entfremdet.

Man ermißt, welchen Eindruck dieser Aufstand auf den König machte. Er berief die Reichsfürsten nach Worms, dann einige Monate später nach Mainz, aber er mußte erleben, daß die vornehmsten derselben nicht erschienen. Auch auf die übrigen wirkte nun die Exkommunikation zurück.

Die Versuche, eine kirchliche Gegenwirkung einzuleiten, zerfielen in nichts, wahrscheinlich nicht zufälliger Umstände wegen, die man dafür anführt, sondern weil sie der Lage der Dinge nicht entsprachen. Wer kann die geheimen Wege nachweisen, auf denen sich Überzeugungen fortpflanzen und das Übergewicht erlangen. Jene Aufkündigung des Gehorsames gegenüber dem Papst, mit der die Bischöfe vor einem Jahre zu Worms hervorgetreten waren, wurde kaum mehr beachtet; das Unerhörte, daß der Papst den zukünftigen Kaiser exkommunizierte, stieß bei ihnen auf keinen nachhaltigen Widerspruch. Die Autorität des Apostolikus war jetzt in Deutschland selbst der königlichen überlegen. König Heinrich, der noch vor kurzem den Papst zu stürzen und einen anderen an seine Stelle zu setzen sich geschmeichelt hatte, sah sich machtlos und allein. Die höchste Gewalt, die er zu verfechten meinte, rief bei den Reichsfürsten selbst Widerwillen hervor.

Wir wollen nicht ungerecht sein und die Opposition der Fürsten gegen den König als Verräterei behandeln. Es war doch auch eine Sache des

Reiches, keine absolute Gewalt in den Händen des Königs entstehen zu lassen. Und so unrecht hatten sie nicht, wenn sie dagegen in der Macht der Kirche einen Rückhalt suchten. Was aber daraus entstehen würde, namentlich für das Reich, war eine andere, gewichtige, weitausschauende Frage.

Wohin die Tendenzen Gregors gingen, ergiebt sich aufs deutlichste aus einem Schreiben, das er am Anfang September 1076 erließ, und das für die Verhältnisse des Reiches entscheidend geworden ist. Gregor, „der Knecht der Knechte Gottes", wendet sich darin an seine Mitbischöfe, zugleich aber an die weltlichen Großen und an alle guten Christen im Reiche. Er behauptet jetzt, die Exkommunikation des Königs sei ein Urteil des heiligen Geistes. Dann nimmt er zwei Fälle als möglich an, entweder die Unterwerfung des Königs oder seinen ferneren Widerstand. In dem ersteren Falle sollen die exkommunizierten Räte des Königs — dieselben waren in der Fastensynode des Jahres 1075 von neuem mit dem Kirchenbann belegt worden — durch andere ersetzt werden, welche nicht ihren weltlichen Vorteil, sondern Gott im Auge haben. Die Kirche solle der König fortan als seine Gebieterin und nicht mehr als eine Magd ansehen und keine Gebräuche verteidigen, die nur gegen die Freiheit der Kirche erfunden worden seien. Wenn er für seine Sinnesänderung die nötigen Sicherheiten ausstelle, so wolle der Papst mit ihm darüber zu Rate gehen, was ferner geschehen solle. Von den Bischöfen solle es keiner wagen, den König von der Exkommunikation loszusprechen, ohne von seiner Sinnesänderung Bericht erstattet und die Einwilligung des römischen Stuhles erlangt zu haben. Wäre Heinrich aber nicht von ganzem Herzen bekehrt, dann solle man für die Reichsregierung einen Mann finden, der sich zu alledem anheischig mache, was zugleich der Religion und dem Reiche nützlich sei. Einen solchen Mann mögen sie dann dem Papst sobald als möglich nennen, damit er ihn bestätige.

In den Kundgebungen Gregors VII. vermißt man religiösen Tiefsinn. Im höchsten Grade aber muß man ihm politische Umsicht, gepaart mit hierarchischem Selbstgefühl, zuschreiben. Dieser Brief ist entscheidend geworden für die Kirche sowohl wie für das Reich. Das Erbrecht wird darin kaum erwähnt. Die dem jungen Sohne Heinrichs bereits zugestandene Nachfolge, heißt es, soll durch Beschluß des Reiches wieder zurückgenommen werden können.

Ganz in dem Sinne dieses Briefes nun kamen die opponierenden Fürsten mit nicht geringem bewaffneten Geleit um die Mitte des Oktober 1076 in der Umgegend von Tribur, am rechten Ufer des Rheins, zusammen, um über die obschwebenden Fragen Beschluß zu fassen. Diese Versammlung ohne des Königs Geheiß, mit den Waffen in der Hand, hatte die notwendige Folge, daß Heinrich seinerseits mit seinen Anhängern sich bei Oppenheim, auf dem linken Rheinufer, aufstellte und kriegerische Absichten kundgab. In Tribur waren päpstliche Legaten erschienen, mit der Befugnis, Exkommunizierte, die sich der Kirche wieder anschließen wollten, in die Gemeinschaft

derselben von neuem aufzunehmen. So kehrten die vornehmsten Bischöfe, von Mainz, Straßburg, Trier und andere in den Schoß der Kirche zurück, so daß die dem König entgegengesetzte Partei eine Verstärkung erhielt, welche ihr das Übergewicht sicherte.

In den Erwägungen, die in der Triburer Versammlung gepflogen wurden, traten aber noch einige andere Momente politischen Inhalts hervor. Man beschwerte sich, daß der König die Fürsten nicht in sein Vertrauen ziehe. Tag und Nacht beratschlage er mit anderen Ergebenen, er habe Menschen von geringer Herkunft zu den obersten Stellen berufen, dem hohen Adel stehe sein Untergang bevor. Man sieht, die Großen wollten eine königliche Gewalt nicht anerkennen, an der sie nicht selber Anteil hatten. Heinrich ist ein paar Mal in Unterhandlungen mit der Versammlung in Tribur getreten, er hat sich dann bereit erklärt, das einseitige monarchische Regiment zu modifizieren, nichts zu beschließen ohne Teilnahme der Fürsten; er ist so weit gegangen, die Regierung des Reiches diesen überhaupt zu überlassen. Er erklärte, er wolle auf sein Recht Verzicht leisten: nur Eines mache er zur Bedingung, daß er den Titel König und die Reichsinsignien behalte, welche aufzugeben ein unauslöschlicher Schimpf für ihn und das Reich sein würde. Es sind Worte, die beweisen, daß noch von ganz anderen Dingen die Rede war, als von den kirchlichen Zwistigkeiten. Es galt eine veränderte Form der Reichsregierung überhaupt.

Aber daß man sich hierüber in der That verständigen würde, war doch nimmermehr zu erwarten. Auf die Versprechungen des Königs legten die Fürsten nicht das mindeste Gewicht. Sie waren überzeugt, er werde die Angelegenheiten immer mit der gleichen Heftigkeit behandeln, wie sie sagten: er werde auf dieselben wie ein mutiges Schlachtroß einstürmen. Und wenn die Worte des Königs vermuten lassen, er habe von den Reichsfürsten die Aufnahme seiner eigenen Ideen über das Verhältnis zum Papsttum erwartet, so waren diese vielmehr überzeugt, daß sie nur mit Hülfe des Papstes etwas über den König erreichen würden; sie betrachteten die Exkommunikation Heinrichs als die Gelegenheit, die königliche Macht faktisch zu beschränken: sie würden rasend sein, haben sie erklärt, wenn sie dieselbe nicht ergriffen.

Die Verhandlungen mit dem König hatten so wenig Erfolg, daß der offene Ausbruch eines Krieges unmittelbar zu erwarten stand. Die Fürsten haben sich einmal gerüstet, über den Rhein zu gehen, und der König hat seine Truppen zusammenberufen, um ihnen nachdrücklichen Widerstand zu leisten. Zuletzt aber ist man doch vor einem inneren blutigen Kriege zurückgewichen. Die Schwaben und Sachsen, d. h. doch wohl die vereinigten Fürsten überhaupt, ließen den König wissen, sie würden rechtlich mit ihm verfahren; der Papst habe versprochen, nach Deutschland zu kommen und einen großen Gerichtstag über die Angelegenheit des Reiches und die Schuld des Königs zu halten. Wie weit das Übergewicht der päpstlichen Autorität in den innersten Reichsangelegenheiten damals ging, ergiebt sich daraus, daß

sie dem König ankündigten, sie würden ihn nicht mehr anerkennen, wenn das Jahr seiner Exkommunikation verlaufe, und zwar durch seine Schuld, ohne daß er von dem Banne befreit wäre. So wolle es die alte Rechtsgewohnheit.

Man greift mit Händen, daß es nicht eben eine religiöse Erregung war, was die Fürsten zu dieser Erklärung vermochte. Sie beruhte auf den momentanen Verwickelungen, allein sie hatte Bedeutung für immer. Die Entscheidung über die Reichsangelegenheiten wurde von der päpstlichen Autorität abhängig gemacht.

Der König konnte dagegen nichts unternehmen; er zog sich nach Speier zurück und lebte schon halb und halb als ein Büßender. Aber konnte man wohl von ihm annehmen, daß er jenen Gerichtstag erwarten würde, auf welchem die Ankläger und Richter seine heftigsten Feinde waren? Dort in Speier faßte er einen ganz entgegengesetzten Entschluß. Nicht allein jenes deutsche Konzil in Worms, sondern noch mehr das der italienischen Bischöfe zu Piacenza hatte die Entscheidung der römischen Fastensynode gegen den König hervorgerufen. Heinrich empfing jetzt aus Oberitalien die Nachricht, daß man hier nichts sehnlicher wünsche, als sein Erscheinen jenseit der Alpen. Er berief daher seine Räte, die er schon entlassen hatte, wieder zu sich, und der Entschluß wurde gefaßt, die Verwickelungen, die in Deutschland entstanden waren, durch eine rasche Wendung nach Italien zu entscheiden.

Allgemeines Erstaunen ergriff die deutschen Fürsten, als sie vernahmen, daß der König — alle anderen Straßen nämlich waren verschlossen — auf dem Wege durch Burgund nach Italien gelangt sei. Er hatte auch dabei mancherlei Widerwärtigkeiten zu bestehen. Die Vasallen und Blutsverwandten Heinrichs, welche die unmittelbare Macht in Burgund besaßen, konnten nicht ohne Zugeständnis bewogen werden, ihm den Durchzug zu gestatten, was andererseits doch wieder eine Accession zu seiner Sache bedeutete. Dann folgten die Beschwerden der Weiterreise. Von dem beredten Lambert wird das Auf- und Niedersteigen über die Alpenpässe geschildert, gleich als hätte man einen Zug Hannibals vor sich. Über Susa und Turin gelangte Heinrich nach Pavia.

Hier aber nahm der König eine Haltung an, welche keineswegs die eines um Schutz Flehenden war. Er war von seiner Familie und einem ansehnlichen Gefolge begleitet. Eine große Zahl von Exkommunizierten schloß sich ihm an. In Pavia sammelten sich die lombardischen Bischöfe und Herren um ihn, die ihn längst erwarteten, um mit ihm die einst in Piacenza beschlossene Sache durchzusetzen. Sie waren eifriger als der König selbst. Sie wollten von keiner Unterhandlung mit Gregor hören, denn es sei ihnen unmöglich, den Papst, den sie einst auf seinen Befehl verworfen hätten, jetzt noch als Apostolikus anzuerkennen. Es schien fast, als ob der Gedanke wieder aufgenommen würde, unmittelbar feindlich gegen den Papst anzugehen.

Gregor war auf seinem Wege nach Deutschland in Oberitalien angelangt. Hier hatte er in dem festen Schlosse Canossa, dem Sitz des Mark-

grafen Bonifacius, der dort seine Schätze gesammelt und von da seine Regierung geführt hatte, bei dessen Tochter und Erbin, der Großgräfin Mathilde, Wohnung genommen.

Man verbreitete damals, besonders in der Geistlichkeit, das Gerücht, der Papst schwelge bei Tag und Nacht in ihren Umarmungen. Wenn Lambert dieses Gerücht durch die Wunderthaten zu widerlegen sucht, welche die göttliche Gnade durch Gregor bewirkt habe, so fällt das allerdings für Menschen, die jene Wunder nicht glauben, wenig ins Gewicht. Eher dürfte man die Ungeheuerlichkeit des Gegensatzes in Anschlag bringen, der darin lag, daß der Verfolger der Priesterehe sich selbst geschlechtlichen Ausschweifungen hingegeben hätte. Eine große Wahrscheinlichkeit hat das Gerücht in der That nicht. Das intime Verhältnis zwischen beiden hatte mehr einen politischen Grund. Damit verbanden sich dann die gleichen religiösen Überzeugungen. Solche Verhältnisse giebt es ja zwischen Individuen beiderlei Geschlechts, die sich nur auf diesem geistigen Boden entwickeln, in welchen ohne sinnliche Annäherung die tiefste innere Vereinigung der Gesinnungen und Überzeugungen besteht. Die Markgräfin glaubte an die Wahrhaftigkeit und den geistigen Beruf des Papstes, und der Papst andererseits bedurfte ihrer Hülfe.

Bei dem Erscheinen Heinrichs in Italien nun geriet Mathilde in das Dilemma zwischen dem geistlichen Vater, dem sie anhing, und dem König, ihrem nahen Verwandten. Sollte der weltumfassende Streit eben hier vor den Thoren ihres festen Schlosses ausgefochten werden, und sollte der König, der die Macht der geistlichen Ideen soeben in Deutschland kennen gelernt hatte, den Italienern zu Liebe es auf einen offenen Zusammenstoß mit denselben ankommen lassen? Die nahen Beziehungen der beiden Parteien veranlaßten einen Versuch, zwischen dem König und dem Papst eine Vermittelung zu stande zu bringen.

Alles beruhte darauf, ob die Aufhebung der Exkommunikation von dem König durch die Bezeigung seiner Ehrfurcht erwirkt und ob sie von dem Papst nicht an unannehmbare Bedingungen geknüpft werden würde. Die Vermittelung übernahm die Markgräfin Mathilde und der Abt Hugo von Cluny, der Pate des Königs, der durch seine Beziehungen zu Heinrich sich selbst dem Kirchenbann ausgesetzt hatte, aber von demselben durch den Papst losgesprochen und jetzt zur Stelle war. Mit ihnen kam der König an einer vereinbarten Örtlichkeit zusammen. Hier wurde die Angelegenheit ausführlich erörtert und ihre Lösung festgesetzt. Allein man fand Schwierigkeiten. Diese beschloß man dem Papst vorzulegen.

Ehe Gregor nun darauf Bescheid gegeben, gleich nach der Rückkehr der Interventoren in das Schloß, erscheint der König mit seinen Exkommunizierten vor den Thoren des Kastells und begehrt dringend Einlaß. Doch wird ihm nicht aufgethan. Der Papst will vor allem die Bedingungen des Vertrages erst überlegen und versagt ihm die Aufnahme. Der König ist ge-

nötigt, im Büßergewande zwischen den Mauern, die das Schloß umgeben, bis zum dritten Tage, umgeben von den Seinigen, sich aufzuhalten.

So viel werden wir, dem Berichte Bertholds folgend, als historisch wahr zu betrachten haben. Ich darf aber nicht versäumen, die abweichende Darstellung Lamberts, des Repräsentanten der deutschen Oppositionspartei, ebenfalls hier mitzuteilen, da sie bis heute fast allgemeine Aufnahme gefunden hat.

Lambert hat völlig andere Grundzüge und Tendenzen wie Berthold. Die große deutsche Angelegenheit des Streites mit den Fürsten beherrscht seine ganze Auffassung. Der König, erzählt er, läßt den Papst bitten, seinen Anklägern in Deutschland keinen Glauben beizumessen; es sei mehr der Neid, der aus ihnen rede. Der Papst sagt, er könne ihn nicht freisprechen, ohne seine Ankläger zu hören. Aber, erwidern die Unterhändler Heinrichs, die Zeit dränge, denn wenn der Jahrestag der Exkommunikation verlaufen sei, werde man in Deutschland von dem König abfallen. Er begehre nur, vom Anathem befreit zu werden. Gregor antwortet, wenn der König wirkliche Reue fühle, so möge er sein Diadem in die Hände des Papstes niederlegen. Endlich indes, auf das dringende Ansuchen der Anwesenden, giebt er nach, falls Heinrich zeige, daß er die dem römischen Stuhle zugefügten Beleidigungen bereue. Jetzt erst erscheint bei Lambert der König, ohne alles Geleit, vor der Burg und vollzieht seine Büßungen drei Tage hintereinander. Hierauf wird er vorgelassen, muß aber versprechen, sich vor einem Generalkonzil zu stellen an einem Ort, den der Papst bestimmen würde; hier sollten die Anklagen gegen ihn erwogen werden in Gegenwart des Papstes selbst. Er verspricht, sich dem Urteil dieser Versammlung zu fügen, wenn er schuldig befunden würde.

Die Erzählung Lamberts hat Sinn und Zusammenhang. Aber ihre Wahrhaftigkeit muß man in Abrede stellen. Der König hat damals, wie wir aus den gregorianischen Überlieferungen wissen, einen Eidschwur wenn nicht geleistet, so doch leisten lassen, der allerdings eine gewisse Ähnlichkeit mit den Angaben dieses Berichtes hat, aber doch wieder weit von demselben entfernt bleibt. In der Zusage, die Heinrich wirklich gegeben, machte er sich anheischig, er werde innerhalb eines Termins, den der Papst selbst bestimmen könne, sich einem Rechtsverfahren unterwerfen oder die Eintracht herzustellen suchen, das eine nach dem Ausspruch, das andere nach dem Rate des Papstes.

Von all den für das Reich schimpflichen Zugeständnissen, die wir bei Lambert lesen, hat Berthold kein Wort. Aber so wird das Versprechen der Sekurität allerdings bei den deutschen Fürsten, die gegen Heinrich anstrebten, ausgelegt worden sein. Darauf beziehen sich auch die übrigen, von Lambert vorausgeschickten Verhandlungen zwischen Papst und König. Bei ihm sieht es aus, als hätte Heinrich durch die Absolution zugleich ein Endurteil in seinem Streit mit den Fürsten zu erlangen gesucht, wovon nach Lage der Dinge gar nicht die Rede sein konnte. Wenn man aber den Hauptinhalt der

Erzählung Lamberts zu verwerfen genötigt ist, womit ist es dann zu rechtfertigen, wenn man Einzelheiten von ihm annimmt und nacherzählt, wie etwa die ausführliche Darstellung der Bußübungen, die der König vor dem Kastell vorgenommen habe. Ich denke, auch hier muß man sich auf den Bericht Bertholds allein beschränken.

Noch an einer anderen Stelle zeigt sich die Zuverlässigkeit seiner Darstellung aufs deutlichste. Fast die berühmteste Scene, die in Canossa vorgekommen, ist die Teilnahme des Königs an der Messe. Berthold erzählt vollkommen überzeugend, der König habe die ihm vom Papst eigenhändig angebotene Hostie abgelehnt. Man erstaunt doch, wenn man nun bei Lambert die Motive des Anerbietens von seiten des Papstes liest: indem Gregor die Hostie nimmt, versichert er seine Unschuld an alle dem, was ihm vorgeworfen sei, und verlangt vom König beim Empfang der Hostie dieselbe Versicherung. Es ist doch kaum glaublich, daß sich das so zugetragen hat. Denn was hatten jene wechselseitigen Anschuldigungen mit der vorliegenden Frage zu thun? Für den Papst war zudem die Anerkennung seiner Unschuld nicht einmal nötig, und der König hatte ihm ja schon soeben von seiner Begleitung beschwören lassen, daß er sich einem Gericht stellen wolle. Für ihn lag ein Widerspruch darin, wenn er sich in diesem feierlichen Moment unschuldig erklären sollte. König Heinrich betrug sich mit Selbstbewußtsein und Vorsicht zugleich. Er durfte sich durch zu enge Vereinigung mit dem Papste nicht mit den lombardischen Bischöfen entzweien. Er wollte nur von dem Interdikt eines unbehinderten Umganges mit jedermann frei sein, um die Hände wieder regen zu können. Diese Lossprechung, so unvollkommen sie war, genügte doch seinem Wunsch.

Will man aber die thatsächliche Wirkung der Absolution ermessen, so ist sie nach beiden Seiten hin gleich null. Lambert ist über das Mißvergnügen, das darüber unter den Italienern entstand, besonders ausführlich; sonst sehr einsilbig über die Verhältnisse jenseit der Alpen, führt er die zwischen Heinrich und den Italienern hierüber gewechselten Worte ziemlich ausführlich an. Bald kam es über die Ausführung der Bedingungen, die der König eingegangen war, auch zwischen ihm und dem Papst zu Mißverständnissen. Wenn ein päpstlich gesinnter Bischof von dem henricianischen Bischof in Piacenza festgehalten wurde, ohne daß Heinrich sich dagegen geregt hätte, sah der Papst darin eine Kontravention gegen das Versprechen, welches Heinrich gegeben hatte, die apostolischen Legaten zu unterstützen. Er machte den König selbst verantwortlich dafür. Das war denn auch der Grund, weshalb er in die Absicht Heinrichs, sich in Pavia krönen zn lassen, nicht einging: es werde nicht geschehen, erklärte er, so lange Petrus in Ketten sei.

Bei weitem das wichtigste aber ist, daß man in Deutschland die noch zur rechten Zeit erfolgte Absolution, auf die doch von den Fürsten der größte Wert gelegt worden war, zuletzt nicht anerkennen wollte. Herzog Rudolf von Schwaben forderte den König auf, nicht eher nach Deutschland zurückzukehren,

als bis der Papst und die dem römischen Stuhl näher als ihrem Sohne stehende Kaiserin Agnes eine würdige Aufnahme daselbst vorbereitet hätten. Da die Fürsten des Vorteiles nicht entbehren konnten, der in der Exkommunikation lag, so schritten sie dazu, sich selbst zu helfen. Das Ereignis von Canossa rief die Wahl eines deutschen Gegenkönigs hervor.

Vierzehntes Kapitel.

Gegenkönigtum und innere Kriege in Deutschland.

Die Absolution in Canossa war insofern ein Sieg des Königs über seine Gegner in Deutschland, als sie den Grund hinwegnahm, auf welchem die letzte Koalition der geistlichen und der weltlichen Fürsten, die ihm so gefährlich geworden war, beruhte. Sobald der König in Deutschland wieder erschien, mußte dieses Verständnis sich auflösen: er wäre dann seinen Feinden übermächtig entgegengetreten. Dem zuvorzukommen, schritten die Fürsten zu einer Handlung von größtem Gewicht.

Schon in Tribur waren sie einverstanden darüber, Heinrich nie wieder in den vollen Besitz der königlichen Gewalt eintreten zu lassen. Jetzt gingen sie, ehe es zu spät wurde, an die Ausführung dieses Beschlusses. Bereits im März 1077 versammelten sie sich in Forchheim zu einer neuen Königswahl.

Es war nicht etwa eine nationale Versammlung, die daselbst stattfand, weder im alten noch gar im modernen Sinne. Nur eine kleine Anzahl von Fürsten hatte sich dort vereinigt; außer den sächsischen Bischöfen nur sechs andere. Unter diesen befand sich der Mainzer Erzbischof. Er brachte zuerst den Herzog von Schwaben in Vorschlag; alle anderen stimmten ihm bei. Rudolf nahm die Wahl für seine Person an. Darauf aber, für seine Söhne eine königliche Dynastie zu gründen, leistete er Verzicht, weil er damit die Eifersucht der Genossen hervorgerufen hätte. Auch die Besetzung der Bistümer durch freie, kanonische Wahl mußte er zugeben. Über Würzburg und Bamberg begab man sich nach Mainz, wo der neue König die Salbung und Weihe empfing. Daß er zugleich auch gekrönt worden sei, finde ich nicht; die Reichskleinodien hatten die Fürsten eben nicht in ihren Händen.

Und wenn einige zeitgenössische Berichte von einer Teilnahme des Volkes an dieser Erhebung Rudolfs reden, so ist das doch auch nur in sehr beschränktem Sinne zu verstehen. Die Bürger von Mainz setzten sich dem neuen König geradezu entgegen. Rudolfs wohlgerüstetes Gefolge mußte zu den Waffen greifen und das Volk mit Gewalt zur Unterwerfung bringen. Man erstaunt nur, daß hiebei der Rechte des Hauses der Salier nicht gedacht

wird. Denn neben dem König, den man absetzte, war doch bereits auch der Nachfolger desselben anerkannt worden.

Ob Gregor in diesem Augenblicke Anteil an den Beschlüssen der Fürsten hatte, läßt sich bezweifeln. Legaten des Papstes waren in Forchheim zugegen gewesen; sie haben aber ausdrücklich erklärt, ihre Instruktion sei, wenn es irgend möglich wäre, an König Heinrich festzuhalten; könne dies nicht geschehen, so möchten die deutschen Fürsten ins Werk setzen, was sie fürs beste hielten, der Papst werde nicht dagegen sein.

Zwei der wichtigsten Reichsgesetze späterer Zeit, das eine, welches die Erblichkeit der Thronfolge aufhob, das andere, welches die Freiheit der kirchlichen Wahlen verbürgte, hat man auf die Einwirkung der päpstlichen Legaten in Forchheim zurückgeführt. Mit voller Bestimmtheit läßt sich das jedoch nicht behaupten. Nicht auf den Antrieb, sondern nur unter der Konnivenz des römischen Stuhls wurde die Wahl des Gegenkönigs vollzogen. Jene beiden Gesetze entsprachen zunächst dem Interesse der deutschen Fürsten und Bischöfe selbst. Die Erhebung Rudolfs in Forchheim, diese beiden Satzungen und was damit zusammenhängt, sind für die spätere deutsche Geschichte von eminenter Bedeutung; aber in jenem Augenblick beruhte doch alles noch mehr auf dem momentanen Übergewicht einer Partei, wobei es von Anfang an sehr zweifelhaft war, ob sich dieselbe durchkämpfen würde.

Der Widerstand, den der Gegenkönig in Mainz fand, bezeichnete die Stimmung der städtischen Bevölkerungen überhaupt; er legte aufs deutlichste deren alte Anhänglichkeit an das Kaiserhaus an den Tag. Worms wagte Rudolf nicht einmal zu betreten, weil die Stadt gegen ihn und den Bischof war und Truppen an sich gezogen hatte. Ostern feierte er in Augsburg. Er wollte daselbst einen Reichstag abhalten, aber ein großer Teil der ihn umgebenden Fürsten verließ ihn. Die neuen und selbst die alten Truppen versagten ihm den Dienst, ohne ihres Eidschwurs zu gedenken.

Rudolf hatte den Papst behufs des Kirchenregimentes aufgefordert, nach Deutschland zu kommen, und versprochen, ihm Mannschaften zur Begleitung zu schicken, konnte diese aber jetzt nicht auftreiben. Den größten Gegner fand er an Bischof Embrico von Augsburg, während ihm, wie wir erfahren, nur drei Bischöfe zur Seite standen. Er begab sich demnächst nach Konstanz; auch hier aber fand er an dem Bischof Widerstand. Berthold ist über diese Opposition, welche sich nicht allein gegen den neuen König, sondern auch gegen die päpstlichen Legaten richtete, die ihn begleiteten, sehr ausführlich. Die Legaten ließen sich besonders die Bekämpfung der Investitur und der Priesterehe angelegen sein. Ihr Verfahren aber hatte die entgegengesetzte Wirkung. Die Priester, die sich von ihren Weibern getrennt hatten, kehrten zu ihnen zurück. Rudolf wurde von denselben geschmäht, König Heinrich dagegen in den Himmel erhoben.

Rudolf hatte nach Burgund zu gehen gedacht; er fand es aber bald unmöglich. Und als er nun mit einem kleinen Heere sich gegen die Burg von

Sigmaringen wendete, mußte er vernehmen, daß der Gegner, an dessen Stelle er eigenmächtig getreten war, mit einer starken bewaffneten Macht gegen Deutschland herangerückt sei und schon in Bayern weile.

Heinrich hatte in Italien bereits eine starke Stellung gewonnen. Er hatte die Bischöfe von Mailand, Piacenza und andere, die als Simonisten und Exkommunizierte galten, für sich und diesen vertraute er seinen Sohn an, sodaß das Königtum der Salier, welches in Deutschland verworfen war, eine Stütze in Italien fand. Diese Partei verstärkte er dadurch, daß er den Patriarchen von Aquileja der gregorianischen Partei, zu der er bisher gehalten, entfremdete und durch die Verleihung von Friaul für sich gewann. Der Patriarch war an seiner Seite, als König Heinrich es unternahm, den Kampf mit seinen deutschen Gegnern selbst zu beginnen.

Darauf kam doch für die Aufrechterhaltung des kaiserlichen Thrones alles an, daß die Autorität des Königs, die durch die Reise nach Italien unterbrochen war, wiederhergestellt wurde. Schon hatte er über Kärnthen verfügt und einen Verwandten aus dem Eppensteiner Hause, Liutpold, zum Herzog daselbst eingesetzt. In Bayern fand er jetzt einen unerwarteten Rückhalt an den zahlreichen Gegnern Welfs; denn hier hatte man die alten Zustände nie vergessen. Es waren vor allen die Aribonen, die Burggrafen von Regensburg und der Pfalzgraf Kuno mit seinem Sohne. Zu Regensburg hielt Heinrich einen Hoftag, bei dem seine Anhänger zahlreich erschienen. Auch die böhmischen Nachbarn waren anwesend, so daß der König ein Heer von gegen 12000 Mann ins Feld stellen konnte, während das Rudolfs nur auf 5000 angegeben wird.

Und wenn wir recht unterrichtet sind, hatten auch diese Mannschaften keine Lust, dem alten König entgegenzutreten. Denn nicht so leicht läßt sich die gewohnte Unterordnung unter die Legitimität erdrücken. Rudolf fand selbst in Schwaben keinen Anhang mehr; er mußte sich zu seinen Freunden in Sachsen zurückziehen. Es war ein allgemeiner Umschlag. Den Anhängern, die Heinrich in Schwaben besaß, gab er ein wenig später dann in Friedrich von Büren, dem ältesten Hohenstaufen, ein entschlossenes Oberhaupt. Es ist das ein Moment, welches besondere Beachtung verdient, weil es für jene Zeit schon entscheidend und für die Folge durch den Gegensatz von Staufen und Welfen von universaler Bedeutung geworden ist.

Der König wurde so stark, daß er in Ulm, wo er seine Krone wieder aufs Haupt setzte, gegen Ausgang Mai 1077 über die drei Reichsfürsten, die von ihm abgefallen waren, nach schwäbischem Recht das Urteil sprechen lassen konnte. Die Herzöge wurden des Lebens und ihres Besitzes für verlustig erklärt und die zähringischen und welfischen Lehen auch sogleich an ergebene Bischöfe verteilt. Heinrich hatte jetzt sowohl die höhere Geistlichkeit, die von der Investitur bedroht war, wie die niedere, welche von dem Eheverbote nichts wissen wollte, für sich. Er gewann auch den Adel zweiten Ranges, den er in Regensburg zu gemeinschaftlichem Kampfe gegen die Herren, die

er groß gemacht, aufrief. Auch die Böhmen standen auf seiner Seite. Viele, welche bei Rudolf ihr Glück nicht finden konnten, traten zu Heinrich zurück. Zugleich hatte dieser an den Bürgerschaften, wie der von Mainz, eine starke, staatsrechtlich bedeutende Partei, und er versäumte endlich nicht, auch die Bauern zu bewaffnen.

Rudolf hatte sich, wie schon bemerkt, nach dem Norden zu den Sachsen zurückziehen müssen. Es würde nicht am Platze sein, die Wechselfälle des Krieges, der sich nun zwischen dem niederen und dem oberen Deutschland erhob, im einzelnen aufzuführen. Vor allem waren sie so geringfügig, daß man einmal ein ganzes Jahr lang Frieden zu haben glaubte. Größere Kämpfe, z. B. bei Melrichstadt im August 1078, waren doch ohne entscheidenden Erfolg. Die Sachsen waren herbeigekommen, in der Hoffnung, in Verbindung mit den Schwaben das Übergewicht zu erlangen. Heinrich wußte die Vereinigung der beiden Heere zu verhindern. Indem er durch einen Teil seiner Truppen die Schwaben am Neckar zurückhalten ließ, griff er mit dem anderen Teil die Sachsen, welche die fränkischen Grenzen überschritten hatten, in der Nähe von Würzburg an, erreichte aber nicht mehr, als daß er den Platz behauptete.

Noch weniger möglich wäre es, die Verhandlungen des Papstes mit der einen oder der anderen Partei mit Sicherheit zu beschreiben. Auf der römischen Synode im November des Jahres 1078 finden wir die Gesandten beider Könige, Heinrichs und Rudolfs. Heinrich forderte daselbst die Verurteilung seines Gegners, weil dieser sich unbefugt die höchste Gewalt angemaßt habe. Aber bereits zeigte er selbst wieder soviel Selbständigkeit in seinen Handlungen, vornehmlich in der Ausübung des Investiturrechtes, daß weder die Synode noch der Papst es für ratsam hielten, seine Stellung noch mehr zu verstärken.

Noch einmal versuchte König Heinrich gegen Ausgang des Jahres 1078, die sächsischen Optimaten durch Unterhandlungen auf seine Seite zu ziehen. Allein die Bemühungen waren auch diesmal vergeblich. Die Sachsen hielten an Rudolf fest, dessen Aufrechterhaltung ihnen allein ihre Selbständigkeit verbürgte.

So meinte Heinrich, ohne sich um die Häsitationen des Papstes, der jetzt ohnehin den Sachsen zuneigte, zu bekümmern, diesen von neuem mit Waffengewalt gegenübertreten zu müssen. Es war einer jener unerwarteten Entschlüsse, wie er sie in kritischen Momenten zu fassen pflegte. Er sammelte ein starkes Heer aus den deutschen Stämmen, Schwaben, Bayern und Franken, denen sich auf der einen Seite die Burgunder, auf der anderen die Böhmen anschlossen; er machte ihnen Hoffnung, sie für die Hülfe, die sie ihm leisten würden, durch große Zugeständnisse zu belohnen. Allein in den sächsischen Bischöfen fand Heinrich eifrige Gegner, und vor allem war Rudolf selbst entschlossen, fest seinen Mann zu stehen. Eine besondere Sicherheit schöpfte dieser daher, daß er gar nicht der angreifende Teil sei und nicht zu dem

bevorstehenden Blutvergießen den Anlaß gebe, sondern daß er sich nur verteidige — sich selbst und zugleich die Kirche. Der Papst war jetzt für ihn: so meinte er für die Kirche zu sterben, wenn er unterginge.

Rudolf war ein geeignetes Oberhaupt für die in ihrem Widerstande beharrenden Sachsen. Er setzte sich bei Mühlhausen im Januar d. J. 1080 mit einem stattlichen Heere Heinrich entgegen. Bei diesem Zusammentreffen sollte sich entscheiden, ob das Königtum Heinrichs auch im deutschen Norden wiederhergestellt werden würde oder nicht. Gleich bei seinem ersten Anmarsche stieß Heinrich auf einen starken Gegenanlauf der Sachsen. Er meinte ihm dadurch zu begegnen, daß er sie zugleich im Rücken angriff; doch auch das hatte infolge der engen Verbindung Rudolfs mit Otto von Nordheim keine Wirkung. Es war ein nordischer Winterkampf. Zu Anfang der Schlacht bereits brach ein Schneesturm los, der so heftig war, daß Freund und Feind kaum unterschieden werden konnte. Den ganzen Tag hindurch hielt das Unwetter an. Als es sich abends legte, stellte sich heraus, daß der Angriff Heinrichs abgeschlagen war. Den größten Verlust hatten die Böhmen erlitten, die den Sachsen zuerst gegenübergestellt zu werden verlangt hatten; sie hatten mehrere Tausend eingebüßt. Die Verluste der Sachsen dagegen, die sich in guter Position verteidigt hatten, waren äußerst gering. Die Schlacht mußte eine entscheidende genannt werden. Die Absichten des legitimen Königs waren gescheitert; Rudolf behauptete siegreich das Feld.

Die Niederlage des legitimen Königs, die von Rudolf als ein Gottesurteil betrachtet wurde, hatte eine große Rückwirkung auf die Welt. Der Papst faßte jetzt erst volles Vertrauen zu seinem Verbündeten: in einer Synode, deren wir noch gedenken werden, hat er sich unumwunden für Rudolf erklärt, was dann der sächsischen Bewegung einen noch intensiveren religiösen Charakter gab. Zu einem definitiven Resultat aber hatte die Schlacht bei Mühlhausen noch nicht geführt. Im Oktober 1080 kam es deshalb bei Hohen-Mölsen an der Elster zu erneutem Zusammentreffen zwischen den beiden Heeren, die abermals wohl gerüstet waren. Zwar behielten auch hier die Sachsen wieder die Oberhand. Allein ihre Sache erlitt eine entscheidende Niederlage, da Rudolf, in der Schlacht verwundet, noch an demselben Abend starb.

An den Anblick der abgehauenen Hand, die man noch heute in Merseburg aufbewahrt, knüpft sich die Sage, Rudolf habe sie deshalb verloren, weil er mit derselben einst dem König den Eid geschworen, den er dann gebrochen habe. So wenig überzeugend diese Gedankenverbindung für uns auch ist, hebt die Sage doch das Charakteristische in Rudolfs Leben mit großer Schärfe hervor. Die Zeitgenossen schildern Rudolf von Rheinfelden als einen kräftigen, militärisch besonders fähigen Mann von rühmlichen Eigenschaften. Allein in der Geschichte des Reiches hat er ein zweifelhaftes Andenken hinterlassen. Man wird es nicht schlechthin verwerfen können, daß er dem übermütigen und einseitigen Gebrauch der königlichen Autorität

Schranken zu setzen suchte. Aber er überschritt dabei die Grenzen, die ihm selbst als Reichsfürsten gezogen waren. Er gab dem Gedanken der Sachsen Gehör, welche unter allen Umständen von dem Manne, gegen den sie sich empört hatten, befreit zu sein begehrten. Dann aber überwogen die kirchlichen Beziehungen in ihm die Vasallenpflichten. Wäre es auf dem Wege, den er einschlug, fortgegangen, so würde Königtum und Kaisertum alle innere und äußere Selbständigkeit verloren haben. Die beiden erwähnten Grundgesetze, deren Ursprung man auf den Tag von Forchheim setzt, hätten eine Fortentwickelung auf alle Zeit unmöglich gemacht. Das Reich wäre ein Spielball in den Händen der geistlichen Gewalt geworden. Daß dieses dann nicht geschah, war doch zuletzt das Verdienst Heinrichs IV.

Fünfzehntes Kapitel.

Offener Kampf zwischen Gregor VII. und Heinrich IV.

König Heinrich mußte von seiner Niederlage im Kampfe mit den Sachsen einen Rückschlag in Rom erwarten und forderte deshalb den Papst durch Gesandte auf, er möge jetzt über Rudolf ohne weiteres Gerichtsverfahren den Bann aussprechen, widrigenfalls er sich einen Papst kreieren werde, der Gregors eigene Absetzung verkündige. Die wichtigste Frage ist nun, was Gregor nach so vielen Häsitationen bewogen hat, die Exkommunikation Heinrichs in vollem Umfange zu erneuen. Mit Bestimmtheit kann man sagen, daß dazu die Ereignisse in Deutschland vornehmlich beigetragen haben, vor allem die Mißerfolge in Sachsen. Rudolf hatte dem Papst seinen Sieg über den König als ein Gottesurteil gemeldet, das ihn veranlassen müsse, endlich über Heinrich das entscheidende Wort auszusprechen. Von beiden Fürsten wurde so eine definitive Entscheidung gefordert. Und die Sache war dem Papst unendlich nahe gelegt. In einer Vision soll ihn die Mutter Gottes aufgefordert haben, allem Zögern ein Ende zu machen, denn Tag und Stunde seien gekommen.

Da hat nun Gregor in der Fastensynode des Jahres 1080 unwiderrufliche Beschlüsse verkündigt. Sie entschieden zunächst über die Investituren und die Wahl zu den geistlichen Ämtern überhaupt in dem Sinne der Kurie. Zuletzt aber — es war am 7. März — ergriff der Papst selbst das Wort über die größte aller obschwebenden Fragen, den Thronstreit zwischen den beiden Königen. Es ist wohl die außerordentlichste Kundgebung, die jemals aus dem Munde eines Mannes in höchster Stellung, eines Papstes, gehört worden ist.

In einer salbungsvollen Ansprache an die beiden Apostel, auf deren Namen die Kirchengewalt gegründet ist, macht Gregor sie selbst dafür verantwortlich, daß er auf ihren Thron gehoben, die Last ihrer Gewalt ihm übertragen worden sei und von ihm habe verteidigt werden müssen. In dieser Form trägt er nun die Anklage gegen den vornehmsten Gegner derselben vor, den Sohn des früheren Kaisers, den man König nenne und der die Kirche mit Fußtritten habe herabwürdigen und stürzen wollen, um sogleich seine Entschuldigungen über sein bisheriges Verfahren hinzuzufügen, die darin lägen, daß er eine Versammlung zur Entscheidung des großen Thronstreites habe veranlassen wollen. Er habe die Exkommunikation allen denen gedroht, welche eine solche Versammlung verhindern. Diese Exkommunikation habe aber der genannte Heinrich sich durch sein Verhalten zugezogen. Sie nun spreche er im Namen der beiden Apostel, Gottes und der heiligen Jungfrau über ihn aus. Die Gemeinschaft der Gläubigen, aus der er ihn früher ausgeschlossen, habe er ihm, durch sein Verhalten getäuscht, zurückgegeben, niemals aber seine Reiche und seine Würde.

Was Gregor den Aposteln vorträgt, war, wie man wohl sieht, dem Concilium gesagt. Jetzt aber erhebt er sich im Namen der Apostel, Gottes und der heiligen Jungfrau, um Heinrich seine Reiche, das deutsche und das in Italien abzusprechen. Ich hebe auf, sagt er, alle königliche Macht und Würde und absolviere alle die, welche ihm geschworen haben, von der Verpflichtung; sein Lebenlang möge er niemals wieder Kräfte gewinnen und den Sieg davontragen. Dagegen erteile er allen denen, die dem im Vertrauen auf die Apostel zum König erhobenen Rudolf anhängen, Vergebung aller ihrer Sünden und den apostolischen Segen. Dem einen solle wegen seines Ungehorsams das Reich entzogen, dem anderen wegen seines Gehorsams und seiner Ehrlichkeit übertragen werden.

Augenscheinlich ist hier von einer Untersuchung des beiderseitigen Verhaltens der Könige, von einem eigentlichen Richterspruch darüber die Rede. Alles hängt davon ab, daß der eine der beiden Fürsten der römischen Kirche freundlich, der andere feindselig gesinnt sei. Welches Recht aber hatte nun der Papst, dem einen sein Reich abzusprechen, dem anderen es zuzuerkennen?! Noch nie waren Kaiser exkommuniziert, noch nie große Fürsten vom Inhaber der geistlichen Gewalt abgesetzt worden.

Die Begründung dieser Gewaltsamkeit folgt jetzt erst. Der Papst schreibt den Aposteln die Macht zu binden nicht bloß für das künftige, sondern auch für das diesseitige Leben zu. Die Welt möge erkennen, daß sie auf Erden Kaisertümer und Königreiche, Fürstentümer und Herzogtümer, Grafschaften und Markgrafschaften und alles, was Menschen besitzen, nach seinem Verdienst einem jeden zu geben und zu nehmen vermögen. Eine bloße Phrase ist das nicht. Die Apostel werden an das Recht erinnert, das ihnen in Bezug auf die geistlichen Würden zustehe. Wie viel mehr aber

müsse das für die weltlichen gelten, die um viel geringer seien als die anderen.

Auch in diesem Stadium der Weltbegebenheiten ist man doch auf eine derartige Manifestation nicht gefaßt. Der Widerstreit des 9. Jahrhunderts wird dadurch nicht allein in voller Stärke wieder aufgenommen, sondern der Stellvertreter der beiden Apostel erscheint hier als der Inhaber der höchsten Gewalt in allen weltlichen und geistlichen Beziehungen. Man darf wohl annehmen, daß Gregor diese Meinung hegte. Er scheint fest geglaubt zu haben, die Apostel würden mit ihrer Allgewalt ihm zu Hülfe eilen und den Streit, der ja gar nicht der seine sei, zu ihren eigenen Gunsten ausfechten, und zwar demnächst. Mit allen seinen Anmaßungen ist ein mystischer Zug verbunden, der ihn jetzt offenbar beherrschte. Aus den letzten Ereignissen schöpfte er die Hoffnungen eines vollkommenen Sieges seiner Sache. Er soll sogar dem König Heinrich einen nahen Tag des Unterganges geweissagt haben.

Für jene Zeit nicht bloß, überhaupt für alle Zeiten ist der große Streitpunkt von gewichtigster Bedeutung, da der Angeklagte und Verworfene eben ein geborener König war und die Idee des Kaisertums verfocht. Niemand wird in Abrede stellen können, daß durch diesen Schritt die Fortdauer der weltlichen Gewalt auf ihrer eigenen Grundlage angegriffen wurde. Es war ein Unternehmen, um so gefahrvoller, da es von dem größten Hierarchen, der je gelebt hat, ins Werk gesetzt wurde. Den größten nenne ich ihn nicht etwa wegen der Tiefe seiner Gesinnungen. Ich finde nichts prophetisches, keine über die momentanen Beziehungen hinausgehende Religion in ihm. Seine Ideen sind keine anderen, als die in seiner Klosterdisciplin eingesogenen. Allein er trägt sie in tiefer Seele in sich. Er weicht von ihnen zurück, aber nur, um sie, wenn die Zeit gekommen ist, um so unverhüllter vorzutragen. Ein solcher Moment schien ihm jetzt da zu sein.

Zugleich jedoch zeigte sich, daß der Papst in Heinrich einen Gegner hatte, der seine Partei noch immer zu behaupten entschlossen und keineswegs ohne Kräfte dazu war. Wir haben von einem italienischen Rechtskundigen aus jener Zeit, Namens Petrus Crassus, eine Schrift entgegengesetzten Sinnes übrig, die dem König damals eingereicht worden ist.

Das Verfahren Gregors wird darin als unberechtigt und gewaltsam bezeichnet, dem König selbst werden die löblichsten Eigenschaften nachgerühmt, er sei gerecht und tapfer, hochherzig, entschlossen und freigebig; seine Gewalt verdanke er nicht etwa den Waffen, sondern den Gesetzen und dem Herkommen. Es greift mit den von Heinrich selbst geäußerten Ideen zusammen, wenn der Autor die alten Kaiser rühmt, die in orthodoxem Eifer im Verein mit den Geistlichen die Kirche auferbaut und den Frieden gewahrt haben, der die Einheit begründet. Er führt eine Reihe von Beispielen für seine Behauptung an. König Heinrich, der durch göttliche Gnade allein den

Thron seiner Väter bestiegen, würde den Frieden überall erhalten, wenn er durch den Papst nicht daran gehindert worden wäre.

Den Äußerungen des Papstes stellt die Schrift das ursprüngliche Verdienst der Kaiser um die Kirche und die Religion gegenüber. Die kaiserliche Gewalt sei vollkommen gesetzlich von Karl dem Großen auf seinen Sohn übertragen worden. Durch die Verteidigung Italiens sei das Kaisertum an Otto den Großen gekommen und abermals nach göttlichem Willen an das königliche Haus, aus dem Heinrich stamme und an diesen selbst.

Es gehört zu der Geschichte des Kaisertums, daß in diesem Augenblick, in welchem nur die geistliche Autorität anerkannt zu werden schien, die Unabhängigkeit der höchsten weltlichen Gewalt auch in Bezug auf die Erblichkeit hervorgehoben wurde. Der Papst, der den König angreife, erklärt Petrus Crassus, sei ein Feind der Gesetze, des Friedens, ein Feind der gesamten Christenheit. Er kommt dabei auf die Scene von Canossa zurück, in der Heinrich dem Papst eine unerhörte Demut bewiesen habe in der Hoffnung, einen geistlichen Vater an ihm zu finden. Jetzt nun, in diesem Augenblicke, so sage man, habe der Papst die Absetzung Heinrichs vorbereitet; die Erhebung eines Herzogs zum deutschen König sei sein Werk. Wie solle sich der rechtmäßige König aber vor dem Richterstuhl des Mannes stellen, der ihm den schlimmsten Feind in seinem Reiche erweckt habe? Zwar könne auch der Papst nicht ohne weiteres vor das Gericht des Königs gestellt werden, wohl aber sei dies möglich, wenn er durch ein geistliches Urteil aus der Gemeinschaft der Kirche gestoßen worden sei.

Nicht allein, wie schon bemerkt, für die Idee von der Kontinuation des Kaisertums ist die Schrift des Petrus Crassus merkwürdig: sie deutet auch bereits die Motive der folgenden Handlungen an. Schon dachte nämlich Heinrich, den Satzungen, die der Papst in Rom ausgesprochen, durch die Beschlüsse eines anderen Konziles entgegenzutreten. Die Dekrete der letzten Fastensynode hatten in Deutschland den bösesten Eindruck gemacht. Wir vernehmen, daß kurze Zeit nach derselben eine Versammlung von Bischöfen in Bamberg mit heftigem Eifer gegen das Vorgehen des Papstes auftrat und es offen aussprach, daß der Papst, der den König aus der Kirche ausgeschlossen habe, selbst der Mann sei, welcher ausgeschlossen zu werden verdiene.

Zu diesem Zwecke wurde im Juni 1080 eine Synode nach Brixen beschieden, wo sich die Anhänger des Königs aus Deutschland und Italien am leichtesten vereinigen konnten. Dreißig Bischöfe stellten sich daselbst ein und der König selbst mit einer Anzahl bewaffneter Mannschaften. Langer Erwägungen bedurfte es nicht. In einem Dekret, in welchem die vermeintlichen Missethaten Gregors aufgeführt werden, wird der Beschluß ausgesprochen, daß der Papst kanonisch abgesetzt und verjagt werden müsse. Wie schon in dem Ausschreiben angekündigt worden, schritt man dazu, einen anderen Papst zu ernennen. Es verstand sich gleichsam von selbst, daß der

bisherige Führer der Opposition gegen Gregor, der Kanzler des Königs und Erzbischof von Ravenna, Wibert, der die Bestrebungen Heinrichs teilte, zu dieser Würde berufen wurde und dieselbe annahm. Am Tage nach der Synode bestätigte der König seine Wahl, den Tag der Apostel begingen beide vereint.

So wenig bedeutend an sich dies Ereignis erscheinen kann, so ist es doch von umfassendster Tragweite. Die Ideen, welche Gregor VII. verfocht, und die, welche man in Brixen aufstellte, bildeten einen universalen Gegensatz. Dort erscheint der Papst mit seinem die Welt umfassenden Anspruch. Hier tritt der Versuch auf, die Idee des deutschen Reiches, welche bisher obgewaltet, zu erneuern und zu verteidigen. Es leuchtet ja ein, daß die Vorgänge von Brixen, die Beschlüsse einer beschränkten Anzahl von Bischöfen nicht dazu angethan waren, den Beifall der Welt, namentlich auch der romanischen zu gewinnen. Es war ein um seine Existenz kämpfender König, dessen Sinnesmeinung sich darin aussprach. Auch so aber war es ein unendlich wichtiger Schritt für das deutsche Reich sowohl wie für die Kirche überhaupt.

Wir erörterten bereits das Ereignis von Hohen-Mölsen und die für die Stimmung der Gemüter bedeutende Rückwirkung, die sich an den Tod Rudolfs knüpfte. An demselben Tage fiel, wie die Chronik des Bernold versichert, in Italien eine analoge Entscheidung vor. Die bewaffneten Scharen der Großgräfin wurden bei Volta am Mincio von dem lombardischen Heere geschlagen. Niemals hatten für König Heinrich die Angelegenheiten zu einem Romzug günstiger gestanden als jetzt. In der Mitte April des Jahres 1081 finden wir ihn denn auch bereits jenseit der Alpen in Mailand. In Ravenna traf er mit Wibert, der sich als Papst Clemens III. nannte, zusammen. Dann rückte er in schnellem Zuge gegen Rom vor. Am 21. Mai schlug er sein Lager auf den neronischen Wiesen vor der Stadt auf.

Heinrich hatte sich eingebildet, die Römer würden ihn ohne weiteres aufnehmen; aber, heißt es in einem Bericht, statt der Priesterchöre, die er erwartet hatte, fand er Kriegerscharen. In einer Proklamation brachte er den Römern sein Erbrecht in Erinnerung und sprach sein Erstaunen darüber aus, daß sie ihm nicht größere Ergebenheit bezeigten. Als die Hitze zu drückend wurde, zog er sich dann nach zwei Monate langer vergeblicher Umlagerung über Siena nach Lucca zurück.

Diesem erfolglosen Rückzug von Rom entspricht es, wenn man in Deutschland jetzt wieder auf eine neue Königswahl Bedacht nahm. In einem Wahlausschreiben der sächsischen Fürsten wird der Gedanke ausgesprochen, die Glieder des Reiches unter Einem Könige zu vereinigen mit Ausnahme Heinrichs und des Sohnes desselben. Dem entsprechend wählten die Sachsen und die Schwaben unter Welf zu Ochsenfurt im August 1081 den Grafen Hermann von Luxemburg zum Nachfolger Rudolfs. In Goslar empfing er

zu Weihnachten von den Bischöfen, die von den Fürsten dazu gedrängt worden waren, die Krone. Der Papst setzte alle Hoffnug auf den neuen König, und Hermann faßte wohl auch die Absicht, Gregor in Italien selbst zu Hülfe zu eilen. Zu diesem Zwecke ist er nach Schwaben gegangen, um wirklich den Weg nach der Lombardei einzuschlagen. Aber hier erhielt er Nachricht aus Sachsen, nach welchen der Tod Ottos von Nordheim, der das Land in den Händen hatte, eine allgemeine Bewegung erwarten ließ, so daß die Gegenwart des Königs unbedingt notwendig war.

Im Frühjahr 1082 erschien Heinrich mit alle denen, welche seinem Papst anhingen, von neuem vor den Mauern Roms, aber er fand die Thore abermals geschlossen. Seine Waffen konnte er nur gegen die Kastelle der Großen verwenden. Eine Sage ist von dieser Zeit aufbehalten, welche die Meinung über die beiden großen Gegner ausdrückt. Dem König Heinrich traute man zu, daß er bei einer Feuersbrunst in der Nähe von St. Peter seine Hände im Spiel gehabt, in der Erwartung, bei derselben werde sich auch die päpstliche bewaffnete Mannschaft beteiligen und so werde sich ihm Gelegenheit bieten, in die Stadt einzudringen. Der Papst aber habe den Truppen den Befehl erteilt, nicht von ihren Bollwerken zu weichen. Mit dem Zeichen des Kreuzes voranschreitend habe er selbst dem Feuer Einhalt geboten.

Es gelang Heinrich anfangs nur, das feste Tivoli einzunehmen, wo Wibert Platz nahm, so daß der Krieg unaufhörlich fortging. Im Juni 1083 vermochte der König die Leostadt zu erobern. Im Angesicht des deutschen Heeres erneuerte Gregor von der Engelsbnrg aus, wohin er sich zurückgezogen, seinen Bannfluch gegen Heinrich. Dieser aber verstand es, nachdem er gegen das Ende des Jahres wieder vor den Thoren Roms erschienen war, seinen Papst, dem er absichtlich die größte Devotion bezeigte, in St. Peter einzuführen. Wibert hat ihn dann selbst, am 31. März 1084, mit der kaiserlichen Würde bekleidet.

Wir haben über dieses Ereignis ein Schreiben des Kaisers an den Bischof von Trier, in welchem er dasselbe in einem glänzenden Lichte darstellt; er schreibt darin seine Rückkehr nach Rom — die heiße Jahreszeit hatte er in der Lombardei zugebracht — einer Berufung zu, die ihm in dem Augenblicke zugegangen sei, als er über die Alpen heimkehren wollte. Auf die Teilnahme des Volkes bei seinem Einzug legt er den größten Wert. Er erwähnt der erneuerten Absetzung Gregors durch das Urteil der Kardinäle und des Volkes. Das Schreiben ist nicht so abgefaßt, daß der Bischof ihm vollkommen geglaubt hätte. Aber es bezeichnet den Moment der Situation, von welchem der Kardinal Petrus Pisanus sagt, der König habe Rom als sein eigenes Haus betrachtet.

So standen dort an der Tiber innerhalb Roms selbst die Oberhäupter der entgegengesetzten Systeme, welche die Welt spalteten, einander gegenüber. Es hat wohl nicht an Versuchen einer Vermittelung gefehlt. Zwischen den

römischen Großen und Heinrich wurde eine Synode verabredet, welche demnächst zusammentreten und in dem großen Zwiste die Entscheidung aussprechen sollte. Man wollte ihr gewissermaßen die souveräne Gewalt überlassen; weder der Kaiser noch der Papst sollten gegen ihre Beschlüsse etwas einwenden dürfen.

Aber wie wäre eine unparteiische Synode in diesem Augenblicke möglich gewesen, wo Heinrich alle Zugänge nach Rom beherrschte. Der Kaiser konnte keinesfalls gemeint sein, seine Gegner nach Rom gehen zu lassen, um sich dort dem Papste anzuschließen. Dann aber waren die römischen Großen so weit gebracht worden, dem Kaiser denselben Gehorsam zu versprechen, den sie seinen Altvordern geleistet hatten. Wie hätte andererseits der Papst hierüber nicht die äußerste Entrüstung empfinden sollen. Die Dinge lagen nicht so, daß der Streit zwischen den beiden Potenzen in Rom selbst hätte geschlichtet werden können. Ein allgemeines Weltverhältnis hat zu der Entscheidung in Rom, wenn die Ereignisse, die jetzt daselbst eintraten, überhaupt als eine solche bezeichnet werden können, das Meiste beigetragen.

Gleich nach der großen Fastensynode von 1080 hatte Gregor Sorge getragen, sich der Feindseligkeiten mit Robert Guiscard, dem Normannenherzog, vollkommen zu entledigen. Bei den Zeitgenossen war die Meinung verbreitet, er habe demselben das römische Kaisertum zu übertragen versprochen. Dagegen verstand sich Robert zu dem Eid, welchen Richard von Capua bereits vor Jahren geschworen, er werde den Papst in der Behauptung der Regalien St. Peters alle Zeit nach Kräften unterstützen und niemals etwas von römischem Gebiet in Besitz nehmen, was ihm der Papst nicht selbst übertrage.

Seit jener Zeit aber, dem Jahre 1080, war nun Robert in eine weitumfassende Verwickelung mit Byzanz geraten. Er hatte seine Tochter dem Sohn Kaiser Michaels VII. vermählt. Bald indes wurde dieser von einem empörerischen Gegner verjagt und mitsamt seinem Sohne in einem Kloster gefangen gesetzt. Robert, der den Gemahl seiner Tochter zu restituieren im Sinne hatte, war durch die Verwickelungen im Osten so sehr beschäftigt, daß Gregor jetzt keine Hülfe von ihm zu erlangen vermochte. Man hat in Byzanz immer an jene Bestimmung des Papstes über den abendländischen Thron zu Gunsten Roberts geglaubt, woraus sich dann erklärt, daß der neue oströmische Kaiser Alexius sich der Erfolge Heinrichs IV. in Italien höchlichst erfreute; er hat ihn eine Zeitlang sogar mit Geld unterstützt. Es war ein Moment, in welchem die Eifersucht der beiden Imperatoren aufhörte.

Heinrich erhielt so die Möglichkeit, in Rom festen Fuß zu fassen. Gregor hatte immer mit Geldmitteln gearbeitet. Diese kamen jetzt auch seinem Gegner zu Gute. Der Kaiser besaß eine offenbare Überlegenheit über den Papst. Gregor wagte es nicht, die Engelsburg zu verlassen. Man hat damals das politische Märchen aufgebracht, der Papst habe zugleich seine Bedrängnis und seinen Haß durch die Äußerung kundgegeben, der König würde

noch dahin kommen, die Krone, die er suche, sich von der Engelsburg herabreichen zu lassen.

In denselben Tagen nun, in welchen der Kaiser die Krone in St. Peter empfing, im März 1084, rief Gregor, von einigen Kardinälen unterstützt, auf das dringendste den Normannenherzog zu Hülfe. Dieser setzte sich mit einem so starken Heere in Bewegung, daß Heinrich ihn nicht zu erwarten vermochte. Im Mai 1084 verließ er, von seinem Papst begleitet, die Stadt. Er rechnete auf die Vorkehrungen, die zur Befestigung getroffen waren, und auf die Gunst des Volkes. Anfangs fand Robert auch nachhaltigen Widerstand. Dann aber gelang es ihm durch Verrat, in die Stadt einzudringen. Er hat da die Römer als seine und des Papstes Feinde mit schonungslosen Gewaltsamkeiten heimgesucht.

Welch eine wunderliche Komplikation, daß das normännische Heer, in dem Saracenen dienten, sich anschickte, das Oberhaupt der Christenheit an den römischen Bürgern, die von ihm abfielen, zu rächen! Rom fing damals an, eine Ruine zu werden. Robert nahm, als er die Stadt verließ, den Papst mit sich und führte ihn in sein Lager fort.

Dem Normannenherzog kam es hauptsächlich darauf an, die festen Schlösser der Campagna in seine Hände zu bringen. Die Begleitung des Papstes mußte ihm dazu behülflich sein. In Salerno trennten sich Herzog und Papst: wir erfahren, die Absicht Gregors sei immer gewesen, nach Rom zurückzugehen. In den Vorbereitungen dazu aber ist er, am 25. Mai 1085, in Salerno gestorben.

Ehe wir von dieser großen kirchenpolitischen Erscheinung, vielleicht der größten von allen, die jemals vorgekommen ist, Abschied nehmen, ist es wohl der Mühe wert, sie im allgemeinen noch einmal zu charakterisieren.

Gregor VII. nahm die Tendenzen der kirchlichen Superiorität über die weltliche Macht, die im 9. Jahrhundert empor gekommen und durch das Kaisertum Ottos I. zurückgedrängt worden waren, von neuem wieder auf, aber doch in einer besonderen Gestalt und auf einer besonderen Stufe. Die Bischöfe hatten damals bei Rom Schutz gesucht und gefunden. Jetzt aber wurden sie der römischen Autorität vollkommen unterworfen.

Das Programm des neuen hierarchischen Systems, der sogenannte Dictatus Gregors, der sich in der Sammlung der Schreiben und Akten des Papstes findet, hat immer viel Aufsehen gemacht und Bedenken hervorgerufen; es läßt sich aber kaum denken, daß ein vollkommen unechtes Stück darin aufgenommen worden sei. Der eigentliche Inhalt dieser Aufzeichnung beginnt mit dem dritten Satze, in welchem dem Papst das Recht zugesprochen wird, die Bischöfe abzusetzen, und zwar, wie es an einer späteren Stelle heißt, ohne daß er dazu der Mitwirkung einer Synode bedarf. Er kann neue Gesetze geben; die bestehenden Bistümer teilen und auch mehrere zu einem vereinigen. Ohne seine Erlaubnis darf keine allgemeine Synode berufen werden, niemand hat das Recht, den, der an den Papst appelliert hat, zu verurteilen, und eine

vom Papst ergangene Sentenz darf nur von ihm selbst reformiert werden. Den Papst vermag niemand zu verurteilen.

Dergestalt kondensiert sich die gesamte Kirchengewalt in den Händen des Papstes. Aber dabei wird die Prärogative der episkopalen Gewalt über die fürstliche auf das entschiedenste festgehalten. An einer anderen Stelle spricht Gregor aus: man sage wohl, die königliche Würde sei über die episkopale erhaben; das sei jedoch eine falsche Doktrin; denn die erstere schreibe sich von menschlicher Überhebung her; die bischöfliche sei eine Institution Gottes.

Auf diesem Boden bewegt sich der ganze Dictatus; er enthält die exorbitantesten Ansprüche, die um so mehr auffallen, als sie aller Begründung entbehren. Der Papst kann Kaiser absetzen; nach einem angeblichen Konstitut Konstantins, das sich in den falschen Dekretalen findet, wiederholt er, daß der Papst die kaiserlichen Insignien anlegen dürfe; die Fürsten müßten ihm die Füße küssen. Der kanonisch ordinierte Papst, der nicht der Bestätigung des Kaisers bedarf, wird durch die Autorität des heiligen Petrus selbst heilig.

Diese Prätensionen der vollkommenen Omnipotenz des Papstes nun traten dem mit mancherlei geistlich weltlichen Kämpfen beschäftigten Kaisertum entgegen. Wollte man die Beweise, die von Gregor dafür vorgebracht werden, zusammenstellen, so würde man Wiederholungen aus den pseudo-isidorischen Dekretalen, falsche Auslegungen echter Stellen, Verwendungen historischer Vorfälle, die doch eine ganz andere Bedeutung hatten, und ähnliches zu verzeichnen haben. Allein es läßt sich kaum denken, daß Gregor seine Prätensionen von diesen Beweisen hergenommen hat. Dieselben beruhen auf dem einen über allem schwebenden Begriff des Berufes der Kirche. Die römische Kirche hat niemals geirrt und wird niemals irren; der römische Papst ist der Vertreter der apostolischen Gewalt auf Erden, sowohl des Petrus, wie des Paulus. Diese erstreckt sich auf das Diesseits und das Jenseits, und in diesem Umfang ist sie auch auf den Papst von Rom übertragen worden.

Das hierarchische System Gregors beruht auf dem Bestreben, die klerikale Gewalt zur Grundlage des gesamten menschlichen Daseins zu machen. Dadurch werden die beiden Grundsätze, welche das System charakterisieren, das Gebot des Cölibates und das Verbot der Investitur durch Laienhand verständlich. Durch das erstere soll sich eine Körperschaft des niederen Klerus bilden, welche von allen persönlichen Beziehungen der menschlichen Gesellschaft abstrahiert. Durch das zweite soll die höhere Geistlichkeit vor allen Einflüssen der weltlichen Gewalt sicher gestellt werden.

Der große Hierarch hat den Standpunkt, auf dem er steht, wohl erwogen; er kommt damit einem Bedürfnis der Zeit, in dem Geistlichen gleichsam ein höheres Wesen zu erblicken, entgegen. Alles, was er sagt, hat Würde, Zusammenhang und Kraft. Er zeigt ein angeborenes Talent für die weltlichen Geschäfte. Darauf bezieht es sich wohl, wenn ihn Petrus Damiani einmal als den heiligen Satanas bezeichnet.

Es ist eine überall eingreifende, sehr menschliche Thätigkeit, verbunden mit geistlichen Idealen, in der Gregor sich bewegt. Das Kaisertum hat die entgegengesetzten Prinzipien, es leitet auch die weltliche Gewalt unmittelbar von Gott her. In dem hieraus erwachsenen Konflikt hat Gregor gelebt und ist er gestorben. Der hierarchische Begriff ist sein inneres Leben; er fühlte sich durch mystische Beziehungen unbedingt an denselben gebunden.

Gregors Kundgebungen enthalten, wie bemerkt, keine tiefsinnigen Doktrinen: denn beinahe alles, was er vorträgt, war bereits vorgekommen; allein sie schließen sich in ihm ab zu einem System, dessen individuelle Wahrhaftigkeit niemand in Frage stellen könnte. Die Worte, die er bei seinem Ende ausrief, er sterbe im Exil, weil er die Gerechtigkeit geliebt habe, drücken seine innerste Überzeugung aus.

Aber man soll nicht vergessen, daß es nur die hierarchische Gerechtigkeit war, die er bis zu seinem letzten Atemzuge verfocht. Sein Exil war noch ein Glück für ihn: er wäre sonst in der Gefangenschaft gestorben, während er so einen Nachfolger bestimmen konnte, der seine Gedanken aufnahm und für dieselben eintrat.

Sechzehntes Kapitel.

Behauptung des Kaisertums trotz der Exkommunikation.

Wenn man das Verhältnis der geistlichen zur weltlichen Gewalt, wie es sich in den letzten Jahrzehnten herausgebildet hatte, genauer betrachtet, so ermißt man den schweren Stand, den der Vertreter der letzteren dem neuen hierarchischen System gegenüber hatte. Kaiser Heinrich war von Gregor aufs neue exkommuniziert worden, und diese Überhebung wurde von dem Volke nicht zurückgewiesen. Da nun aber auch die Nachfolger Gregors an dem von diesem aufgestellten Begriffe festhielten, so fiel Heinrich die schwierige Aufgabe zu, sich dem Spruche der Verwerfung gegenüber zu behaupten.

Noch zu Gregors Zeiten ist die Exkommunikation Heinrichs in dem Sachsenlande, welches den Feinden des Kaisers ihre beste Unterstützung lieh, zur öffentlichen Diskussion gekommen. In Gerstungen, wo man über Differenzen zwischen dem Kaiser und der Provinz unterhandeln wollte, erschien einer der vornehmsten Gehülfen Gregors, der Bischof von Ostia, und brachte die substanziellen Fragen zur Erwägung. Gegen die allgemeinen hierarchischen Grundsätze nun hatte die Versammlung nichts einzuwenden, allein sowie er die brennende Streitfrage, die Exkommunikation berührte, erhob sich allgemeiner Widerspruch; man erklärte, der Kaiser sei nicht exkommuniziert, weil er gar nicht exkommuniziert werden dürfe. Denn nach dem Grundsatze, welcher sich

in den pseudo-isidorischen Dekretalen finde, dürfe niemand verurteilt werden, der nicht zuvor in seinem Besitze wiederhergestellt sei. Daher habe auch die Verurteilung des Königs nicht erfolgen können, denn er wäre seines Reiches beraubt gewesen.

Otto von Ostia hatte ohne Zweifel Recht, wenn er mit Bezugnahme auf den Wortlaut des Textes darauf antwortete, die Lehre gelte nur von Bischöfen, nicht auch von Laien. Wie wäre es auch möglich gewesen, sich bei der Verteidigung der weltlichen Ansprüche auf eine Schrift, die nur die Geistlichen zu übertriebener Geltung gebracht hatte, zu berufen. Otto und seine Anhänger hoben vielmehr den Grundsatz hervor, der ebenfalls in den Diskussionen des 9. Jahrhunderts festgesetzt worden war, daß nämlich, was in Rom einmal beschlossen worden sei, auch nur in Rom diskutiert werden dürfe. Diese Prätension und das schroffe Auftreten des Legaten überhaupt machten eine Vereinbarung in Gerstungen unmöglich. Otto von Ostia hat darauf eine neue Versammlung, die in Quedlinburg stattfand, veranlaßt, in der man sich dann den römischen Grundsätzen unbedingt anschloß. Was das in der allgemeinen Konstellation bedeutete, erkennt man daraus, daß dieser scharfe und unerschütterliche Legat der zweite Nachfolger Gregors auf dem römischen Stuhle geworden ist.

Der Anstoß, den Otto gab, war auch in Deutschland von unerwarteter Wirksamkeit. Auf dem Konvent zu Gerstungen war ein Zwiespalt ausgebrochen, weil die Anhänger der gregorianischen Ideen gegen einige der vornehmsten sächsischen Oberhäupter, namentlich Bischof Udo von Hildesheim, den Verdacht aussprachen, Heinrich habe von ihnen das Versprechen erhalten, daß er nach Sachsen zurückgeführt werden solle. Man verlangte, sie sollten zum Beweis ihrer Treue Geiseln stellen. Hierüber ist es zwischen den streitbaren Mitgliedern der kirchlichen Versammlung zu Thätlichkeiten gekommen, bei denen Graf Dietrich von Katlenburg getötet wurde. Jetzt ging ein großer Teil der Sachsen zu Heinrich über und unterwarf sich ihm.

Heinrich hatte damals eine Synode nach Mainz berufen unter dem Vorsitze der Kardinäle, die sich an Wibert angeschlossen hatten. Hier wurden Gregor und seine Anhänger exkommuniziert, namentlich auch die Bischöfe, die auf seiner Seite standen: man erklärte ihre Sitze für erledigt und legte Hand an, sie neu zu besetzen.

Der Übertritt Udos von Hildesheim und seiner Freunde hatte nun aber auch noch eine andere Folge. Kaiser Heinrich erklärte, wenn die Sachsen auf seine Seite treten und ihm sein väterliches Recht zugeständen, dann wolle auch er ihnen die Rechte, die sie seit Karl dem Großen besessen, gewährleisten und unverkümmert erhalten. Diese Verpflichtung ist für die deutsche Geschichte von hohem Wert, denn das war doch die Bedingung gewesen, unter der die Sachsen Heinrich II. anerkannt hatten. Sie waren zur Empörung geschritten, weil Heinrich IV. in seiner Jugend sich eben daran nicht band. Sie hatten die Waffen gegen ihn ergriffen und ihm selbst das Königtum

streitig gemacht. Jetzt verpflichtete er sich, ihre Rechte anzuerkennen und von jedem willkürlichen Eingriff abzustehen. Sogleich damals konnte er Sachsen nach allen Seiten hin durchziehen. Der sächsische Annalist berichtet, jeder wünschte, sich im voraus dem König durch seinen Übertritt zu verpflichten.

Die Autorität des alten Königtums, eingeschlossen seinen alten Erbanspruch, wurde wieder anerkannt. Aber Herr des Landes war Heinrich damit noch nicht. Die Anhänger der Quedlinburger Synode setzten sich ihm noch immer, zuweilen sehr stark, entgegen. Sie hatten dabei den Beistand ihrer kirchlichen Glaubensgenossen im südlichen Deutschland. Im August 1086 ist es darüber in Franken zu einer Schlacht gekommen, die nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf.

Eine große Figur unter den Gregorianern hatte immer Bischof Adalbero von Würzburg gespielt. Er war aber verjagt worden. Heinrich hatte ihm dann einen Nachfolger abweichender Meinung gesetzt. Gegen diesen nun vereinigten sich die Schwaben und die Sachsen. Sie belagerten Würzburg mit einer sehr ansehnlichen Macht. Heinrich unternahm, die Stadt zu entsetzen. Die beiden Heere trafen dabei in der Nähe von Bleichfeld zusammen. Der exkommunizierte König aber wurde von den Anhängern Roms besiegt.

Über den Hergang geben die beiden Berichterstatter sehr verschiedene Nachrichten. Bernold schreibt alles dem Glaubenseifer zu, den der Erzbischof Hartwig von Magdeburg in ihnen angeregt habe, so daß sie den Feind vollkommen besiegten. Walram dagegen sieht in dem Zurückweichen der kaiserlichen Truppen nur einen Verrat, der den Haufen von Köln und Utrecht zugeschrieben wird. Es ist allerdings auffallend, daß eben die städtischen Völker, auf welche der König sonst zu rechnen hatte, ihn damals verließen. Bernold erwähnt, daß Welf mit dem Feldzeichen der Patarener, dem Carroccio, in der Schlacht erschien. Dem zugleich populären und religiösen Abzeichen konnten die Deutschen keinen Widerstand entgegensetzen.

Man begreift, welchen großen Vorteil die Gegner des Kaisers durch die Schlacht selbst und durch ihre Festsetzung in der Mitte von Deutschland über denselben gewannen. Aber eigentlich geschlagen fühlte sich Heinrich damit nicht. Es würde auch hier wieder nicht am Orte sein, die Kriegshandlungen der beiden Parteien, die sich nun unaufhörlich befehden, auch nur zu berühren. Denn dabei blieb die Mehrheit der Sachsen doch allemal, daß der Kaiser nicht hergestellt werden könne, so lange er noch in der Exkommunikation sei. Sie erklärten, die Religion hindere sie, die Rechte des geborenen Königs anzuerkennen.

Auch in Italien machte sich diese Auffassung geltend. Nach dem Tode Gregors fand seine Politik in den Hauptgrundsätzen, wiewohl nicht ohne gewisse Einschränkungen, neue Verfechter in dem zunächst gewählten Papst, dem Abt von Montecassino, Desiderius, und der großen Gräfin. Allein dem Gegenpapst gelang es doch, Desiderius wieder aus St. Peter zu verjagen. Wibert ließ die Kirche reinigen, weil sie durch dessen Anwesenheit befleckt sei.

Auch hier wurden die kleinen Kriegsereignisse durch unaufhörliche Unterhandlungen unterbrochen.

Desiderius selbst war unfähig, das Papsttum kräftig zu verwalten. Nach seinem Tode wußte man kaum einen Ort zu finden, wo eine Neuwahl vorgenommen werden könne. Es geschah endlich in Terracina. Hier vereinigten die Kardinäle ihre Stimmen auf den Bischof Otto von Ostia, über dessen Wirksamkeit in Deutschland wir oben berichteten. Dieser, Urban II., wie er sich nannte, erklärte feierlich, alles, was Gregor gebilligt, billige auch er, was jener verworfen, verwerfe auch er. Indem er die Exkommunikation Heinrichs erneuerte, sprach er die Erwartung aus, daß auch die Deutschen das Andenken an Papst Gregor in unbedingten Ehren halten würden.

Im November des Jahres 1088 kam Urban nach Rom. Jedoch Wibert hatte noch die Oberhand daselbst. Er sprach über seinen Widersacher den Bann aus. Dagegen schloß sich Roger, der Sohn Robert Guiscards, an Urban an und nahm seine Lehen mit Freuden von ihm in Empfang. Durch die Hülfe und unter dem Schutz der Normannen gelang es Urban wohl, einige Synoden abzuhalten. Zu Ende des Jahres 1089 kam er wieder nach Rom, aber er konnte sich nicht behaupten; schon im Sommer des nächstfolgenden Jahres mußte er die Stadt wieder verlassen.

Auch in den nächsten Jahren behauptete Wibert die Oberhand; die Engelsburg fiel in seine Hand; er legte eine kleine Befestigung bei St. Peter an. Wibert war sehr mächtig. Von Ravenna aus trat er mit den Unternehmungen Heinrichs in Oberitalien in Verbindung. Berühmt ist ein synodales Dekret von ihm, in welchem er sich zwar in einigen Punkten den Dekreten Gregors annähert, z. B. in Beziehung auf die Gebrechen der Investitur und die Priesterehe, im übrigen aber seinen eigenen Standpunkt mit aller Energie behauptet: Er verwirft die Exkommunikation seines Kaisers; er verbietet selbst, über diese Frage zu diskutieren, denn sie diene nur dazu, die Unterthanen von dem Gehorsam ihres Herrn abwendig zu machen.

Unfähig, in Rom festen Fuß zu fassen, schloß sich Urban um so mehr an die Normannen an, im direkten Gegensatz zu den kaiserlichen Interessen. Die Kaiser waren es, welche den Normannen festen Sitz in Unteritalien verschafft hatten. Diese waren dabei den Päpsten sehr beschwerlich geworden. Allein schon Nikolaus II. und seine Nachfolger hatten dieselben auf ihre Seite gezogen. Gregor VII. war auf diesem Wege fortgefahren; er verdankte die Festigkeit seiner Stellung in Rom hauptsächlich den Normannen.

Mit denen trat nun Urban II. in die engste Verbindung. Der Sohn Roberts, Roger, war ihm vollkommen ergeben. Nach dem Beispiele Rogers wetteiferten auch die anderen Normannen, ihre Herrschaft vom Papste zu Lehen zu nehmen. Dieser lebte ganz unter ihnen. In ihrem Gebiete hielt er seine vornehmsten Synoden; Unteritalien war gleichsam zum Sitz des Papsttums geworden, die Gesandten des Kaisers von Konstantinopel, des Königs von Frankreich und alle der anderen Fürsten, die zu Gregor gehalten,

suchten Urban daselbst auf. Ich denke, man muß Wert auf diese ersten Jahre Urbans II. legen, in denen sich die Verbindungen mit den Normannen und Griechen ausbildeten, denn von diesem Moment sind die späteren Kreuzzüge ausgegangen.

Die Eroberung von Sicilien, auf welche die Kaiser unter Ludwig II. Bedacht genommen hatten, war jetzt unter der Autorität des Papstes gelungen. Dadurch stieß man mit dem islamitischen Orient unmittelbar zusammen. Der Papst konnte auf den Gedanken kommen, mit den übrigen südlichen Nationen, die ihn als das allgemeine Oberhaupt verehrten, im Bunde, einen Angriff gegen den Islam zu unternehmen. Es ist der größte Gedanke, den Urban II. überhaupt ergriffen, und der ihm seinen welthistorischen Ruhm verschafft hat. Man darf indes nicht vergessen, daß er es that, nicht nur ohne den Kaiser, sondern in Widerspruch mit ihm.

Ich vermeide hier absichtlich, in diesen Gesichtskreis einzutreten, der eine neue Welt eröffnet, und bleibe nur bei dem Verhältnis stehen, in welchem das Papsttum zu Deutschland und seinem exkommunizierten Kaiser stand.

Im Jahre 1089 gelang es Urban, eine Vermählung der Großgräfin Mathilde mit dem noch in erster Jugendblüte stehenden Herzog Welf V. zu stande zu bringen. Mathilde war über 40 Jahre, als sie sich zu der neuen Verbindung entschloß. Es wird uns ausdrücklich versichert, daß dies lediglich zu dem Zwecke geschehen sei, die Autorität des römischen Papstes gegen die Exkommunizierten zu unterstützen. Die Ehe ist wahrscheinlich niemals vollzogen worden. Aber sogleich bildete sich eine politische Opposition, die sich diesseit und jenseit der Alpen geltend machte.

Das entscheidende Moment des Streites lag damals darin, wie weit Wibert als Papst anerkannt werde. Wir hören von einer Versammlung gregorianisch Gesinnter in Deutschland, die den Kaiser des Reiches versicherten, wenn er von Wibert ablasse. Allein wie hätte er sich von dem treuesten Genossen seiner Ideen trennen können. Er würde dann seine eigene Exkommunikation anerkannt haben. In Italien nannte man die kaiserlich Gesinnten Wibertisten.

Um seinen Papst aufrecht zu erhalten, begab sich Heinrich im Jahre 1090 noch einmal nach Italien. Wir finden ihn im Juni dieses Jahres vor Mantua, wo sich die verschiedenen Elemente des Widerstandes am meisten vereinigten. Eine der besten militärischen Handlungen Heinrichs ist die Belagerung und Eroberung dieser Stadt. Er wußte ihr namentlich alle Zufuhr abzuschneiden, die ihr namentlich von Mathilde zukam. Nach elfmonatlicher Belagerung nahm er die Stadt ein. Der junge Welf hatte dieselbe vorher verlassen müssen.

Der Kaiser ernannte einen Bischof seiner Wahl und ließ eine Besatzung daselbst zurück. Er gewann dadurch einen strategischen Mittelpunkt gegen alle Feinde Wiberts, der sich selbst bei ihm einstellte. Heinrich nahm dann von den festen Burgen der Großgräfin eine nach der andern ein.

Mathilde wurde von ihren weltlichen Vasallen bestürmt, mit dem Kaiser Frieden zu schließen, wozu es aber die erste Bedingung bildete, daß sie Wibert als Papst anerkenne, der damals Rom selbst inne hatte. Es wird versichert, die Großgräfin sei dazu geneigt gewesen, aber der Abt Johannes von Canossa habe ihr in Erinnerung gebracht, daß sie sich damit gegen die heilige Dreieinigkeit vergehen würde.

Es läßt sich kaum anders denken, als daß dies die Gesinnungen der Mathilde selbst waren. Denn sie würde damit von der Stellung, die sie ihr ganzes Leben gehalten, abtrünnig geworden sein; sie würde mit Urban, dem echten Nachfolger Gregors, gebrochen haben. Mathilde rechnete auf den Schutz des heiligen Petrus. Sie hatte den Mut ihrer Meinung; es gelang ihr, Canossa in Verteidigungszustand zu versetzen und dann zu entfliehen. Der Kaiser fand stärkeren Widerstand, als er erwartet hatte. Zugleich aber traf die Gräfin Anstalten in seinem Rücken, um ihn zum Abzuge zu nötigen.

Eine andere nicht minder bedeutende Wirkung lag in den lombardischen Städten. Mailand, Cremona, Lodi und Piacenza haben in dieser Epoche den ersten Bund geschlossen. Da nun der Kaiser nicht von Wibert lassen, sie ihn aber anders nicht anerkennen wollten, wenn es ihnen auch fern lag, sein Erbrecht zu vernichten, so ergriffen sie den Ausweg, den in Italien einst zurückgelassenen Sohn desselben, der aber auch von der Abneigung gegen Wibert ergriffen war, an des Kaisers Stelle zu setzen. Sie beschlossen, den jungen Konrad zu ihrem König zu erheben. Der Erzbischof von Mailand hat ihn, um die Mitte des Jahres 1093, zu Monza gekrönt. Konrad erkannte hierauf Urban II. an.

Wir dürfen vielleicht dieses Ereignis mit dem vergleichen, welches die Wendung der Dinge in Sachsen hervorrief, wenn es auch einen ganz anderen Charakter trägt. Das Gemeinsame ist, daß das Erbrecht sowohl hier als dort anerkannt wurde. Die Sachsen hatten Heinrich desselben berauben wollen, wurden aber durch eine Anerkennung ihrer Gerechtsame davon zurückgebracht. Die Lombarden unterschieden ebenfalls das Erbrecht des salischen Hauses und den geistlichen Streit: sie erkannten den Sohn Heinrichs IV. an. Eine neue Partei bildete sich, die Italien und Deutschland umfaßte. Eine Vollendung dieser Thatsache lag darin, daß König Konrad sich mit Urban II. vereinigte. Konrad hat demselben einen Lehnseid geleistet. Er hat bei ihm die Dienste eines Stallmeisters versehen, d. h. doch die Unabhängigkeit der deutschen Könige aufgegeben.

Nicht durch große Waffenthaten, noch durch anderweite geschickte Unterhandlungen, sondern durch die günstige Konstellation allein ist Urban zu einer allgemeinen Anerkennung gelangt. Auch nach Lothringen wirkte dieser große Umschlag. Im Frühjahr 1093 haben sich die Bischöfe dort von Wibert losgesagt. Im Jahre darauf ist die Exkommunikation über Heinrich und Wibert auf einer Synode daselbst ausgesprochen worden.

Mußte man nicht erwarten, daß diese Strömung zu Gunsten der

gregorianischen Doktrin nach und nach weiter vordringend auch Deutschland ergreifen und das Kaisertum, wie es Heinrich IV. begriff, unhaltbar machen würde? Aber die Annahme des rechtlichen Bestandes der Exkommunikation hatte hier noch nicht vollkommen die Oberhand. Und wie nun schon immer die geistlichen und die weltlichen Ansprüche und Streigkeiten zusammengriffen, bisher meistens zum Nachteil des Kaisers, so trat eine solche Verflechtung nochmals ein, aber jetzt zu Gunsten der kaiserlichen Gewalt.

Die weite Ausdehnung der päpstlichen Ansprüche machte die mit dem Kaiser noch immer streitenden Reichsfürsten noch einmal darauf aufmerksam, daß in der kaiserlichen Gewalt doch auch ein Schutz und Rückhalt für sie selber liege. Sie hatten ihre Belehnungen von ihm, die der Omnipotenz der päpstlichen Macht gegegenüber nicht mehr Bestand gehabt haben würden. Die Investituren würden, vollkommen im gregorianischen Sinne vollzogen, nicht allein den Kaiser geschwächt, sondern auch das innere Verhältnis der Landschaften, wie es nun einmal bestand, zerstört haben.

Eben so aber war es von König Konrad angenommen. In Italien konnte er damit bei den Städten Beifall finden, an deren Spitze sich gleichgesinnte Bischöfe stellten. Nicht so in Deutschland. Einen Kaiser, wie Konrad geworden sein würde, der sich von den italienischen Zerwürfnissen hatte ergreifen und zur Unterwerfung unter den Papst vermögen lassen, konnten sie unmöglich gebrauchen. Ihre einseitigen Interessen hatten sie doch nicht ganz hingenommen. Sie hatten doch ein Gefühl für die unabhängige Hoheit des Kaisertums.

Dazu aber kommen noch andere sehr persönliche Beziehungen eigentümlichster Art. Eine ehrwürdige Gestalt aus diesen Tagen ist Azzo II., Markgraf von Este. Er war der Vetter Welfs IV. von Bayern. Er hatte sich nämlich mit der Tochter Welfs II. vermählt, und der Sohn, der aus dieser Ehe entsprang, war nach dem kinderlosen Tode Welfs III. nach Deutschland berufen worden, was nicht wenig zu der oppositionellen Stellung, die er einnahm, beigetragen haben mag. Azzo hatte ursprünglich die unnatürliche Vermählung seines Enkels, Welf V., mit Mathilde gefördert, hauptsächlich deshalb, damit die mathildinischen Erbgüter an sein Haus fallen sollten. Er träumte von einem Welfenreich, das sich über das südliche Deutschland und das nördliche Italien erstrecken sollte. Trotzdem hatte er noch immer nicht mit Heinrich IV. gebrochen. Er hatte das hundertste Jahr bereits überschritten, als er dem Kaiser, der sich in Italien wieder in ziemlichen Bedrängnissen befand, einen Besuch machte, wie man immerhin vermutet hat, um eine Versöhnung anzubahnen.

Schon zeigte sich nämlich, daß das deutsch-italienische Großfürstentum, nach dem er strebte, unmöglich war. Die Verbindung zwischen Welf V. und Mathilde schlug in ihr Gegenteil um. Der junge Mann hatte unbesonnen genug öffentlich davon gesprochen, daß seine Vermählung mit Mathilde doch nie eine maritale Vollziehung gehabt habe. Indem darüber eine ernste Miß-

helligkeit ausbrach, kam der Vater des Fürsten, Welf IV., selbst nach Italien, um dieselbe zu heben. Er hatte das Land in heftiger Erregung betreten. Als sein Bemühen bei Mathilde und den Anhängern Urbans, zu denen er bisher gehörte, mißlang, so faßte er, ein thatkräftiger Mann, die Absicht, sich an die entgegengesetzte Partei anzuschließen.

Welf trat mit Heinrich IV. selbst wieder in Verbindung, und als er dann nach Deutschland zurückkehrte, ließ er es sein vornehmstes Geschäft sein, bei den Reichsfürsten, welche die Exkommunikation Heinrichs billigten, zu bewirken, daß sie ihn ohne Rücksicht darauf wieder als ihren Kaiser betrachteten. Daß ihm das sehr schwer werden mußte, da die Fürsten durch den Umgang mit dem Exkommunizierten selbst die Exkommunikation auf sich zu ziehen fürchteten, versteht sich von selbst.

Von größter Wirkung war es, daß das Oberhaupt der Oppositionspartei, die von ihm in den letzten Jahren das eigentliche Leben empfangen, mit dem Kaiser in enge Verbindung trat. Die über Welf ausgesprochene Acht wurde von diesem zurückgenommen, er wurde in das Herzogtum Bayern von neuem eingesetzt, wodurch für den Kaiser selbst der Vorteil erwuchs, daß ihm die Alpenpässe wieder offen standen. Der alte Bundesgenosse Welfs, Berthold von Kärnthen, war längst gestorben. Dem aber war nicht sowohl in den Ländern, als in seinen Ansprüchen sein Sohn Berthold gefolgt. Auch mit ihm wurde ein Abkommen getroffen, kraft dessen er einen Teil des Herzogtums Schwaben bekam. Dadurch aber und durch die Befestigung des Herzogs Friedrich von Hohenstaufen, gelangte nun Heinrich allmählich zu einer angesehenen Stellung sowohl bei denen, welche die Exkommunikation anerkannt, als auch bei denen, die sie verworfen hatten. Die oberdeutschen Gegner des Kaisers hatten sich ihm unterworfen, wenn sie auch wichtige Vorrechte sich vorbehalten hatten.

Wenn man in der universalen, das gesamte Abenland in ihre Kreise ziehenden Kreuzzugspolitik der Päpste eine Handhabe gegen das deutsche Kaisertum gesehen hat, so stellt sich doch auch eine entgegengesetzte Wirkung derselben heraus. Die Ausdehnung der päpstlichen Autorität machte die deutschen Fürsten kopfscheu. Sie verglichen sich, um ihres Erbteiles sicher zu sein, mit dem Kaiser. Die eigentliche Regierung Heinrichs begann seitdem wieder; sie wird als genügend geschildert. Seine Strenge erschien als eine Bewahrung der Gemeinen vor den Gewaltthätigkeiten der Großen. Der Sturm, der gegen ihn aufgeregt war, hörte auf.

Siebzehntes Kapitel.

Anfänge Heinrichs V. Ausgang Heinrichs IV.

Die Dynastie der Salier war wieder befestigt und zu einem gewissen Ansehen gebracht. Aber eine Frage entsprang aus der Lage der Dinge, die alle Gemüter beschäftigte. Es war die, auf welche Art dies Regiment nach dem Tode des Kaisers weiter fortgesetzt werden könne. Der bereits anerkannte Sohn Heinrichs, Konrad, war, wie wir wissen, ein unterthäniger Diener Papst Urbans geworden. Die Erwerbung des Kaisertums konnte ihm nicht fehlen. Aber dann würde er mit allen Anmaßungen der papistischen Oberherrlichkeit in Deutschland vorgeschritten sein und das gregorianische System, die Investitur eingeschlossen, prinzipiell ausgeführt haben. Der Chronist, der die eingehendsten Nachrichten über Konrad mitteilt, weiß doch nichts an ihm hervorzuheben als seine religiöse Hingebung und einige Züge monastischer Ascetik.

Daß nun das Reich in dem Zustand, in dem es war, einer Persönlichkeit wie dieser nicht wohl anvertraut werden konnte, liegt am Tage. Kaiser Heinrich, von dem der Sohn Konrad abgefallen war, ließ denn auch sein eifriges Bemühen sein, ihm die Aussicht auf die Nachfolge in Deutschland zu entziehen. Im Jahre 1098 gelang ihm das: er setzte den jüngeren Sohn, Heinrich, an die Stelle des älteren, und bewirkte, daß derselbe im Mai 1098 zum König gewählt und im folgenden Jahre zu Aachen gekrönt wurde.

Wenn nun auf diesem jungen Mann die Fortsetzung des salischen Stammes beruhte, so war es doch gleich von vornherein von größtem Gewicht, ob er seine Würde im Einklang mit den gregorianischen oder mit den entgegengesetzten Tendenzen in Besitz nehmen würde. Der vorangegangene Abfall Konrads erweckte eine Besorgnis in dem Kaiser, daß sein jüngerer Sohn dem Beispiel des älteren nachfolgen könnte. Er ließ sich deshalb, wie wir aus einer uns erhaltenen Biographie Heinrichs erfahren, von ihm einen Eidschwur leisten, erst bei der Wahl, dann bei der Krönung, daß er nicht allein Leben und Wohl des Vaters in Obacht nehmen, sondern auch weder in Sachen des Reiches noch des besonderen Besitzes, des jetzigen sowie des künftigen, sich einmischen werde, wenn nicht etwa auf Befehl des Vaters selbst.

Nicht ohne Widerspruch ist es dahin gekommen, denn wie hätten nicht die Anhänger der gregorianischen Grundsätze einiges Bedenken haben sollen, dem jungen Fürsten, der noch dem exkommunizierten Vater zur Seite stand, die höchste Würde nach demselben zuzuerkennen. Zunächst beruhte die Transaktion doch ohne Zweifel darauf, daß Konrad noch lebte, dem man unter keinen Umständen den Eingang in das Reich eröffnen wollte. Sie konnte

dadurch nur bestärkt werden, daß Konrad im Jahre 1101 in Florenz mit frühem Tode abging. Es ist augenscheinlich, daß es jetzt dem Kaiser möglich wurde, den inneren Frieden zu befestigen.

Im Oktober 1102 nahm der jüngere Sohn an einem Kriegszuge des des Vaters gegen Flandern Anteil, der besonders dadurch merkwürdig ist, daß dadurch die Rechte des kaiserlich gesinnten Bischofs von Cambray gegen den Grafen von Flandern verteidigt wurden. Der Kaiser kam den Bürgern, die an seinem Bischof festhielten, zu Hülfe: er verwüstete das Gebiet des Grafen und zerstörte seine Schlösser.

Bald darauf, im Anfang 1103, erließ er in Mainz ein in seiner Art merkwürdiges Landfriedensgebot, in dem er alle Gewaltsamkeiten gegen Personen oder Behausungen, namentlich auch Brandstiftungen, unter Androhung der strengsten Strafen, namentlich des Verlustes der Hände oder der Augen, verbot. Sollte ein Schuldiger entfliehen, so solle er nicht bloß sein Leben, sondern auch seinen eigenen Besitz verlieren: seine Verwandten sind berechtigt, ihm diesen zu entreißen. Die Erzbischöfe und Bischöfe bestätigten die Satzungen, der junge Sohn des Königs beschwur sie. So wurden sie auch von den großen Herzögen beschworen, jedoch nach dem Vorbilde des in Westfrancien aufgekommenen Gottesfriedens, der Treuga Dei, nur auf eine bestimmte Zeit, nämlich auf vier Jahre. Ein Aktenstück von großer Tragweite, in welchem auch der Schutz der Kirchen, der Klöster, der Frauen, selbst der Juden einbegriffen war. Der salische Kaiser erscheint darin als der Stifter und der Hort des gemeinen Friedens. Ganz ohne Ausnahme war jedoch die Unterwerfung unter dieses Gebot nicht. Am meisten fanden sich die Feinde des Kaisers dadurch betroffen, doch fügten sie sich.

Es leuchtet ein, wie sehr die Autorität des deutschen Königtums dadurch wuchs. Der Stolz der alten Machthaber war aber noch keineswegs gebrochen. Und bald stellte sich in Bayern die Klage ein daß Heinrich die Franken und Sachsen bevorzuge, die Bayern, auf denen doch damals seine Macht vornehmlich beruhte, aber vernachlässige und bedrohe. Aus diesem Gegensatz mächtiger Oberhäupter sind die gesetzlichen Ordnungen des Kaisers, ist jedoch auch die erste Unterbrechung des öffentlichen Friedens erfolgt.

Es hört sich ganz wohl an, wenn man liest, Kaiser Heinrich habe sich der Hintersassen der Kirche angenommen und damit den Widerwillen der großen Vögte erregt, deren Pflichten und Amtsverträge er beschränkt habe. Auf den vorliegenden Fall findet es keine Anwendung. Der Mann, von dem alles ausging, war eben kein Klostervogt. Graf Sighard von Burghausen war es, den es am meisten verdroß, daß der König von vielen Franken und Sachsen umgeben war und sie den Bayern vorzuziehen schien. Er kam mit einem unerwartet starken Gefolge nach Regensburg, wo sich der Kaiser zu Weinachten (1103) aufhielt, auch deshalb so stark, weil er vor jeder Gewaltsamkeit von höchster Stelle gesichert sein wollte. Dann aber hat er sich selbst Gewaltsamkeiten erlaubt. Es schien, als wolle er in die Gerechtsame der

Ministerialen eingreifen, die sich, darüber empört, gegen ihn regten. Im Tumult, der entstand, wurde er erschlagen.

Das hatte nun aber wieder eine Wirkung zu Ungunsten des Kaisers. Der Sohn desselben hatte dem Lärm Einhalt zu thun gesucht. Der Kaiser hatte Mißfallen gegen das Auftreten Sighards geäußert: man hielt dafür, er hätte ihn retten können, wenn er nur gewollt hätte. Der Verdacht einer hinterhaltigen Politik, der ihm in den kirchlichen Irrungen so viel zu schaffen gemacht, verfolgte ihn jetzt auch in den bürgerlichen Angelegenheiten. Vor allem nahm man Anstoß daran, daß er die Aufrührer nicht bestrafte. Er habe eben, hieß es, das Oberhaupt der bayrischen Aristokratie vernichten wollen. Die Geschlechtsangehörigen empfanden den alten Antrieb, den Tod ihres Oberhauptes an dem Kaiser zu rächen.

Zufällig war um dieselbe Zeit in Sachsen eine Unruhe ausgebrochen. Nach dem Tode des Erzbischofs Hartwich von Magdeburg, der sich wieder zur kaiserlichen Partei geschlagen und nicht wenig zur Aufrechterhaltung derselben beigetragen hatte, strengten die gregorianisch gesinnten Gegner, die bereits in Halberstadt Fuß gefaßt, alle ihre Kräfte an, auch in Magdeburg einen Mann ihrer Gesinnung durchzubringen, was ihnen denn auch gelang. Aber der Erzbischof ihrer Wahl fand nun auch wieder an der entgegengesetzten Partei einen großen Widerstand. Sie hinderte die Weihe des Erwählten und beschloß, die Hülfe des Kaisers anzurufen.

Hierüber kam es zu blutigen Unruhen. Die Katlenburger, welche einst die Vereinbarung dieser Provinz und dem Kaiser angebahnt hatten, traten ihm jetzt entgegen. Er beschloß, mit bewaffneter Macht die Ruhe herzustellen. Bereits war er bis Fritzlar gekommen, da mußte er erleben, daß sein Sohn Heinrich sich mit wenigen Gefährten heimlich entfernte und nach Bayern zurückging. Der Kaiser ahnte, daß diesem Abzuge seines Sohnes eine Sinnesänderung zu Grunde liege und ließ alsbald von dem Feldzuge ab. Und kein Zweifel kann sein, daß die nahen Verwandten des Grafen Sighard schon vor der Abreise des jungen Königs nach Sachsen eine Verbindung mit ihm geschlossen hatten. Er wurde bei seiner Rückkehr dort von dem Neffen des Grafen und den übrigen Primaten des Landes freudig aufgenommen und trat an ihre Spitze. Der Kaiser mußte inne werden, daß die ganze Partei, die er besiegt oder doch beruhigt zu haben meinte, sich gegen ihn erhob unter Führung seines Sohnes, der ihm das Gegenteil heilig versprochen hatte.

Wenn man in Heinrich V. ein unzeitiges Begehren nach dem Thron und dem Königtum als das vornehmste Motiv seines Verhaltens betrachten wollte, würde man ihm Unrecht thun. Er würde den bitteren Tadel verdienen, den man noch heute über ihn ergießt. Aber man vergegenwärtige sich seine Lage. Der neueingetretene Papst Paschalis — Urban II. war im August 1099 gestorben — hatte noch vor einem Jahre die Exkommunikation Heinrichs IV. erneuert und eingeschärft. Gegen eine volle Wiederherstellung

Heinrichs in das Kaisertum fiel diese nochmalige Verdammung durch den römischen Stuhl, dessen Ansehen den größeren Teil der Nation beherrschte, ins Gewicht. Wir erfahren nicht mit Bestimmtheit, daß das der Gedanke war, in welchem der Sohn sich mit den Magnaten in Bayern verständigt hatte, aber keinen Augenblick darf man bezweifeln, daß es doch der vornehmste Beweggrund gewesen ist. In der Sache selbst lag es, daß eine Verständigung mit dem Papsttum dazu unentbehrlich war, das Kaisertum zu behaupten.

Der junge Heinrich geriet damit nicht auf die Abwege seines Bruders Konrad. Die deutschen Magnaten, die sich dem Kaisertum angeschlossen und dasselbe zuletzt unterstützt hatten, forderten ihn dazu auf. Wie aber sollte er nicht davor zurückschrecken, den Eid zu brechen, den er seinem Vater mit Bestimmtheit geleistet hatte.

Darin nun kam ihm das geistliche Übergewicht in den letzten Zeiten zu Hülfe. Es gab eine Macht, welche diesen Eidschwur in seiner geistlich-bindenden Kraft vernichten konnte, wenn man sie anrief: das Pontifikat. Hatte doch Gregor den Anspruch erhoben, die Unterthanen eines Fürsten ihres Treueides zu entbinden. Diese Macht zu binden und zu lösen, umfaßte die diesseitige und die jenseitige Welt. Papst Paschalis versprach dem jungen Heinrich die Vergebung seines Treueides im jüngsten Gericht, wenn er dagegen verspreche, ein gerechter König und Regierer der unter seinem Vater in so schwere Unordnung geratenen Kirche zu sein.

Der König nahm die Religionslehre an, auf die sich die Lösung vom Eide begründete. Indem er aber hierdurch freie Hand gegen seinen Vater bekam, trat er zu der Kirche, die schon damals die katholische hieß, in das engste Verhältnis. Hätte er sich geweigert, so würde das Erbrecht seines Hauses nicht haben behauptet werden können.

Der alte Kaiser mußte am Ende seiner Tage erleben, daß sich eine stärkere Koalition gegen ihn erhob als jemals früher, und daß sein eigener Sohn an deren Spitze stand. Heinrich V. war nicht ohne Gefühl für Sohnespflichten, die noch jenseits der Eidschwüre liefen. Er meinte dieselben dadurch zu erfüllen, daß er sich zum Gesetz machte, den Vater persönlich möglichst zu schonen. Eine der seltsamsten Stellungen, die er einnahm: er will den Vater ersetzen, nicht eigentlich stürzen; aber an dem Sturze desselben soviel Teil nehmen, daß er ihn ersetzen kann. Er will sich, um die allgemeine religiöse Tendenz zu befriedigen, mit dem Papst aussöhnen, aber nicht wie sein verstorbener Bruder. Er will sich zugleich das Recht vorbehalten, deren Aufgebung das Gemeingefühl der Nation beleidigt und dem Vater die Rückkehr nach Deutschland ermöglicht hatte. Bei diesem Konglomerat von Gegensätzen ein ehrlicher Mann zu bleiben, war schwer. Heinrichs V. Ruf ist an dieser Klippe gescheitert. Und ihn moralisch durchaus zu rechtfertigen, wäre ein vergebliches Bemühen. Aber man muß die Doppelseitigkeit seiner Stellung würdigen und immer in Betracht ziehen, daß die Aufrechterhaltung

des Reiches, insofern es als erblich betrachtet werden konnte, ihm beständig vor Augen schwebte.

Vor allem weiteren versicherte er sich durch Gesandtschaften nach Quedlinburg, daß die sächsischen Großen ihn als König anerkennen würden. Auf beiden Seiten gelobte man sich Treue: der König verspricht Gerechtigkeit zu üben, die Sachsen Dienste zu leisten. Als Heinrich bald darauf anlangte, schloß er sich an die altkirchlichen Gewohnheiten an: er wanderte barfuß von Gernrode nach Quedlinburg.

Das ganze Sachsenland unterwarf sich ihm. Er half dann selbst die Anhänger der Exkommunizierten vertreiben. Dabei übte er die Rechte der Investitur so gut aus als sein Vater, nur zu Gunsten der papistischen Partei. Aber der Krieg zwischen Vater und Sohn war damit ausgebrochen. Und sogleich schien derselbe zum Blutvergießen führen zu müssen. Die Sachsen und Thüringer, die, vornehmlich unter dem Einfluß des aus Mainz seit langen Jahren verjagten Erzbischofs Ruthard, diesen dahin zurückzuführen dachten, nahmen mit ihrer bewaffneten Macht eine Richtung nach dieser Metropole, die in den Händen des Kaisers war.

Ruthard hatte an dem Abkommen des jungen Königs mit den Sachsen den größten Anteil gehabt. Die Verbindung zwischen ihm, einigen der vornehmsten Unzufriedenen in Bayern und dem jungen König bildete die Grundlage des ganzen Beginnens. Wohl wußte man das in Mainz. Die Bürgerschaft säumte nicht, den Kaiser, der sich in Bayern befand, von dieser Gefahr zu benachrichtigen, die sich noch dadurch verstärkte, daß sich von Lothringen her Feindseligkeiten erwarten ließen. Aber als nun Ruthard mit dem jungen König Heinrich gegen Ende Juni 1105 vor Mainz erschien, waren die Bürger zwar weit entfernt, ihm ihre Thore zu eröffnen, allein ihm mit ihrer Mannschaft entgegenzurücken, waren sie nicht gemeint. Denn auch dem König hatten sie geschworen. Sie fürchteten, wird uns berichtet, ein parricidiale bellum, d. h. eben ein Blutvergießen zwischen den Anhängern des Vaters und des Sohnes. Heinrich V. nahm hierauf Nürnberg nach einer längeren Belagerung in Besitz und wendete sich gegen Bayern.

Hier aber war der Vater doch der stärkere. Er sammelte besonders mit Unterstützung der Böhmen ein ansehnliches Heer, mit dem er feste Stellung einnahm. Eine stattliche Mannschaft hatte auch König Heinrich V. um sich vereinigt. Im August standen die beiderseitigen Scharen am Regen einander gegenüber. Das Flüßchen trennte sie kaum. Nach dreitägigen Scharmützeln schien es am vierten Tage zu blutigem Kampfe kommen zu sollen. Der Kaiser selbst erwartete es nicht anders. Aber die Natur des Krieges zwischen Vater und Sohn erregte wie bei den Städten, so bei den Fürsten Abscheu. Sie meinten, man würde nur Blutvergießen veranlassen, das zu keinerlei Entscheidung führe. Heinrich V. selbst erschrak bei dem Gedanken, seinem Vater ein Leides zu thun. Er erklärte seinen Kriegsgenossen, niemand dürfe an seinen Vater Hand anlegen, nicht einmal um ihn gefangen zu nehmen.

geschweige denn ihn zu töten, wenn er sein Freund bleiben wolle. Wenn der Vater sich mit der Kirche aussöhne, werde er mit allem zufrieden sein, was ihm derselbe bewillige. Ich wünsche, sagt er, das Reich den kirchlichen Gesetzen unterworfen zu sehen, aber begehre zugleich als Erbe und Nachfolger des Kaisers betrachtet zu werden.

Die alte Legitimität mit den neuen Anforderungen der Kirche zu vereinbaren, darauf kam es Heinrich V. an. Mit dieser Gesinnung aber fand er den Beifall beider Parteien. Der Vater wurde inne, daß seine eigenen Freunde ihm nicht in einen blutigen Kampf folgen würden. Man wollte ihm zwar sein Kaisertum lassen, aber unter seinen Augen dem Reiche eine neue, der Idee der Exkommunikation, der er unterlag, entsprechende Gestalt geben.

Mißvergnügt und unfähig etwas zu thun, begab sich der Kaiser zum Herzog Boriwoi nach Böhmen. Eine Zeit lang verschwand er so den Deutschen aus dem Gesicht. Die Sache des Sohnes hatte allgemein die Oberhand. Da erfuhr man aber, daß der Kaiser vom Grafen von Groitsch wieder sicheres Geleit erhalten habe, um nach Deutschland zurückzukehren. Die deutschen Fürsten trugen Sorge, seinen Einwirkungen vorzubeugen. Ruthard war nach Mainz zurückgeführt worden. Der König setzte einen Bischof ausgesprochener gregorianischer Gesinnung in Speier ein und nahm den dort befindlichen kaiserlichen Schatz in seine Hand.

Die Fürsten hatten eine neue Zusammenkunft zu Mainz vereinbart. Der Kaiser aber, der schon in der Nähe war, schickte sich an, sich daselbst einzufinden. Die Geschichtsbücher sind voll davon, daß der Sohn sich habe mißbrauchen lassen, den Vater von diesem Entschlusse abzubringen. Es geschah, lesen wir, bei der Zusammenkunft in Koblenz, welcher dann noch eine andere zu Bingen gefolgt sein soll. Ich sehe ab davon, die Ereignisse in ihren Einzelheiten zu wiederholen. Die Erzählungen sind von der Sympathie, welche der tief herabgebrachte Kaiser einflößt, durchdrungen und nehmen Partei für ihn. Sie wissen mehr von Thränen, die bei diesen Zusammenkünften geflossen, zu berichten, als von den Verhandlungen, die doch die Hauptsache ausgemacht haben müssen.

Auch auf die Briefe des Kaisers, welche erst später unter neuen Verwickelungen erfolgten, weiß ich mich nicht unbedingt zu verlassen. Nur in den Hildesheimer Annalen finde ich einen Zug aufgezeichnet, der der Erwähnung wert ist. Der Sohn fordert den Vater auf, sich dem Apostolikus und den Beschlüssen des Reiches zu unterwerfen. In diesem Falle scheint er ihm Gehorsam versprochen zu haben, nicht aber, wenn er es verweigere, denn er habe einen Vater im Himmel, an den er sich mehr halten müsse, als an den irdischen.

Wirklich kam zwischen Vater und Sohn, wie wir bei dem für die folgenden Ereignisse besonders zuverlässigen Ekkehard, dem Abt des Klosters Aura, lesen, eine solche Verabredung zu stande. Gerade der alte Einfluß

des Kaisers auf die städtische Bevölkerung verhinderte, ihm den Eintritt in Mainz und Speier zu gestatten. Die Bischöfe fürchteten die eben zu stande kommende kirchliche Eintracht wieder zu zersprengen. Der Vorschlag war also, eine Zusammenkunft mit dem Kaiser in einer festen Burg, wahrscheinlich Ingelheim, zu veranstalten.

Das Gerücht verlautet, der Kaiser sei daselbst durch seinen Sohn in Gefangenschaft geraten. Ekkehard bezeichnet dieses Gerücht ohne weiteres als eine Lüge. Die Reichsfürsten und die vom Papst aus Italien gesandten Legaten begaben sich wirklich nach Ingelheim. Der Kaiser hat da die höchste Autorität in aller Form an seinen Sohn abgetreten und erklärt, er wolle fortan als Privatmann leben. Zugleich bekannte er sich schuldig gegen die Kirche und versprach Satisfaktion. Aber da zeigte sich recht, daß das Reich seiner eigenen Entschlüsse nicht mächtig war. Als der Kaiser die Kommunion begehrte, erklärten die Legaten, sie seien nicht in der Lage, ohne ein allgemeines Konzil und einen neuen Beschluß des Apostolikus in die Forderungen des Kaisers einzuwilligen und lehnten es ab, Heinrich auch nur als Privatmann in die Kirchengemeinschaft aufzunehmen. Daß die Forderung des Kaisers, deren Erfüllung der junge König und die Fürsten erwartet zu haben scheinen, abgewiesen wurde, löste alle früheren Zugeständnisse in nichts auf. Auf der Burg fand Heinrich seines Bleibens nicht mehr. Wir erfahren, daß ihm von seinem Sohn ein königlicher Hof zum Aufenthalt bewilligt wurde.

Allein man wird es begreiflich finden, daß der Kaiser in keiner Weise durch seine Entsagung sich für gebunden hielt, da ihm eine Absolution, auf die er gehofft, durchaus versagt worden war. In seiner Natur lag es nicht, sich mit Ungenügendem zu begnügen. Er hatte bald den ihm angewiesenen Aufenthaltsort verlassen und bei dem Bischof von Lüttich, Otbert, eine Freistatt gefunden.

Daß Vater und Sohn trotz allem, was vorgekommen, nicht pacifiziert worden waren, brachte eine gewisse Aufregung gegen den jungen König im Reiche hervor. Im Elsaß wurde Heinrich V. durch einen plötzlichen Aufstand in die größte Verlegenheit versetzt. Er faßte den Argwohn, daß sein Vater dabei die Hand im Spiele gehabt. So ging seine Absicht jetzt dahin, ihn nicht länger frei im Reiche zu dulden. Er beschloß, um den Kaiser aufzusuchen und zugleich den Bischof von Lüttich zur Rede zu stellen, dorthin aufzubrechen. Bischof Otbert und der Bundesgenosse desselben, Herzog Heinrich von Lothringen, bestimmten jedoch den Kaiser, zu bleiben. Unterdessen rückte Heinrich V. wirklich heran. Aber bei dem Übergang über die Maas, im März 1106, wurde er in einem Reitergefecht von den Anhängern seines Vaters geschlagen, so daß er über den Fluß zurückkehren mußte.

Dieser erste Erfolg erweckte die Hoffnungen auf nochmaliges Aufleben der kaiserlichen Sache. Soviel man beurteilen kann, kam die alte kaiserlich-städtische Faktion wieder zum Leben und zwar diesmal in Köln. Die Stadt

verschloß nach der Niederlage an der Maas Heinrich V. die Thore. Man machte Anstalten, den Kaiser zur Wiederaufnahme der Reichsgewalt zu bestimmen. Dieser sträubte sich zwar, denn das Reich mit den Waffen wieder zu gewinnen, meinte er, würde bei der Macht der Gegner kaum möglich sein. Allein entschieden war seine Weigerung nicht. Köln und andere Städte wurden befestigt. Der Biograph Heinrichs IV. erwähnt ein Ausschreiben des Kaisers, mit der Aufforderung, Vaterland und Freiheit gegen das heranrückende Heer des Sohnes zu verteidigen. Von dem Augenblicke an, wo die Stellung des Reiches zweifelhaft wurde, waren die Städte dem Kaiser zugethan.

Von den Anfällen auf Köln trug das königliche Heer nach dem Ausdruck des kaiserlichen Biographen nichts weiter davon als Wunden und Leichen. Da die Stadt die Schiffahrt auf dem Rhein beherrschte, so trat im Heere des Königs bald Mangel und Krankheit ein. So war die Sache Kaiser Heinrichs keineswegs verloren; noch als exkommunizierter Kaiser dachte er seine Rechte zu behaupten. In seinem letzten Briefe noch verlangte er die Entlassung des königlichen Heeres und eine große Fürstenversammlung, die über das ihm zugefügte Unrecht und über den Frieden im Reiche verhandeln sollte.

Allein, ehe noch eine Entscheidung getroffen war, wurde der Kaiser plötzlich von einer heftigen Krankheit ergriffen, der er am 7. August 1106 zu Lüttich erlag. Heinrich V. erfuhr den Tod desselben erst durch eine Botschaft, die ihm das letzte Geschenk des Vaters, Ring und Schwert, überbrachte. Denn an der Erblichkeit des Thrones, trotz der Exkommunikation, hielt der Kaiser bis an seinen letzten Augenblick fest.

Überlegt man nun das Thun und Lassen Heinrichs IV., so war es die fortwährende Verteidigung einer von allen Seiten angefochtenen Burg der Gerechtsame, worin er sich bewegte. Sein Lebensgang war ein unglücklicher. Alles beruhte darauf, daß er seiner Mutter, wie erwähnt, durch Hinterlist und Gewalt entrissen wurde, und die mächtigen Herren, als er nun zu seinen Jahren gekommen, seine Feindseligkeit dafür fürchten mußten. Die Empörung der Sachsen ist gewiß durch die Unordnung seiner Hofhaltung veranlaßt worden. Aber schon durch seinen Vater war alles dazu vorbereitet und dem Ausbruch nahe, gleichsam eine Notwendigkeit zwischen dem salischen Hause und den sächsischen Magnaten.

Als aber Heinrich mit dem geistvollen und unternehmenden Adalbert von Bremen den Kampf gegen Sachsen unternahm, begegnete ihm, daß er diesen unersetzlichen Ratgeber verlor. Die vielgeschmähten Räte des Königs waren die Nachfolger Adalberts, aber sie konnten ihn nicht ersetzen. Vielmehr fanden die Sachsen in den mit eigner Besorgnis erfüllten Reichsfürsten eine latente Unterstützung. Ich will darüber kein vollkommen verwerfendes Urteil aussprechen; es läßt sich nicht leugnen, daß ein junger leidenschaftlicher Fürst

nicht als absoluter Herr gewünscht werden konnte, und die Idee des Reiches hielten sie doch immer aufrecht.

Als es aber ohne direkte Teilnahme der übrigen Herzöge dahin kam, daß die Sachsen durch Herzog Gottfrid von Lothringen zum Gehorsam genötigt wurden, so geschah es, daß dieser Fürst durch eine plötzliche Ermordung dem König von der Seite gerissen ward. Ein um so schwererer Verlust, da auf der anderen Seite der thätigste nnd angesehenste Papst, der je mit einem Kaiser gerungen, sich ihm entgegenwarf. Der Streitpunkt, den er zur Sprache brachte, war der gewichtigste von allen. Denn auf der Ausübung des Investiturrechtes, welches er zweifelhaft machte und geradezu verbot, beruhte die innere Macht des Kaisertums seit Heinrich II.

Gregor VII. fand mit seinen Anmutungen in dem durch und durch erschütterten Reiche bereitwilliges Gehör. Die Reichsfürsten in Verbindung mit den Sachsen, deren Aufruhr wieder belebt wurde, dachten allen Ernstes daran, mit Hülfe des Papstes den Kaiser abzusetzen, was dann dem Kaisertum eine Niederlage auf immer beigebracht hätte. Indem das unabwendbar schien, faßte Heinrich den kecken Gedanken, durch eine rasche Invasion in Italien den Vorwand zu diesem äußersten Schritt zu verhindern. Die Exkommunikation von seiten des Papstes wurde fürs erste gehoben, und der König bekam eine Stellung, in der er von Italien her das innere Reich bedrohte.

In dieser Lage haben sich die mächtigen Reichsfürsten zu dem Schritt entschlossen, dem König den Gehorsam aufzukündigen. Sie sind von dem Papste nicht geradehin dazu veranlaßt worden. Aber es geschah infolge einer früher mit ihm getroffenen Verabredung und unter seiner Konnivenz. Die Frage war, ob es in Deutschland noch ein selbständiges Kaisertum oder ein dem Papst unterworfenes Königtum geben solle.

Dem König gelang es von Italien her, wo seine Macht neue Wurzeln geschlagen hatte, in das innere Germanien vorzudringen, die oberen Herzogtümer zu bezwingen und den Widerstand nach dem Norden zurückzudrängen. Indessen aber drang die hierarchische Idee mächtig in Deutschland vor. Und im Moment eines abermaligen Entscheidungskampfes in Sachsen, der zu Gunsten der Empörer auszufallen schien, erhob sich Gregor zu dem entschlossensten Angriff, in welchem das frühere Zugeständnis zurückgenommen und der König kraft eines von den Aposteln Paulus und Petrus hergenommenen Rechtes seiner Krone in aller Form entsetzt wurde. Zu dem Anspruch, sich vom König lossagen zu dürfen ohne Rücksicht auf sein Erbrecht, kamen die Fürsten durch die direkte Feindseligkeit des Königs mit dem Papst.

Wie konnte Heinrich es wagen, in der Mitte dieser beiden Potenzen sich zu behaupten. Aber für ihn war keine Wahl. Er unternahm es. Erst damals ist er mit seiner Idee von dem göttlichen Rechte des Kaisertums und dem gleichmäßigen Verhältnis zwischen Kaisertum und Papsttum, auf welchem die Kirche beruhte, aufgetreten. Er hatte auf Grund eines von ihm

berufenen Konzils italienischer und deutscher Kirchenfürsten, das zur Absetzung des Papstes schritt, einen neuen, mit ihm einverstandenen, von Thatkraft erfüllten Papst ernannt, den er wirklich nach Rom führte und von dem er sich dort zum Kaiser krönen ließ. Gregor ist dieser Kombination erlegen, unerschütterlich in sich selbst, noch immer mit dem Bannstrahl bewaffnet und von kirchlicher Autorität umkleidet. Aber vor der Gefangenschaft rettete ihn bloß die Bundesgenossenschaft mit den Normannen.

Damit wurde jedoch Heinrich IV. bei weitem noch nicht Herr der Situation. Die kirchenpolitische Doktrin, welche durch Gregor erst wahres Leben bekommen, lebte in seinen Nachfolgern fort, die seine Anhänger ihm setzten und die doch die allgemeine Meinung für sich hatten. Denn der Widerstand Heinrichs hatte keine Form, welche die Gemüter hätte befriedigen können. Nach dem Tode des ersten Gegenkönigs wurde in Niederdeutschland ein zweiter gewählt, der sich den gregorianischen Grundsätzen unterwarf. In Italien fand der Gegenpapst kirchliche Opposition, die dann von ihm und dem König zugleich bekämpft wurde.

Der Ausgang der kaiserlichen Sache ward dadurch unendlich zweifelhaft, daß durch die Einwirkung des Papstes eine Verbindung zwischen dem vornehmsten Haus, dem welfischen, und der unerschütterlichen Vorfechterin Gregors, Mathilde, angebahnt wurde, welche der oppositionellen Macht Sieg und Konsistenz verhieß. Dahin aber konnte es doch nicht kommen, daß die deutschen Fürsten das Reich und den König völlig aufgaben. Heinrich hatte das Glück, daß sich die oppositionellen Großen von dem Papst losrissen und in ihm, wiewohl er exkommuniziert und abgesetzt war, doch ihren wahren König und Kaiser anerkannten.

Selbst Herzog Welf kehrte in die Botmäßigkeit des Kaisers zurück. Auf der Kombination und Verbindung der Welfen und der Salier beruhte nun die Herstellung des Reiches unter dem Kaiser. Heinrich IV. hatte noch einmal eine Epoche der Oberhoheit über beide Parteien im Reiche. Sie entsprach der jurisdiktionellen Prärogative des Kaisertums. Auch in Sachsen fand er von neuem Eingang, und seine Eigenschaften, Thatkraft, Energie und Gerechtigkeit, fanden wieder ihre Anerkennung. Es ist immer ein Name, dessen in der Reihe der Kaiser mit Anerkennung gedacht werden muß.

Das härteste familiäre Mißgeschick blieb Heinrich dabei nicht erspart. Sein ältester Sohn war in Italien in das Lager der Papisten übergegangen. Eine geborene russische Großfürstin, Praxedis, Witwe des Markgrafen Heinrich von der Nordmark, mit der er selber sich, wahrscheinlich wegen der Verbindung mit Sachsen, vermählt hatte, geriet mit ihm in das bitterste Zerwürfnis, so daß dann die anstößigsten Nachrichten über diese neue Ehe verbreitet wurden, wie einst über sein erstes Zusammenleben mit Bertha. Wahrscheinlich wollte sie nicht mit einem exkommunizierten Kaiser vermählt sein. Es gelang ihr die Zuflucht zur Großgräfin Mathilde, welche sie als Kaiserin anerkannte. Sie ist dann als Äbtissin eines Klosters gestorben.

Das schwierigste und widerwärtigste dieser Verhältnisse war aber das oben geschilderte Zerwürfnis mit seinem zweiten Sohne, dem späteren Heinrich V., welcher der Meinung war, nicht der Erbe eines exkommunizierten Kaisers sein zu können. Aber während er noch seine kaiserliche Würde gegen ihn durch einen neuen Kampf aufrecht zu erhalten gedachte, ist er durch einen plötzlichen Tod dahingerafft worden.

Über dem Grabe Heinrichs IV. erhob sich jetzt die Alleinherrschaft Heinrichs V., die insofern mit der des Vaters in Widerspruch stand, als sie die römische Exkommunikation anerkannte; selbst das Begräbnis des alten Kaisers wurde im Sinne der Kurie beanstandet. Aber es gab noch eine andere Frage, über die das Reich mit dem römischen Stuhl nicht einverstanden war. Eine Gesandtschaft nach Rom wurde vom König beschlossen, welche, indem sie dem Papst über das Vorgekommene Rechenschaft geben sollte, doch auch die Aufgabe hatte, über die Punkte, die noch streitig waren, sich genauer zu informieren. Der wichtigste von allen betraf die Investitur.

Darin lag die andere Seite der Unternehmungen Heinrichs V. Seine Krone sollte ihm zugleich dazu dienen, die Anmutungen des römischen Stuhles in dieser Beziehung zurückzuweisen. Nicht ganz unzugänglich erwies sich Papst Paschalis II. Er erkannte die während des Schismas, also unter der Einwirtung des exkommunizierten Kaisers geschehenen Wahlen an. Es wurde ein Tag zu Mainz angesetzt, bei welchem der Papst erscheinen und der Investiturstreit geschlichtet werden sollte, darüber kam man auf einer Versammlung zu Guastalla (Oktober 1106) überein. Aber der Papst fand einen so starken Widerstand sowohl bei der Nation, über deren Rücksichtslosigkeit er sich beklagt, als bei Heinrich V., daß er sich auf keinerlei Succeß Rechnung machte und es vorzog, nach Cluny und dann zu einer Kirchenversammlung im Gebiete des französischen Königs nach Troyes zu gehen. In dem Kloster, wird uns erzählt, wurde er als ein vom Himmel gesandter Gesetzgeber aufgenommen.

Auch auf dem Konzil zu Troyes fand er keinen Widerspruch. Es geschah wohl zum erstenmal, daß der katholische Eifer eines Capetingers, genährt durch die sich bahnbrechenden Ideen der Kreuzzüge, welche auf Deutschland noch keinerlei Einfluß geübt hatten, dem Papsttum zu Hülfe kam. In Gegenwart des Paschalis wurde das Konzil gehalten, dessen erster Kanon dahin ging, alle Investitur durch Laienhand aufs neue zu verbieten und den, der sie erteile, nicht weniger als den, der sie empfange, mit Absetzung zu bedrohen.

Der König selbst war in Sachsen, als die päpstliche Ladung zu dem Konzil von Troyes, das als ein allgemeines bezeichnet wird, bei ihm eintraf. Ein Schreiben König Philipps langte in Quedlinburg an, in welchem er eine Zusammenkunft mit dem deutschen König vorschlug. In Mainz sammelte sich dann eine größere Anzahl von Fürsten um Heinrich. Und wenn dieser

von da den Weg nach Lothringen nahm, so schien es nicht anders, als wolle er den König und das Konzil besuchen.

Allein Heinrich hatte bereits einen entgegengesetzten Entschluß gefaßt. Er schickte einige der angesehensten geistlichen und weltlichen Fürsten, unter ihnen den Zähringer Berthold, Graf Wiprecht von Groitsch und die großen Bischöfe von Trier, Bamberg und Würzburg. Sie sollten den seit Karls des Großen Zeiten, der dazu besonders autorisiert gewesen, in Deutschland eingeführten Gebrauch der Besetzung der Bistümer durch die oberste weltliche Gewalt, in Erinnerung bringen.

Wohlverstanden ein unwiderlegliches Argument. Denn aus der Epoche Karls des Großen schrieb sich eben die Vereinigung von Reich und Kirche her, welche die großen Stellungen bestimmt hatte. Dem sollten die Vertreter des Königs hinzufügen, derselbe könne nimmermehr dulden, daß über die Fragen, die sich an jene Forderung knüpften, Beschlüsse in einem fremden Reiche gefaßt würden.

Die Gesandten fanden Paschalis nicht in Troyes, sondern noch in Chalons. Der Papst, dem der König seine Ehrfurcht entbot, jedoch mit Vorbehalt der Ehre des Reiches, antwortete, er suche nichts anderes als die Ehre der Kirche. Das eben war der Grundgegensatz, der nun zum Austrag kam. Um nicht in offene Feindseligkeiten zu geraten, vereinbarte man, daß eine Verständigung darüber bis auf die Reise des Königs nach Rom, die demnächst bevorstehe, verschoben werden solle. Es war die Grundlegung des Konkordates zwischen den beiden Gewalten, welches freilich erst nach heftigem Zusammenstoß zu stande gekommen ist; allein den Grundsatz aufgestellt und unerschütterlich festgehalten zu haben, ist das vornehmste Verdienst Heinrichs V.

Aber ich halte inne. Die Jahreszahlen selbst erinnern mich, daß ich schon in eine andere Periode geraten bin, in welcher die kirchlichen Ideen alle Welt mit Enthusiasmus erfüllten, der sich nach dem Orient wendete.